Johann Baptist Massillon,

Königl. Hofpredigers und Bischofs zu Clermont,

Gedanken

über verschiedene Materien der Sittenlehre,

aus desselben gesammten Schriften gezogen, und aus dem Französischen übersetzt.

Oder:

seiner sämmtlichen Schriften Funfzehnter und letzter Theil.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Poln. und Churfürstl. Sächsischen allergnädigsten Privilegiis.

Dresden,
verlegts George Conrad Walther. 1759.

Nachricht.

Wer die Schriften des Herrn Massillon gelesen, der wird ohne Zweifel wahrgenommen haben, daß sich in denselben allenthalben solche Gedanken und Stellen befinden, in welchen man den lebhaften Ausdruck, und den glücklichen und sonderbaren Schwung antrifft, durch den man gerühret und eingenommen wird, und an welchem man die großen Meister erkennet. Es haben derowegen einige Personen gewünschet, daß alle diese Gedanken gesammlet, und unter verschiedenen Titeln besonders gedruckt werden möchten.

Wir liefern ihnen also hiermit dieses Werk, dessen Ausführung wir um so viel lieber unternommen haben, je gegründeter und trifftiger uns die Ursachen, welche dazu Gelegenheit gegeben, vorgekommen sind. Unter diese Ursachen aber zählen wir gar nicht den Geschmack mit, den man an dergleichen Schriften findet, und die man begierig aufsuchet, weil sie der Bosheit

des menschlichen Herzens zu einer angenehmen Nahrung dienen, als welches sich freuet, daß es die verschiedenen Abschilderungen des Lasters, welche doch der Verfasser nur nach der Natur überhaupt gemacht hat, bald auf diesen, bald auf jenen anwenden kann. Diese Sammlung wird zwar, wie die übrigen, Gelegenheit zu den verhaßten Anwendungen geben können, die der Liebe, welche nichts arges denket, so sehr zu wider sind; es wird aber solches wider unsere Absicht geschehen, indem wir diese Arbeit aus weit reinern und christlichern Bewegungsgründen unternommen haben.

Es werden wenig weltliche Personen gefunden, die gottselige und erbauliche Schriften lesen; und es mangelt ihnen niemals an Ausflüchten und Entschuldigungen diese Pflicht zu unterlassen, welche doch weit nöthiger ist, als man gemeiniglich denket. Die Geschäffte rauben ihnen alle Zeit, und lassen ihnen keine übrig, die sie auf das Lesen solcher Bücher verwenden könnten. Man kann unmöglich lange aufmerksam seyn, und eine ganze an einander hangende Rede, ohne müde zu werden, durchlesen. Man will nur zu seinem Vergnügen lesen. Da die erbaulichen Schriften so ernsthaft sind: so wird man verdrießlich darüber, und findet nicht das geringste Vergnügen in denselben. Auf diese Art entschuldiget man sich. Allein die rechte und wahre Ursache besteht darinnen, weil in den Herzen der mehresten Menschen weder Gottesfurcht, noch Andacht zu finden

ist, und weil man sich nicht gerne mit solchen Dingen beschäfftiget, woran uns nicht viel gelegen ist. Nehmet aber einmal einen Menschen, der bey den weltlichen Geschäfften, in die er verwickelt worden, ein wahrer Christ ist; dieser wird, ohne seinen Geschäfften Nachtheil zu zufügen, allemal Zeit finden, die er auf das Lesen guter Bücher verwenden kann. Und an statt, daß ihn das Lesen derselben ermüdet: so wird es ihm vielmehr zu einer Ergötzlichkeit dienen, die eben so angenehm, als nützlich ist.

Allein, es ist hier keinesweges der Ort dergleichen Ausflüchte zu widerlegen; ja wir wollen so gar gewisser maßen nicht einmal Acht darauf haben. In dieser Absicht legen wir denen, die sie anführen, ein Buch vor, dessen Lesen wenig Zeit und Aufmerksamkeit erfordert; und welches, indem es einen großen Nutzen schaffen kann, zugleich Annehmlichkeiten an sich hat, die eben so groß sind, als die Annehmlichkeiten so vieler Bücher, die eben so unnütze, als schädlich sind, und mit welchen die Welt überschwemmet ist, ja die so wohl den Verstand, als das Herz verderben können.

Alle Gedanken, welche diese Sammlung ausmachen, sind kurz, von einander abgesondert, und haben nicht die geringste nothwendige Verbindung unter einander. Man kann einen, oder mehrere auf einmal lesen, von einer Materie zu der andern fortgehen, und wiederum auf die erste zurücke kommen, ohne daß man den geringsten Schaden davon zu besorgen

gen hat; und unter allen diesen Gedanken ist nicht ein einziger zu finden, der nicht entweder einen wichtigen Grundsatz, oder eine scharfsinnige Anmerkung, oder erbauliche Wahrheiten in sich fassete, wobey zugleich alles auf das schönste vorgetragen, und mit allen Annehmlichkeiten der Beredtsamkeit ausgeschmücket ist. Sollten wir wohl Ursache haben zu befürchten, es werde jemand gefunden werden, der so beschäfftiget wäre, daß er nicht ungestraft seinen Geschäfften so viel Zeit entziehen könnte, als das Lesen eines solchen Buches erfordert; oder dessen Kopf so schwach wäre, daß er dadurch ermüdet würde; oder der einen so großen Abscheu vor allem, was ernsthaft ist, hätte, daß er nicht die geringste Neigung dazu bey sich verspüren sollte?

Was diese letzten anbetrifft, die nur zum Zeitvertreibe und zu ihrem Vergnügen etwas lesen wollen: so würden wir ihnen einen großen Dienst erweisen, wenn dieses Buch, welches wir ihnen in die Hände geben, sie nicht nur durch das, was es angenehmes an sich hat, belustigte, sondern sie auch zugleich durch seine Gründlichkeit von dem verderbten Geschmacke befreyete, den sie an nichtigen Dingen finden, und welcher, wenn man nicht Acht darauf hat, der herrschende und eigenthümliche Geschmack unserer Nation wird, und die übrigen Eigenschaften, derer wir uns vielleicht aus Leichtsinnigkeit schmeicheln, gar sehr schändet.

Ver-

Verzeichniß
der in diesem Theile enthaltenen Materien.

Von dem Daseyn Gottes, . . . S. 3
Von der Vorsehung, . . . 9
Von der Wahrheit, . . . 12
Von der Religion, . . . 21
Von dem äußerlichen Gottesdienste, . . . 25
Von dem göttlichen Gesetze, . . . 28
Von der heiligen Schrift, . . . 34
Von der Kirche, . . . 37
Von dem Glauben, . . . 44
Von der Gottesfurcht, . . . 53
Von dem Eifer, . . . 62
Von dem Tode, . . . 71
Von der Erwählung eines Standes, . . . 77
Von den Naturgaben, . . . 86
Von den Großen, . . . 90
Von der Welt, . . . 101
Von den falschen Tugenden, . . . 113
Von den Menschen, . . . 116
Von den Leidenschaften, . . . 119
Von dem Stolze, . . . 122
Von dem Ehrgeize, . . . 129
Von der Eitelkeit, . . . 135
Von der Eifersucht, . . . 142
Von der Rache, . . . 148

Von

Von dem Geize, . . . 152
Von der Eigenliebe, . . . 154
Von der Ungerechtigkeit, . . . 158
Von der Schmeicheley, . . . 161
Von der Verstellung, . . . 173
Von der Verläumdung, . . . 175
Von der Wollust, . . . 182
Von der Freundschaft, . . . 194
Von dem Unglauben, . . . 197
Von dem Verdrusse, . . . 214
Von dem Glücke, . . . 218
Von der Ketzerey, . . . 226
Von der Abgötterey, . . . 231
Von den starken Geistern, . . . 234
Von dem Heldenmuthe, . . . 242
Von der Gesprächigkeit, . . . 245
Von der Ehre, . . . 256
Von den Wohlthaten, . . . 263
Von dem Gewissen, . . . 267
Von der Unruhe und Unbeständigkeit des menschlichen Lebens, . . . 272
Von den gefährlichen Gelegenheiten, . . . 278
Von den Urtheilen der Menschen, . . . 281
Von den Oberherren, . . . 288
Von dem Hofe, . . . 299
Von den Prinzen, . . . 301
Von der Geburt, . . . 304
Von der Auferziehung, . . . 306
Von der Jugend, . . . 310
Von den Gesetzen, . . . 311
Von der Zeit, . . . 315
Von den Weltweisen, . . . 320
Von der Unsterblichkeit der Seele, . . . 325
Von dem Priesterthume, . . . 332
Von den Predigern. . . . 347

* * *

Ge-

Gedanken

über

verschiedene Materien.

Gedanken über verschiedene Materien.

Von dem Daseyn Gottes.

Wo könnten wir uns wohl auf dem Erdboden hinbegeben, da wir nicht allenthalben die deutlichsten Merkmaale von dem Daseyn Gottes anträfen, und Gelegenheit hätten, seinen großen und herrlichen Namen zu bewundern? Haben wilde Völker den Begriff, welchen Gott davon ihrer Seele eingepräget hatte, können verlöschen lassen: so ist er an allen Creaturen, die vor ihren Augen schweben, in so unauslöschlichen und deutlichen Merkmaalen wahrzunehmen, daß sie nicht zu entschuldigen sind, wenn sie ihn nicht an denselben erblicken.

Der Gottlose mag sich immerhin rühmen, er kenne Gott nicht, und er treffe von seinem unendlichen Wesen nicht den geringsten Begriff in sich an; es rühret dieses daher, weil er denselben mehr in seinem verderbten Herzen und in seinen Leidenschaften, als in seiner Vernunft suchet. Allein er darf sich nur ein wenig umsehen: so wird er seinen Gott allenthalben finden. Der ganze Erdboden wird ihm denselben verkündigen. Er wird die Merkmaale seiner Größe, Macht und Weisheit an allen Creaturen antreffen; und sein Herz wird in der Welt das einzige seyn, was den Urheber seines Seyns nicht verkündiget und erkennet.

Gott hat seinen herrlichen Namen allen Werken seiner Hände auf eine so augenscheinliche Art eingepräget, daß ihn auch so gar die Einfältigsten an denselben nicht verkennen können. Man hat dazu weder einen großen Verstand, noch eine weitläuftige Wissenschaft vonnöthen; sondern es sind schon die ersten Eindrücke der Vernunft und Natur hinlänglich. Es wird nur eine Seele erfordert, in der noch die ersten Merkmaale des Lichtes angetroffen werden, welches ihr Gott, als er sie schuf, mittheilete, und welche dieselben durch die Finsternisse der Leidenschaften, und durch den falschen Schimmer einer dunkeln und thörichten Weltweisheit noch nicht verfinstert oder ausgelöschet hat.

Was hat man nöthig, neue Untersuchungen und mühsame Speculationen anzustellen, um zu erfahren, was Gott sey? Wir dürfen nur unsere Augen in die Höhe richten. Wir erblicken den unermeßlichen Raum des Himmels, der ein Werk seiner Hände ist; die großen Lichtkörper, die sich über uns auf eine ordentliche und so majestätische Weise bewegen, und gegen welche die Erde nur ein kleines Sonnenstäubchen ist. Welche Pracht! Wer hat

zu der Sonne gesaget: Gehe aus dem Nichts hervor, und regiere den Tag? Und zu dem Monde: Erscheine, und sey das Licht der Nacht? Wer hat der Menge Sterne das Seyn und den Namen gegeben, die das Firmament mit einem so großen Glanze zieren, und eben so viel unermeßliche Sonnen sind, von denen eine jede zu einer Art von einer neuen Welt gehöret, die sie erleuchten? Wer ist der Werkmeister, dessen Allmacht diese Wunder hat thun können, in welchen sich aller Stolz der geblendeten Vernunft verliert und zu Schanden wird? Wer würde sie sonst, als der allerhöchste Schöpfer der Welt haben thun können? Würden sie wohl von sich selbst aus dem Schooße des Ungefähr und des Nichts hervorgekommen seyn? Und sollte wohl der Ruchlose in seiner Verzweifelung so weit gehen, und dem, was nicht ist, eine Allmacht zueignen, die er demjenigen abzusprechen sich erkühnet, der wesentlich ist, und von welchem alles ist gemacht worden?

Umschreibung des 8 Psalms.

Die unwissendesten und barbarischesten Völker verstehen die Sprache der Himmel. Gott hatt sie als himmlische Herolde über unsere Häupter gestellet, welche seine Größe und Hoheit unaufhörlich der ganzen Welt verkündigen. Ihr majestätisches Stillschweigen redet die Sprache aller Menschen und Völker. Es ist eine Stimme, die man allenthalben höret, wo nur jemand auf dem Erdboden wohnet. Man begebe sich an die entferntesten Enden der Erde, und in die größten Wüsteneyen; es kann sich kein Ort in der Welt, wenn er auch gleich vor den übrigen Menschen noch so verborgen ist, diesem mächtigen Glanze entziehen, der über uns in den hellleuchtenden runden Körpern, welche das Firmament zieren, schimmert. Dieses

ses ist das erste Buch, welches Gott den Menschen gezeiget hat, um sie zu belehren, wer er wäre. Hieraus lerneten sie zuförderst, was er ihnen von seinen unendlichen Vollkommenheiten wollte bekannt machen. Bey Betrachtung dieser großen Gegenstände fielen sie voll Verwunderung, und aus einer ehrerbiethigen Furcht auf die Erde nieder, und betheten den allmächtigen Urheber derselben an. Sie hatten keine Propheten nöthig, die sie von demjenigen unterrichtet hätten, was sie seiner allerhöchsten Majestät schuldig waren. Die vortreffliche Einrichtung der Himmel und des Weltgebäudes lehrete es sie zur Genüge. Sie hinterließen diese einfältige und reine Religion ihren Kindern; allein dieser köstliche Schatz verdarb in ihren Händen. Da sie die Schönheit und den Glanz der Werke Gottes immer je mehr und mehr bewunderten; so sahen sie dieselben für Gott selbst an. Die Gestirne, welche nur deswegen erschienen, damit sie den Menschen seine Herrlichkeit verkündigen möchten, wurden selbst ihre Gottheiten. Sie betheten thörichter Weise die Sonne, den Mond, und das ganze Himmelsheer an, welche doch ihr Gebeth weder verstehen, noch annehmen konnten. Auf diese Art entstund ein gottloser und abergläubischer Dienst, der sich in der ganzen Welt ausbreitete. Die Menschen vergaßen über der Schönheit dieser Werke, was sie ihrem Urheber schuldig waren. Es sind allezeit die in der Natur ausgebreiteten Gaben und Geschenke Gottes, die uns von ihm entfernen. Wir hangen unser Herz an sie, und entziehen es dem, dessen gutthätige Hand uns mit seinen Wohlthaten überschüttet. Seine Werke und seine Wohlthaten, die Güter, die Gaben des Leibes und des Gemüthes, sind unsere Götter. Alle unsere Hochachtung und Verehrung ist ganz allein gegen sie gerichtet. Sie sollten

nur

nur unsere Herzen durch unaufhörliche Regungen der Liebe und Dankbarkeit zu Gott erheben. So aber wenden wir sie weiter zu nichts an, als daß wir sie an seine Stelle setzen, und wider ihn selbst gebrauchen.

O was für elende Geschöpfe sind die Gottlosen, die doch so viel Verstand und Vernunft zu besitzen vermeynen, weil sie die Größe Gottes nicht aus der herrlichen und prächtigen Einrichtung seiner Werke einsehen und erkennen! Sie werden von der Ehre der Fürsten und Weltbezwinger gerühret, welche sich die Völker unterthänig machen, und neue Reiche stiften; aber die allmächtige Hand des Herrn werden sie nicht gewahr, der den Grund des Weltgebäudes allein hat legen können. Sie bewundern den Fleiß und die Vortrefflichkeit eines Baumeisters, der prächtige Paläste aufgeführet hat, welche die Zeit zernichten und zerstören wird; aber die Ehre der Pracht des Himmels eignen sie dem Ungefähr zu, und wollen aus der so beständigen und so ordentlichen Uebereinstimmung dieses unermeßlichen und prächtigen Werkes, welches die Veränderung der Zeiten und der Jahre allezeit verschonet hat, und auch bis an das Ende verschonen wird, keinen Gott erkennen. Die Menschen haben zu allen Zeiten, und unter allen Völkern, bloß von Natur, seine Gottheit und Macht erkannt; aber der Gottlose will lieber das ganze menschliche Geschlechte Lügen strafen, die allgemeine Meynung für Leichtgläubigkeit, und seine ersten Begriffe und Einsichten, die er mit auf die Welt gebracht hat, für kindische Vorurtheile ausgeben, als einer seltsamen und unbegreiflichen Meynung entsagen, bey der sich seine Vernunft bloß um seiner Laster, dieser Kinder der Finsterniß willen, beruhiget hat, und welche seine Uebelthaten ganz allein haben wahrscheinlich machen können.

Wenn der Herr den Menschen den herrlichen und prächtigen Anblick der Gestirne und Himmel nur einmal gezeiget hätte: so würde es der Gottlose für ein Blendwerk halten können. Er würde sich einbilden können, es wären dieses Spielwerke eines ungefähren Zufalls, und der Natur; Erscheinungen, die bald vorübergehen, welche ihre Entstehung einem ungefähren Zusammenflusse der Materie zu danken haben, und die, weil sie von sich selbst, und ohne Beyhülfe eines verständigen Wesens sind gebildet worden, uns der Mühe überheben, nach den Ursachen und Bewegungsgründen ihrer Hervorbringung und ihres Nutzens zu forschen. So aber hat sich dieser große und herrliche Anblick seit der Erschaffung der Welt unsern Augen dargestellet. Die auf einander folgenden Tage und Nächte sind zu keiner Zeit unterbrochen worden, sondern haben allemal einen gleichen und majestätischen Lauf gehabt, seit dem sie zur Auszierung des Weltgebäudes, und zum Nutzen der Menschen sind geordnet und bestimmet worden. Der erste Tag, welcher die Welt erleuchtete, verkündigte die Größe Gottes durch die Pracht des ungeheuern Lichtkörpers, der ihn zu regieren anfieng; und er pflanzete nebst seinem Glanze auf alle Tage, welche nachfolgen sollten, die zwar stumme, aber sehr rührende Sprache fort, welche den Menschen die Herrlichkeit des Herrn, und die Macht seines Namens verkündiget. Die Gestirne, welche die erste Nacht erleuchteten, sind nachhero wieder erschienen, und haben seit dem auch alle übrige erleuchtet, und pflanzen nebst sich, durch ihre beständige ordentliche Bewegung, die Erkenntniß der Weisheit und Majestät des allerhöchsten Werkmeisters, der sie aus nichts hervorgebracht hat, unaufhörlich fort.

Umschreibung des 18 Psalms.

Von

Von der Vorsehung.

Was für einen Begriff würden wir uns wohl von der Vorsehung bey der Regierung der Welt machen, wenn wir ihre Weisheit und Gerechtigkeit nur nach den verschiedenen Umständen, worein sie die Menschen hier auf der Welt setzet, beurtheileten? Wie! das Gute und das Böse würde allhier ohne Wahl, ohne Absicht, und ohne Unterschied ausgetheilet? Der Fromme und Gerechte sollte fast allezeit in Noth und Elende seufzen; da hingegen der Gottlose in Herrlichkeit, Vergnügen und Ueberflusse lebte? Und nach so verschiedenen Glücksumständen, und nach einem so verschiedenen Lebenswandel sollte einer, wie der andere in eine ewige Vergessenheit verfallen? VIII. Theil. 87. 88. S.

O wie groß ist die Welt, wie herrlich und prächtig ist sie! Was für eine Weisheit, Ordnung und Pracht leget uns nicht die Verwaltung der Länder und Reiche vor unsre Augen, wenn wir in derselben eine Vorsehung erblicken, welche alles beherrschet; die, von einem Ende bis zum andern, alles nach Gewichte, Zahl und Maaß einrichtet; welche die entferntesten Begebenheiten in ihren Ursachen erblicket; derer Wille die Ursachen aller Begebenheiten in sich fasset; welche der Welt Fürsten und Regenten, nach den Absichten ihrer Gerechtigkeit oder Barmherzigkeit gegen die Völker, giebt; die, nach den Absichten ihrer Weisheit, entweder den Frieden schenket, oder den Krieg kommen

läßt; welche den Königen weise oder untüchtige Diener giebt; welche gute und böse Begebenheiten kommen läßt, nach dem sie zur Vollendung ihres Werks am nützlichsten sind; die den Lauf der menschlichen Eigenschaften einrichtet, und welche auf eine unaussprechliche Art und Weise auch so gar die Bosheit der Menschen zu ihren Absichten anzuwenden weiß! Wenn man die Welt aus diesem Gesichtspuncte, und zugleich nebst dem allerhöchsten Werkmeister, der sie regieret, betrachtet; o wie ist sie voll Ordnung, Uebereinstimmung und Pracht! Wenn man aber die Vorsehung davon absondert, und sie ganz alleine betrachtet; wenn man weiter nichts darinnen erblicket, als die menschlichen Leidenschaften, die alles in Bewegung zu setzen scheinen; o so ist sie weiter nichts, als ein Chaos, ein Schauplatz der Unordnung und Verwirrung; wo sich nichts an seinem rechten Orte befindet; wo der Gottlose die Belohnung der Tugend genießt; wo dem Frommen oftmals die Verwerfung und die Strafen des Lasters zu Theile werden; wo die Leidenschaften die einzigen Gesetze sind, die man um Rath fraget; wo die Menschen durch nichts anders mit einander verbunden sind, als durch den Eigennutz, welcher Trennungen unter ihnen anrichtet; wo die wichtigsten Begebenheiten von einem blinden Ungefähr abzuhängen scheinen; wo ein glücklicher Erfolg gar selten der Beweis und die Belohnung der guten Sache ist; wo sich der Ehrgeiz und die Verwegenheit zu den höchsten Ehrenstellen hinauf schwingen, vor welchen sich die Verdienste scheuen, oder die man ihnen versaget; mit einem Worte, wo man keine Ordnung wahrnimmt, weil man daselbst nichts, als unordentliche Bewegungen erblicket, ohne daß man das Geheimniß und den Nutzen derselben begreift.

Sehet! so sieht die Welt aus, wenn man die Vorsehung von ihr absondert. VI. Theil. 152-154 S.

O erschreckliche Vorsehung, wenn der ganze Haufe der Menschen nur deswegen auf den Erdboden wäre gesetzet worden, daß er die Ergötzlichkeiten einer geringen Anzahl Glückseliger, die darauf wohnen, und welche oftmals die Hand, die sie mit Wohlthaten überschüttet, nicht kennen, befördern sollte!

Die Großen würden auf dem Erdboden unnütze seyn, wenn es nicht Arme und Unglückselige auf demselben gäbe. Sie sollen ihre Erhebung zu nichts anders, als zu den öffentlichen Bedürfnissen anwenden; und weit gefehlt, daß die Völker nur um ihrentwillen da seyn sollten: so sind sie vielmehr selbst alles, was sie sind, nur allein um der Völker willen. Die Vorsehung überträgt ihnen ihre Sorge für die Schwachen und Geringen. Alles, was bey ihrer Größe das wirklichste ist, ist dasjenige, was sie davon zum Besten der Nothleidenden anwenden sollen. Dieses ist das einzige Unterscheidungszeichen, das Gott an uns gemacht hat. Sie sind weiter nichts, als Diener seiner Gütigkeit und Vorsehung; und sie verlieren das Recht und den Titel, der sie groß machet, so bald sie nur allein um ihrentwillen groß seyn wollen. I. Theil. 85. 86 S.

Von der Wahrheit.

Die Wahrheit ist die ewige Regel, und das innerliche Licht, welches beständig in uns gegenwärtig ist; uns bey einer jedweden Handlung zeiget, was wir thun, oder was wir unterlassen müssen; uns unsre Zweifel benimmt; unsre Urtheile prüfet; uns ingeheim entweder seinen Beyfall ertheilet, oder uns sein Misfallen zu erkennen giebt, nach dem nämlich unser Lebenswandel mit ihrem Lichte übereinstimmet, oder nicht; und welches, wenn es zu gewissen Zeiten viel stärker wird, und heller leuchtet, uns den Weg, den wir gehen sollen, weit deutlicher entdecket. VII. Theil. 92 S.

So pfleget es der Wahrheit zu gehen. Sie ist fast allezeit verhaßt, weil sie uns fast niemals günstig ist. Vornehmlich machen sich die Großen gleichsam eine öffentliche Ehre daraus, sie zu hassen, weil sie dieselben gemeiniglich selbst sehr verhaßt macht. Sie legen ihr allezeit die verhaßten Namen der Unvorsichtigkeit und Verwegenheit bey; weil bey ihnen die Schmeicheley ganz alleine den herrlichen Namen der Wahrheit unrechtmäßiger Weise führet. Sie sind bey den verderbten Zeiten, in welchen wir leben, noch glücklich genug, daß sie noch Menschen finden, die sich unterstehen, ihnen dieselbe zu sagen. Sie sind aber auch noch weit mehr zu beklagen, daß sie dieselbe zu keinem andern Ende erkennen, als daß sie sie verachten; und weil sie glauben, sie wären weit über der Wahrheit, indem sie sehen,

hen, daß sie über alle diejenigen sind, die sie ihnen verkündigen. VIII. Theil. 287. 288. S.

Die Wahrheit hat Reizungen, welchen ein rechtschaffenes Herz schwerlich widerstehen kann. Sie thut einer gesunden und gereinigten Vernunft zu ihrem Vortheile Gewalt an. Sie zieht einen weisen und erhabenen Geist, es sey über lang oder über kurz, in ihre Vortheile. Die Leidenschaften können eine Zeit lang blenden; das Alter kann verführen; die Beyspiele können verleiten; gottlose und freche Reden können stutzig machen; endlich aber dringt die Wahrheit durch die Wolke hindurch, und nimmt bey einem redlichen und rechtschaffenen Menschen die Stelle des Nichtigen ein, woran er sich bis anhero belustiget hatte. Da man es überdrüßig geworden, daß man den Träumen und Hirngespinnsten so lange Zeit nachgelaufen ist; so verlanget man etwas gewisses und wirkliches, man findet es aber nirgends, als in der Religion, in der Wahrheit ihrer Lehren, und in ihren herrlichen Verheißungen. Nur ein schlechter und seichter Geist kann bey dem Betruge beständig verharren. Die Welt kann niemanden, als Leute, die keine Ueberlegung besitzen, und von schlechter Art sind, immerdar verführen. Sie selbst sieht diejenigen, die in ihrem ganzen Leben nicht einen einzigen ernsthaften Tag gehabt, und zwischen dem Leben und dem Tode keinen Zwischenraum zu setzen gewußt haben, als solche an. Der Geschmack an dem Eitlen und Nichtigen, welcher machete, daß man uns anfangs seinen Beyfall ertheilete, machet uns, so bald ihn das Alter nicht mehr entschuldiget, am Ende verächtlich. II. Theil. 58 S.

Die einen machen die Wahrheit zu einem Gegenstande des Streites und einer nichtigen Weltweisheit. Die andern, so mit sich selbst noch nicht recht einig sind, wün-

schen zwar, wie es scheint, sie kennen zu lernen: aber sie suchen sie nicht, wie sie sollten, weil sie in der That verdrüßlich darüber seyn würden, daß sie sie gefunden hätten. VII. Theil. 93 S.

Die Erkenntniß der Wahrheit ist gar selten eine ernsthafte Beschäfftigung für die Großen. Die Reden, so sie darüber anstellen, sind vielmehr eitle und unnütze Reden, als ein Verlangen sich zu unterrichten. Fragen sie bisweilen: so geschieht solches nicht so wohl, daß sie von ihren Pflichten unterrichtet, als daß ihre Leidenschaften gebilliget werden mögen. Die unangenehmen Wahrheiten kommen niemals bis zu ihnen, weil sie niemand so sehr liebet, daß er ihnen misfallen wollte; und weil sie wegen der Wohlthaten, mit welchen sie diejenigen, die sie hintergehen, belohnen, verdienen, daß sie hintergangen werden. VI. Th. 45 Seite.

Daß sich uns die Wahrheit fast allezeit ohne Nutzen zeiget, davon ist dieses die Ursache, weil wir von derselben nicht nach dem Lichte, das sie in unserer Seele zurücke läßt, sondern nach dem Eindrucke urtheilen, den sie in die übrigen Menschen, unter welchen wir uns befinden, machet. Wir fragen nicht die Wahrheit, die in unserem Herzen ist; sondern den Begriff, den sich andere davon machen, um Rath. Es geschieht also, daß uns das Licht des Himmels unzählige mal vergeblich beunruhiget, und die Wege, die wir wandeln sollen, zeiget. Der erste Blick, den wir hierauf wieder auf das Beyspiel anderer Menschen, die eben so, wie wir leben, werfen, beruhiget uns, und breitet eine neue Wolke über unser Herz aus. In diesen glückseligen Augenblicken, da wir nur die Wahrheit in unserem eigenen Gewissen um Rath fragen, verdammen wir uns. Bald darauf aber, wenn wir nur allein die allgemeinen

Beyspiele zu Rathe ziehen, rechtfertigen wir uns. Wir setzen ein Mistrauen in die Wahrheit, welcher das allgemeine Beyspiel widerspricht; wir halten sie in der Ungerechtigkeit zurücke; wir opfern sie dem Irrthume und der allgemeinen Meynung auf; ja sie wird uns verdächtig, weil sie uns ihr Licht ganz alleine mittheilen will, und es ist eben das Sonderbare, welches sich bey ihrer Wohlthat befindet, das uns undankbar und widerspänstig macht. VII. Theil. 101. 102 S.

Die Mächtigen der Erde wollen allenthalben gebiethende Herren seyn. Man möchte fast sagen, die Wahrheit stünde unter ihnen. Sie muß sich überall antreffen lassen, wo sie sie nur hinsetzen wollen. Sie wollen niemals Unrecht haben; und wenn man ihnen vernünftige Gründe entgegen setzet, so wird man dadurch beynahe eidbrüchig. So gar die Luft, welche man bey ihnen in sich zieht, hat etwas böses und ansteckendes an sich, welches den Verstand ganz aus der Ordnung bringt. Hat wohl derjenige, welcher sich ingeheim über seine Uneigennützigkeit freuet, so lange er nicht mit hohen Personen umgeht, und niemand etwas von ihm weiß, eben dieselben Kräfte, und eben den Muth, nachdem er zu einer hohen Ehrenstelle ist erhoben worden? Man beuget das Gesetz; man richtet es nach den Zeiten, nach den Gemüthsneigungen, und nach den vorfallenden Umständen ein. Ach! man hat keine eigene Gedenkungsart mehr, sondern richtet sich mehrentheils nach der Denkungsart derer, von welchen man, wenn man ihnen gefällt, Nutzen und Vortheil hat. X. Theil. 281 S.

Man verdienet die Antworten der Wahrheit nur alsdenn, wenn derjenige, welcher fraget, begierig ist sie zu erfahren. Allein sie befindet sich gemeiniglich am allerwe-

nigsten in den Herzen derer, welche von der Religion am meisten reden und disputiren. Man hat die Wahrheit schon gefunden, wenn man sie aufrichtig suchet. Man darf, um sie zu finden, weder in den Abgründen wühlen, noch sich über die Luft erheben; wir dürfen sie nur in uns selbst anhören. Ein unschuldiges und gelehriges Herz versteht ihre Stimme so gleich. Die Zweifel und die Untersuchungen, welche den Stolz erregen, verschließen vielmehr die Augen vor ihrem Lichte, als daß sie dasselbe näher zu uns bringen sollten. Sie verblendet die Weisen und die Richter, die auf ihre Geheimnisse stolz sind, und theilet sich nur denen mit, die sich eine Ehre daraus machen, ihre Schüler zu seyn. Die Unterwerfung ist die Quelle des Lichts. Je mehr man vernünfteln will, desto mehr verirret man sich. Wenn die Vernunft einmal von dem rechten Wege abgewichen ist: so kann sie nichts mehr aufhalten. Je weiter sie fortgeht, desto mehrere Abgründe bereitet sie sich. I. Theil. 180. 181 S.

Ein wahrhaftig großer Prinz liebet an andern sonst nichts, als die Wahrheit, und kein Eigennutz geräth mit ihr in seiner Seele jemals in einen Streit. Er hält sie für die vornehmste Pflicht eines Menschen, und den herrlichsten Titel eines Fürsten. Den gemeinen Seelen überläßt er die Verstellungen und die Spitzfindigkeiten, welche dienen, uns eine Ehre zu verschaffen, die uns nicht gebühret, oder unsere wirklichen Fehler zu verheelen. Alle seine Worte rühren von der Wahrheit selbst her. Es gefällt ihm an den Menschen sonst nichts, als die Wahrheit. Er suchet seine Freunde niemals unter seinen Schmeichlern. Es ist ihm so gar oftmals sein hoher Stand zur Last, weil man sich in seiner Gegenwart einen Zwang auferleget; und nichts ist ihm angenehmer, als wenn er die Leute ohne Verstel-

lung reden höret, und wenn sie sich so zeigen, wie sie wirklich beschaffen sind: Ein Vergnügen, welches den Grossen gar sehr unbekannt ist, die von den Menschen niemals etwas anders, als das Aeußerliche sehen, und oftmals nur das Falsche an ihnen lieben. IX. Theil, 113 S.

Der Geist der Welt ist ein Geist der Demüthigung und Behutsamkeit. Da die Eigenliebe der Grund davon ist: so strebet er nur in so ferne nach der Wahrheit, als ihm die Wahrheit gefallen kann. Wir dürfen uns nur aufrichtig prüfen, um überzeugt zu werden, daß hierinnen unser Charakter bestehe. Unser ganzes Leben ist weiter nichts, als ein Zusammenhang von Behutsamkeiten und Gefälligkeiten, die das göttliche Gesetz verwirft. Allenthalben opfern wir die Einsicht unsers Gewissens den Irrthümern und Vorurtheilen derer, bey welchen wir leben, auf. Wir sehen die Wahrheit ein; und dennoch halten wir sie in der Ungerechtigkeit zurücke. Wir loben die Grundsätze, die sie bestreiten. Wir unterstehen uns nicht, uns denen zu widersetzen, die sie verdammen. Wir räumen der Schmeichelen und der Begierde nicht zu misfallen täglich tausenderley Dinge ein, die uns unser Gewissen vorrücket, und woran wir so gar nicht einmal einen Geschmack finden. Mit einem Worte, wir leben nicht um unser selbst, und um der Wahrheit willen; sondern wir leben um anderer, und um der Eitelkeit willen. Und daher kömmt es auch, daß, wenn die Wahrheit mit einer von unsern Leidenschaften streitet, und man ihnen, indem man jener beysteht, Tort thun muß, wir sie verlassen. Wir nehmen uns in Acht; wir verstellen uns. Auf diese Art bringen wir unser ganzes Leben zu, indem wir andern nachgeben, uns nach ihren Leidenschaften richten, und ihren Beyspielen folgen. Die Gefälligkeit ist die große

Triebfeder unsers ganzen Verhaltens; und da wir vielleicht selbst kein Laster an uns haben: so machen wir uns der Laster aller übrigen Menschen theilhaftig. VII. Th. 201 = 203 S.

Je mehr man die Wahrheit liebet! desto mehr kann uns alles dasjenige, was ihren Schein annimmt, verführen. Die einfältige und aufrichtige Tugend beurtheilet andere nach sich selbst. Es ist fast allezeit unsere eigene Falschheit, die uns zum Mistrauen verleitet. Man hütet sich nicht so sehr vor Betrug und List, wenn man sich allezeit der Redlichkeit und Einfalt beflissen hat; und aufrichtige Leute können am leichtesten hintergangen und betrogen werden, weil ihnen die Kunst zu betriegen unbekannt ist.

Vornehmlich aber haben sich die Großen vor den Vorurtheilen und dem Betruge zu hüten. Denn, außerdem, daß hier die Folgen derselben weit gefährlicher sind: so können sich auch die Vorurtheile weit eher bey ihnen einschleichen, weil sie nicht gern Untersuchungen anstellen, und nicht mistrauisch sind; dabey es ihnen auch bequemer und leichter fällt, nach dem, was man ihnen saget, zu urtheilen, als es selbst zu untersuchen, und sich davon zu überzeugen.

Es ist aber die Hartnäckigkeit bey den Vorurtheilen, welche das Uebel noch unheilbarer macht. Sie schämen sich nicht, daß sie sind hintergangen worden; wie könnten sie sich also wohl davor in Acht nehmen? Fast alles, was sich um sie herum befindet, suchet sie zu betriegen. Ist es wohl zu verwundern, daß ihre Aufmerksamkeit bisweilen müde wird, und daß sie sich können verführen lassen? Die List ist viel geschickter und anhaltender, als das Mistrauen. Sie nimmt alle Gestalten an, und machet sich

alle Augenblicke zu Nutze. Und wenn diejenigen, die um uns sind, fast insgesamt einen Nutzen davon haben, daß wir uns betriegen; so hilft ihnen unsere Vorsichtigkeit oftmals selbst, uns in die Fallstricke zu ziehen. I. Theil. 157. 160 S.

Nach unserem Vorgeben lieben wir die Wahrheit, und wünschen, daß man sie uns bekannt machen möge. Daß aber dieses weiter nichts, als bloße Worte sind, erhellet daraus, weil alle diejenigen, die mit uns umgehen, in Ansehung dessen, was diese geliebte Leidenschaft betrifft, die wir unter allen übrigen gleichsam noch errettet und davon gebracht haben, ein tiefes Stillschweigen beobachten. Unsere Freunde gedenken nicht ein Wort davon. Unsere Vorgesetzten sehen sich genöthiget in diesem Stücke ganz behutsam zu verfahren. Diejenigen, so unter uns stehen, sind auf ihrer Hut, und wenden beständig alle nur mögliche Vorsichtigkeit an. Wenn man ja mit uns davon redet: so geschieht es auf eine so gelinde Art, welche einen Vorhang vor unsere Wunde zieht. Wir sind fast die einzigen, welchen unser Elend unbekannt ist. Jedermann weiß und sieht es: niemand aber will sich unterstehen, uns dasselbe bekannt zu machen. Man merket gar wohl, daß wir die Wahrheit nicht im Ernste suchen; und daß die Hand, die uns unsere Wunde zeigen würde, an statt uns zu heilen, uns nur eine neue schlagen würde. Man verliert alle seine Verdienste bey uns, so bald man uns selbst hat kennen lernen. Vorhero war man erleuchtet, klug und liebreich. Man besaß alles dasjenige, wodurch man sich Hochachtung und Vertrauen erwerben konnte. Seit dem man aber ohne Verstellung mit uns geredet, hat man bey uns alle diese großen Eigenschaften verloren. Der Eifer ist weiter nichts, als eine natürliche Gemüthsbeschaf-

fenheit, die Liebe heißt eine Prahlerey, oder eine Begierde alles zu tadeln, und allem zu widersprechen; und die Wahrheit ist nur ein Schatten, den man für sie annimmt. Ob wir nun also gleich oftmals ingeheim von unsern ungerechten Leidenschaften überzeugt sind: so wollten wir doch gerne, daß sie von andern gebilliget würden. Und ob wir uns gleich durch das innerliche Zeugniß der Wahrheit genöthiget sehen, sie uns selbst vorzurücken: so können wir es doch nicht leiden, daß sich andere nebst uns wider uns vereinigen. Und da wir, vermöge eines Verderbnisses des Herzens, das vielleicht noch schlimmer ist, als unsere Leidenschaften selbst, die Wahrheit in unserem Herzen nicht ersticken können, so wollen wir sie doch gerne aus dem Herzen aller derer, mit welchen wir umgehen, ausrotten. VII. Th. 99 = 101 S.

Man unterwirft sich der Wahrheit willig und gerne, wenn man sie liebet. Aber die Liebe zur Wahrheit ist eine demüthige und gelehrige Liebe. Der Stolz macht, daß wir oftmals unsere falsche Einsichten an die Stelle der Wahrheit setzen. Wir bilden uns ein, wir lieben sie, und lieben doch weiter nichts, als unsere Vorurtheile und unsere eigenen Gedanken. Wir glauben, wir opferten ihrentwegen alles auf, und sind doch nur allein die Opfer unseres stolzen Eigensinnes.

Umschreibung des 18 Psalms.

Von

Von der Religion.

Gott kann sich den Menschen auf keine andere Weise, und in keiner andern Absicht offenbaren, als sie zu belehren, was er sey, und was ihm die Menschen schuldig sind; und die Religion ist eigentlich nichts anders, als ein göttliches Licht, welches Gott dem Menschen bekannt macht, und ihm die Pflichten vorschreibt, die er gegen Gott zu beobachten hat. Der Allerhöchste mag entweder selbst auf die Welt kommen, oder er mag außerordentliche Menschen mit seinem Geiste erfüllen; so kann der Zweck aller dieser Unternehmungen kein anderer seyn, als die Erkenntniß und die Heiligung seines Namens in der Welt, und die Einführung eines Gottesdienstes, vermöge welches man ihm allein dasjenige erweiset, was ihm nur allein gebühret. VII. Th. 37. 38 S.

Das Alterthum ist in Religionssachen ein Kennzeichen, welches die Vernunft verehret; und man kann sagen, daß ein Glaube, der durch die Religion der ersten Menschen, und durch die Einfalt der ersten Zeiten ist geheiliget worden, schon ein Vorurtheil sey, das zu ihrem Besten gereichet. Es rühmet sich zwar die Lügen oftmals eben dieser Vorzüge, und es giebt unter den Menschen alte Irrthümer, welche der Wahrheit das Alterthum ihres Ursprunges streitig zu machen scheinen. Allein, wer ihre Geschichte untersuchen will, der wird ihren Ursprung gar leicht entdecken können. Die Neuigkeit ist allemal das

sicherste und unzertrennlichste Kennzeichen des Irrthums. II. Th. 73 S.

Die Religion ist das Ende aller Absichten Gottes auf dem Erdboden. Alles, was er hier auf der Welt gethan hat, ist um ihrentwillen geschehen. Alles muß zu ihrer Vergrößerung und Ausbreitung dienen. Die Tugenden und die Laster; die Großen und das Volk; die glücklichen und die unglücklichen Unternehmungen; der Ueberfluß und das allgemeine Elend; das Aufnehmen und der Verfall der Reiche; mit einem Worte, es muß alles zu ihrer Bildung und zu ihrem Wachsthume etwas beytragen. Die Tyrannen haben sie durch die Verfolgungen gereiniget; und die Ungläubigen und Freygeister bewähren und befestigen sie durch die Aergernisse. Die Gerechten sind Zeugen ihres Glaubens; Lehrer und Prediger die Aufbewahrer ihrer Lehre, und die Fürsten und Mächtigen die Beschützer ihrer Wahrheit. I. Theil. 53 S.

Die Geschichte von dem Ursprunge dieser Religion, ist keine andere, als die Geschichte von der Erschaffung der Welt selbst. Die übrigen Religionen, welche sich eines viel ältern Ursprunges gerühmet, haben zum Beweise ihres Alterthums nichts, als fabelhafte Erzählungen angeführet, welche von sich selbst wegfielen. Sie haben die Geschichte der Welt durch ein Chaos von unzähligen und erdichteten Jahrhunderten verstellet, aus welchen nicht eine einzige Begebenheit den Nachkommen bekannt geworden ist, und wovon die Geschichte der Welt niemals etwas gewußt hat. Die Urheber dieser groben Erdichtungen haben allererst viele hundert Jahre hernach, als die Dinge, die sie uns erzählen, geschehen sind, geschrieben; und man saget alles, wenn man spricht, diese Gottesgelahrheit sey eine Frucht der Dichtkunst, und die Erfindungen dieser

Kunst

Kunst wären die stärksten Gründe ihrer Religion gewesen. II. Th. 74 S.

Man würde das Evangelium gar sehr herunter setzen, und sich die alten Lästerungen seiner Feinde eigen machen, wenn man es als die Religion des Volkes, und als eine Secte des niedrigsten Pöbels ansehen wollte. Es ist wahr, die Cäsars und die Gewaltigen nach der Welt glaubeten nicht so gleich an Christum: aber seine Lehre verwarf keines weges ihren Stand, sondern nur ihre Laster. Es mußte so gar der Welt gezeiget werden, daß die Macht Gottes die Macht der Menschen gar nicht von nöthen habe; daß die Macht und das Ansehen der Welt einer himmlischen Lehre unnütze wäre; daß sie selbst vermögend und stark genung sey, sich in der Welt auszubreiten; daß sie alle Könige der Erde befestigen müssen, indem sie sich derselben widersetzen, und sie verfolgen, und daß, wenn sie nicht gleich anfangs die Großen zu Feinden gehabt hätte, es ihr an dem vornehmsten Kennzeichen würde gefehlt haben, das sie nachher zu ihren Jüngern gemacht hat. I. Theil. 43 S.

Wenn auf dem Erdboden eine wahre Religion zu finden ist: so muß sie die älteste unter allen seyn. Sie muß die erste und wesentlichste Pflicht des Menschen gegen Gott seyn, welcher geehret seyn will. Diese Pflicht muß so alt seyn, als der Mensch ist. Und da sie mit seiner Natur verbunden ist: so muß sie, so zu sagen, mit ihm geboren seyn. Und dieses ist das Kennzeichen, welches die Religion der Christen so gleich von dem Aberglauben und von den Secten unterscheidet. Sie ist die allerälteste Religion, die auf der Welt zu finden ist. Die ersten Menschen betheten, ehe sich ein gottloser Dienst Gottheiten aus Holz und Steinen verfertigte, eben den Gott an, den wir ver-

verehren; sie baueten ihre Altäre auf, sie brachten ihm Opfer, sie erwarteten von seiner Gütigkeit die Belohnung ihrer Tugend, und von seiner Gerechtigkeit die Bestrafung ihres Ungehorsams. Leset die Geschichte von dem Aberglauben eines jeden Volkes und eines jeden Landes. Sie haben eine gewisse Anzahl von Jahren gedauert, und sind hernach mit der Macht ihrer Anhänger zu Grunde gegangen. Erinnert euch der Geschichte jener ersten Weltbezwinger. Sie überwanden die Götter der Völker, indem sie die Völker selbst überwanden, und schaffeten ihren Dienst ab, indem sie ihre Herrschaft zerstöreten. Die Religion unserer Väter erhielt sich vom Anfange an ganz alleine, sie überlebete alle Secten; sie wurde der verschiedenen Schicksale derer, die sich zu ihr bekannten, ungeachtet, von den Vätern auf die Kinder fortgepflanzet, und konnte zu keiner Zeit aus den Herzen der Menschen vertilget werden. Die Gläubigen sind fast zu allen Zeiten schwach gewesen, unterdrückt und verfolget worden. Bald waren sie Sclaven, bald Flüchtlinge, bald den heydnischen Völkern zinsbar. Tausendmal mußten sie sehen, daß Chaldäa, Assyrien und Babylon die mächtigsten und schrecklichsten Völker des Erdbodens, ja die ganze Welt sich verschwor, ihrer ein Ende zu machen, und ihren Gottesdienst gänzlich zu zerstören: Aber dieses so schwache, in Aegypten unterdrückte, in der Wüsten herumirrende, und hernach in fremde Provinzen in die Gefangenschaft geführte Volk hat niemals gänzlich können ausgerottet werden; da indessen so viele andere weit mächtigere Völker das Schicksal der menschlichen Dinge erfahren haben; und sein Gottesdienst hat allezeit zugleich nebst ihm bestanden, ob man sich gleich fast zu allen Zeiten alle mögliche Mühe gegeben hat, ihn zu zerstören. II. Th. 73. 76. 77 S.

Von

Von dem äußerlichen Gottesdienste.

Unsere in die Sinne eingehüllete Seele kann ihres Dienstes fast nicht mehr entbehren. Unser Gottesdienst hat sinnliche Gegenstände vonnöthen, welche unsere Aufmerksamkeit erleichtern. Hierinnen besteht die Religion der Erde. Es sind Bilder, Schatten und Räthsel, die unsere Gedanken auf etwas gewisses richten.

Es ist die Ketzerey nicht allein gewesen, welche den ganzen Gottesdienst nur auf das Innerliche hat einschränken, und alle sinnliche Gebräuche als einen Aberglauben des gemeinen Volkes, oder als unnütze Andachtsübungen, ansehen wollen. Mann kann sagen, dieser stolze Irrthum habe zu allen Zeiten in der Welt geherrschet. Man höret alle Tage sagen, die wahre Gottseligkeit wohne in dem Herzen; man könne ein redlicher, gerechter, aufrichtiger, dienstfertiger, und großmüthiger Mensch seyn, ohne es öffentlich auszuposaunen; ohne sich ein Bedenken über Speise und Trank zu machen, welche der Gesundheit nicht schädlich wären, weil nicht dasjenige, was durch den Mund eingeht, sondern was aus dem Herzen kömmt, den Menschen verunreinige; und ohne eine kindische Beobachtung gewisser Gebräuche, welche die Klöster, nicht aber die

Apostel in die Religion eingeführet hätten. Gleichwie man aber deutlich sieht, daß die, so also reden, Gott das Aeusserliche nicht geben; also müssen sie sich zu ihrer Beruhigung zu überreden suchen, das Aeußerliche sey nicht nothwendig, und sie müssen sich nur allein auf das Herz einlassen, das uns selbst niemals recht bekannt ist, und in Ansehung dessen sich ein jeder gar leicht betriegen kann.

Eine jedwede Religion, die bloß in dem Aeußerlichen bestünde, das Herz aber und seine Neigungen nicht in die gehörige Ordnung brächte, würde sich für das allerhöchste Wesen nicht schicken; sie würde ihm die vornehmste Ehre und den einzigen Dienst, den er verlanget, nicht erweisen; ja sie würde zu den nichtigen Religionen des Heydenthums müssen gerechnet werden, die von Menschen erfunden worden, welche den abergläubischen Völkern weiter nichts, als öffentliche Ehrenbezeugungen und seltsame Ceremonien vorschrieben, das Innwendige aber nicht in Ordnung brachten, und das Herz in seinem völligen Verderben stecken ließen, weil sie dieses nicht wegschaffen, ja nicht einmal einsehen konnten. IV. Th. 5. 6. 8. 25. S.

Ein äußerlicher und unvollkommener Gottesdienst würde sich für Gott nicht schicken, der ein Gott der Herzen ist, und den man nicht anders ehren kann, als wenn man ihn liebet. Er hält nur diejenigen für wahre Ehrfurchtsbezeigungen, die ihm das Herz erweiset.

Umschreibung des 18 Psalms.

Schätzen wir wohl den Schein der Freundschaft, dem das Herze widerspricht, hoch? Rühren uns wohl die falschen Umarmungen derer, die uns nicht lieben, und von welchen wir so gar wissen, daß sie unsere Feinde sind; oder sind sie uns vielmehr zur Last? Wir schätzen an den

Men-

Menschen nichts hoch, als die innerlichen und wirklichen Neigungen, die sie gegen uns hegen? Wir nehmen es so gar mit dem Aeußerlichen eben nicht so genau, wenn wir nur von dem Innern versichert sind. Wir verlangen, daß man uns liebe. Das Aeußerliche achten wir für nichts. Wir nehmen nur das Herz an. Wir vergeben auch nicht einmal den geringsten Fehler der Aufrichtigkeit. Können wir uns wohl einbilden, daß Gott nicht eben so empfindlich, und nicht eben so zärtlich seyn sollte, als der Mensch ist? Können wir uns wohl vorstellen, daß er nur allein mit dem Aeußerlichen und dem bloßen Wohlstande zufrieden seyn werde?

Aller äußerliche Gottesdienst soll sich auf die Erneuerung des Herzens, als auf seinen vornehmsten Endzweck beziehen. Eine jedwede heilige Handlung, bey welcher unsere Leidenschaften noch eben dieselben bleiben, und die unserem Hasse, unserer Eifersucht, unserem Stolze, unsern Verbindlichkeiten, und unserer Trägheit keinen Einhalt thun, ist vielmehr eine Verspottung der Tugend, als eine Tugend selbst.

Die Menschen sehen bey ihren Ergötzlichkeiten und Leidenschaften, bey ihren Glücksanstalten, bey ihrem Hasse, bey ihrer Feindschaft, und bey ihrer Eifersucht, nur mehr als zu sehr auf das Wahre und Wirkliche! Hier geht das Herz allezeit weiter, als die äußerliche Handlung. Nur allein in Ansehung der Religion sind sie falsch; das heißt, sie widmen dem Bilde der Welt ihre wahren und wirklichen Neigungen, aber der Wahrheit des göttlichen Gesetzes, und der Wirklichkeit seiner Verheißungen, widmen sie weiter nichts, als ein leeres Bild. IV. Th. 24. 31. 32 S.

Von

Von dem göttlichen Gesetze.

Gott hat mit der Beobachtung seines Gesetzes alles dasjenige verbunden, was die Menschen auf der Welt glücklich machen kann. Wie rein sind nicht die Gebote dieses Gesetzes! Wie heilig sind sie, und wie wohl schicken sie sich für den Menschen! Sie haben keine Aehnlichkeit mit den stolzen Lehren und Sätzen der Weltweisen, die nur den Hochmuth einflößeten, und nur das Aeußerliche in Ordnung brachten, welches ihren stolzen Anhängern Lobeserhebungen zuwege bringen konnte. Das göttliche Gesetz bringt das Herz in Ordnung. Es verbessert die lasterhaften Neigungen desselben. Es ändert den Menschen wirklich, und macht, daß er inwendig so beschaffen ist, wie er von außen zu seyn scheint.

Umschreibung des 18 Psalms.

Es ist umsonst, daß wir uns bisweilen aller Bitterkeit des Hasses und der Rache überlassen. Wir werden gar bald gewahr, daß ein so grausames Vergnügen nicht für das Herz des Menschen gemachet ist; daß man, wenn man hasset, sich selbst strafet; und wenn wir, nach den Ausschweifungen unserer Leidenschaften, wiederum zu uns

selbst

selbst kommen, so treffen wir in uns eine gewisse Art der Menschlichkeit an, die jener ihre Heftigkeit misbilliget, welche uns zu erkennen giebt, daß die Sanftmuth und die Gütigkeit unsere ersten Neigungen waren; und indem uns das göttliche Gesetz befohlen, unsern Nächsten zu lieben: so hat es weiter nichts gethan, als daß es die besten und vernünftigsten Regungen unseres Herzens um Rath gefraget, und uns mit uns selbst ausgesöhnet und vereiniget hat. V. Th. 127 S.

Die Lehrer einer stolzen Wissenschaft versprachen ihren Schülern die Weisheit. Welche Weisheit, o mein Gott! bey der der Mensch in seinem elenden Zustande blieb, und die ihn nur in den Augen der übrigen Menschen schätzbar machen wollte. Welche Weisheit! die ein mühsames Werk des Stolzes, neugieriger und unnützer Untersuchungen des Verstandes ist. Die wahre Weisheit wird nur in der Beobachtung des göttlichen Gesetzes gefunden. Die Gelehrten und die großen Geister haben keineswegs allein ein Recht dazu. Sie wird den Einfältigen und Unwissenden, wie den Gelehrtesten zu Theile. Es erhalten sie die Niedrigen, wie die Hohen; die Regenten, wie die Unterthanen; die Griechen, wie die Scythen; die Barbarn, wie die Römer und gesittetsten Völker. Sie bezeuget die Treue der Verheißungen des Herrn, und seiner Liebe zu den Menschen. Und anstatt, daß die Wissenschaften und Ehrenstellen ein größeres Recht dazu verschaffen sollten: so muß man vielmehr demüthig und klein werden, wenn man zu dieser erhabenen Weisheit gelangen, und ein vollkommener Schüler derselben werden will.

Umschreibung des 18. Psalms.

Es saget uns unser eigenes Herz, daß das göttliche Gesetz nichts befiehlt, als was mit dem wahren Nutzen der Menschen übereinstimmet; daß sich für ein vernünftiges Geschöpf nichts besser schicket, als die Sanftmuth, die Leutseligkeit, die Mäßigkeit, die Schamhaftigkeit, und alle Tugenden, welche in dem Evangelio anbefohlen werden; daß die in dem Gesetze verbotenen Leidenschaften die einzige Quelle aller unserer Unruhen sind; daß wir uns, je mehr wir von der Regel und dem Gesetze abweichen, auch desto weiter von dem Frieden und der Ruhe des Herzens entfernen; und daß der Herr, indem er uns verboten, uns den heftigen und ungerechten Leidenschaften zu ergeben, uns nur allein verboten hat, uns unsern eigenen Tyrannen zu ergeben, und, indem er uns treu gemachet, keine andere Absicht dabey gehabt hat, als uns glücklich zu machen. V. Th. 126 S.

Die menschlichen Lehren ließen in dem Verstande allezeit Zweifel und Finsternisse zurücke. Das Herz behielt seine Unruhen und seine Betrübniß, weil es alle seine Leidenschaften behielt. Indem aber das Gesetz des Herrn alle strafbare Leidenschaften aus demselben verbannete: so verbannete es auch die Unruhen, und stellete den Frieden und die Ruhe wieder her. Der Mensch, der seinen Leidenschaften überlassen ist, ist ein Raub unzähliger heimlicher Feinde, die ihn beunruhigen und zerfleischen. Seine Seele ist der schreckliche Aufenthalt des Verdrusses, grausamer Gewissensbisse, und der betrübtesten Unruhen. Der Friede ist einzig und allein eine Frucht der Unschuld; und die Unschuld ist eine Wohlthat, die der Mensch sonst nichts, als der Liebe und Beobachtung des göttlichen Gesetzes kann zu danken haben. Es macht unser ganzes Glück auf der Welt aus, weil es die Ordnung in unserem Herzen wieder her-

herstellet, und mit der Ordnung den Frieden und die Freude, welche von derselben unzertrennlich sind.

Umschreibung des 18 Psalms.

Gehet alle Gebote des göttlichen Gesetzes durch; ihr werdet gewahr werden, daß sie ein nothwendiges Verhältniß mit dem Herzen des Menschen haben; daß sie Regeln sind, welche sich auf ein tiefes Erkenntniß dessen, was in uns vorgeht, gründen; und daß sie weiter nichts in sich fassen, als die Hülfsmittel für unsere geheimsten Gebrechen, und den Beystand unserer rechtmäßigsten Neigung. Die Heyden selbst, bey welchen noch nicht alle Wahrheit verloschen war, erwiesen unserer Sittenlehre diese Ehre. Sie sahen sich genöthiget, die Weisheit ihrer Gebote, die Nothwendigkeit ihrer Verbote, die Heiligkeit ihres guten Rathes, und das Vernünftige und Erhabene aller ihrer Regeln zu bewundern. Sie erstauneten, als sie in den Reden Jesu Christi eine weit erhabenere Weltweisheit antrafen, als in den Schulen der Römer, oder der Griechen; ja sie konnten nicht begreifen, daß der Sohn der Maria eine bessere Einsicht in die Pflichten, in die Begierden und in die geheimen Neigungen des menschlichen Herzens hätte haben können, als Plato und alle seine Schüler. V. Th. 128. 129 S.

Die menschlichen Wissenschaften verleiteten die Menschen zu unaufhörlichen und mühsamen Untersuchungen, welche niemals auf etwas anders hinausliefen, als auf die Vermehrung ihrer Unruhen und Zweifel. Ein jedes Haupt einer Secte rühmete sich die Wahrheit gefunden zu haben. Sie machten sie einander streitig, und ihre Zänkereyen zeigeten selbst zur Gnüge, daß sie keiner von ihnen gefunden hatte. Sie war auch den stolzen Bemühungen des

Verstandes nicht verheißen. Je mehr Mühe sich die Menschen gegeben haben, sie auf diese Art zu suchen, desto weiter haben sie sich von ihr entfernet. Die so lange vergeblich gesuchte Wahrheit zeiget sich denselben bey dem ersten Blicke. Man darf sie nur lieben, wenn man sie einsehen will.

Es ist auf der Welt nichts so sehr zu wünschen, als ein gelehriges Herz, welches sich den Aussprüchen des göttlichen Gesetzes demüthig und beständig unterwirft. Die falsche Ehre, die man durch die Bestreitung derselben erlangen kann, verwandelt sich über kurz, oder über lang, in Schimpf und Schande. Alle irdische Schätze würden der Lohn für unsere Ungelehrigkeit und für unsere Uebertretungen seyn, so daß wir sonst nichts, als Kothklumpen über unsern Häuptern zusammen häufen würden, welche allen Glanz unserer Gaben und Geschicklichkeiten beflecketen. Gold und Edelsteine können den Leib schmücken; aber sie machen die Seele nicht reich. Die sinnlichen Ergötzlichkeiten können uns überraschen, aber keine Gnüge thun. Sie lassen allemal einen leeren Raum und einen Stachel in dem Herzen zurücke. Nur die Anmuth, welche mit der Unschuld vergesellschaftet ist, erfüllet unsere Seele mit einem Frieden, und einer Freude, die alle Ergötzlichkeiten und alle nichtige Glückseligkeiten der Erde weit übertrifft.

Die menschlichen Lehren ändern sich beständig. Die Schüler setzen zu den Entdeckungen ihrer Lehrmeister hinzu. Aber das Gesetz des Herrn ist allzeit eben dasselbe. Der Himmel und die Erde werden vergehen, die Zeiten und Sitten sich ändern, und die stolzen Denkmäler zerstöret werden. Man wird an ihrer Statt andere aufrichten. Die Zeit wird die prächtigsten Titel und Innschriften auslöschen: aber niemals einen einzigen Punct von dem göttlichen

lichen Gesetze. Dieses ist nur allein der Charakter der Wahrheit, daß sie allezeit eben dieselbe bleibt. Diese Unveränderlichkeit hat sie allezeit gerechtfertiget, und vertheidiget sie wider alle Unternehmungen des Irrthums und der Neuerungen. Sie machet, daß die widerspänstigen und ungelehrigen Kinder, welche die Beständigkeit ihrer Lehre verlassen, und sich von einem jedweden Winde der unbeständigen und fremden Lehren haben dahin reißen lassen, niemals eine Entschuldigung haben.

Umschreibung des 18 Psalms.

Umsonst ergeben wir uns den viehischen und sinnlichen Wollüsten, und suchen auf eine rasende Art alles dasjenige auf, was den unersättlichen Neigungen des Vergnügens genug thun kann. Wir werden gar bald gewahr, daß uns die Unordnung viel zu weit führet, als daß sie mit der Natur übereinstimmen sollte; daß alles dasjenige, was uns zu Sclaven machet, und als ein grausamer Tyrann über uns herrschet, die Ordnung unserer ersten Bestimmung störet; und daß das Gesetz, indem es uns die wollüstigen Leidenschaften verboten, weiter nichts gethan, als daß es für die Ruhe unseres Herzens gesorget, und uns seine völlige Hoheit und seinen ganzen Adel wieder verschaffet hat. V. Th. 128 S.

Von der heiligen Schrift.

In den Geschichten, welche uns die Menschen hinterlassen haben, erblicket man weiter nichts, als Menschen, die dieses oder jenes verrichten. Es sind Menschen, welche Siege erfechten, Städte erobern, Länder unter das Joch bringen, die Regenten von dem Throne stoßen, und sich der allerhöchsten Macht und Gewalt selbst anmaßen. Gott erblicket man nirgends in denselben. Die Menschen sind die einzigen, welche alles thun. Aber in der Geschichte der heiligen Schrift ist Gott allein derjenige, der alles thut. Gott allein läßt die Könige regieren, setzet sie auf den Thron, und stößt sie wiederum von demselben herunter. Gott allein schlägt die Feinde, zerstöret die Städte, theilet die Reiche und Länder aus, schenket den Frieden, und erreget die Kriege. Gott allein erscheint in dieser göttlichen Geschichte. Er ist, wenn ich so sagen darf, der einzige Held derselben. Die Könige und die Weltbezwinger erscheinen darinnen nicht anders, als Diener seines Willens. Mit einem Worte, diese göttlichen Bücher ziehen den Vorhang hinweg, der vor der Vorsehung ist. Gott, der sich in den übrigen Begebenheiten, die in unsern Geschichten erzählet werden, verbirgt, läßt sich in diesen ganz deutlich sehen; und wir sollen aus die-

diesem Buche allein die Geschichte lesen lernen, welche uns die Menschen hinterlassen haben.

Die Bücher der heiligen Schrift, welche die Religion bis auf unsere Zeiten aufbewahret haben, fassen zugleich die ersten Denkmäler von dem Ursprunge der Dinge in sich. Ja sie sind selbst viel älter, als alle die fabelhaften Erdichtungen des menschlichen Verstandes, woran sich die Leichtgläubigkeit der folgenden Zeiten auf eine so betrübte Art belustiget hat. Und gleichwie der Irrthum allezeit aus der Wahrheit entsteht, und nichts anders, als eine fabelhafte Nachahmung desselben ist: also haben auch die heidnischen Fabeln in den vornehmsten Zügen dieser göttlichen Geschichte ihren Grund gefunden, so daß man sagen kann, es lege auch so gar der Irrthum von dem Alterthume und dem Ansehen unserer heiligen Schriften ein Zeugniß ab.

Die Redlichkeit Mosis erhellet aus dem natürlichen Vortrage seiner Geschichte. Er bedienet sich nicht der geringsten Vorsicht, um dadurch zu erhalten, daß man ihm glauben möge, weil er voraussetzt, daß diejenigen, für welche er schreibt, sie zum Glauben nicht nöthig haben, und weil er nichts anders erzählet, als Dinge, die unter ihnen bekannt sind, derer Andenken er vielmehr für ihre Nachkommen aufbewahren, als sie selbst davon unterrichten will.

Man verbarg die Bücher der heiligen Schrift nicht auf eine geheimnißvolle Weise vor dem Volke, aus Furcht, es möchte etwan die Falschheit derselben entdecken, wie ehemals jene nichtigen sibyllinischen Weißagungen, die man sorgfältig in das Capitolium einschloß, welche man, den Stolz der Römer zu unterstützen, erdacht hatte, die nur allein den Hohenpriestern vorgeleget, und von Zeit zu Zeit

stückweise hervorgebracht wurden, um vor dem Volke ent- weder eine gefährliche Unternehmung, oder einen unrecht- mäßigen Krieg zu rechtfertigen. Hier waren unsere pro- phetischen Bücher diejenigen, welche alle Tage von einem ganzen Volke gelesen wurden. Die Jungen und die Al- ten, die Weiber und die Kinder, die Priester und die ge- meinen Leute, die Könige, und die Unterthanen mußten sie beständig in den Händen haben; ein jedweder hatte das Recht seine Pflichten aus denselben zu erlernen; und seine Hoffnung daraus zu entdecken. Weit gefehlt, daß sie ih- rem Stolze schmeichelten, sie redeten vielmehr von nichts, als von der Undankbarkeit ihrer Väter: Sie verkündigten ihnen auf einer jedweden Seite nichts, als Unglück, als die gerechte Strafe für ihre Laster. Sie warfen den Kö- nigen ihren unordentlichen Lebenswandel, den Hohenprie- stern ihre Ungerechtigkeiten, den Großen ihre Verschwen- dung, dem Volke seine Unbeständigkeit und seinen Unglau- ben vor: und dennoch waren ihnen diese heiligen Bücher lieb und angenehm. Und weil sie sahen, daß täglich eini- ge von den darinnen befindlichen Weißagungen erfüllet wur- den: so warteten sie mit zuversichtlichem Vertrauen auf die Erfüllung derer, von welchen heute zu Tage die ganze Welt Zeuge ist. II. Th. 74. 75. 76. 83. 84 S.

Von

Von der Kirche.

Man kann die Wunder nicht gnugsam bewundern, die Gott zu allen Zeiten gethan hat, um zu verhindern, damit die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen möchten. Anfangs setzte er ihnen weiter nichts, als einfältige und unbekannte Leute entgegen, die aber mit seinem Geiste der Kraft und Weisheit ausgerüstet waren; und diese richteten auf den Trümmern der heidnischen Altäre, welche von der ganzen Macht der Kaiser, und der schrecklichsten Völker des ganzen Erdbodens unterstützet wurden, ganz allein die Schmach des Kreuzes, und das anbethenswürdige Zeichen des Heils aller Menschen auf.

Ein schändlicher Götzendienst, welcher von dem Ansehen der Gesetze, von der Pracht seines Aberglaubens und seiner Ceremonien, von dem ehrwürdigen Alterthume seiner Irrthümer, von der Gelehrsamkeit und Weisheit seiner Anhänger, und von Vorurtheilen, die allen Völkern gemein waren, und beynahe so alt, als die Welt zu seyn schienen, unterstützet wurde; dieser schändliche Götzendienst verschwand auf dem Erdboden, als zwölf arme Fischer kamen, und den Menschen die Ausschweifung und Ruchlosigkeit desselben zeigeten, und an die Stelle seiner prächtigen Götzen, und der Ausschweifungen, die ihrem Dienste gewidmet waren, das Geheimniß eines vernichteten Gottes, die Strenge seines Evangelii, und die Thorheit seines

 Kreu-

Kreuzes setzeten. Eine vom Himmel gekommene Lehre mußte die ganze Welt wider sich aufbringen. Sie mußte auf derselben ohne Macht, und ohne allen menschlichen Beystand erscheinen, und dennoch über alle menschliche Lehren siegen, die man auf dem Erdboden ausgebreitet hatte; um den Menschen zu zeigen, daß sie einzig und allein ein Werk Gottes wäre, und daß sie weder das Ansehen, noch die Macht, noch die Beredtsamkeit, noch der Eigennutz, ich will sagen, kein fleischlicher Arm, eingeführet hätte.

Lasset uns einmal alles dessen erinnern, was Gott herrliches und wunderbares gethan hat, den schwachen und furchtsamen Anfang seiner angehenden Kirche zu unterstützen. Der Erdboden wurde von keinen andern, als wilden und abgöttischen Völkern bewohnet, welche Feinde seines Namens und seines Dienstes waren. Das Regiment, die Macht, die Reichthümer, der Nachdruck, alles befand sich in ihren Händen. Die Gläubigen machten auf der Welt nur ein kleines Häuflein Schafe aus, welche unter diesen reißenden Wölfen zerstreuet, und ihrer Wuth unaufhörlich ausgesetzet waren, ohne daß ihr Blut ihren Durst stillen konnte. Und dennoch hat der Herr alle diese abgöttischen Völker, die so zahlreich und mächtig waren, wie Staub zerstreuet. Es ist nicht das geringste von ihnen übrig, indem er auch so gar ihren Namen von dem Erdboden vertilget hat. Die gottlosen Verfolger, Nero und Diocletianus, welche alle Provinzen des Reichs mit dem Blute der Märtyrer gefärbet hatten, sind umgekommen, und haben durch einen betrübten und schrecklichen Tod, durch Kriege und Unglücksfälle, welche ihrem Reiche endlich ein Ende gemacht, für die Widerwärtigkeiten gebüßet, welche sie der Kirche zugezogen hatten.

Alle diese Völker, welche, wie es schien, nur deswegen lebeten, damit sie sich alle Mühe geben möchten, den heiligen Dienst des Herrn, und die Ehre seines Namens zu vertilgen, sind ausgerottet worden, und er hat ein neues Volk an ihrer Statt aufkommen lassen, welches ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethet. Die Welt, welche ganz und gar in den Finsternissen der Abgötterey und der abscheulichsten Laster lag, mochte sich immerhin wider dieses neue Volk empören. Es wurde vergeblich aus allen Orten verbannet. Die Länder, die Meere, ihre Anverwandten, ihr Vaterland, alles schien ihnen eine Freystadt zu versagen: aber der Herr wurde die Zuflucht dieser armen Unterdrückten. Sie waren in den Augen der Welt verächtlich, ohne Ansehen, ohne Stütze, und ohne Reichthümer. Er wartete, bis alles wider sie losgelassen und aufgebracht zu seyn schien. Und als dem Ansehen nach nicht die geringste Hülfe für sie mehr übrig war; da sie allenthalben verfolget wurden; und da ihre Noth nicht eher, als mit ihnen selbst, ein Ende zu nehmen schien; gab Gott seiner Kirche den Frieden und die Ruhe wieder. Er erweckte einen Fürsten, welcher den Erdboden von den Tyrannen reinigte. Der Purpur der Kaiser, welcher bis anhero mit dem Blute seiner Knechte war gefärbt worden, wurde ihr Schild und ihre Zuflucht. Man erblickte das heilige Zeichen des Kreuzes an der Spitze eben der Kriegsvölker, derer Hände noch mit dem Blute und Tode der Märtyrer besudelt waren. Der Herr wurde wiederum der Gott der Heerschaaren. Die Gesetze des Reichs vereinigten sich mit den Gesetzen des Evangelii, welchen sie bis anhero so entgegen gewesen waren. Die Teufel wurden aus den prächtigen und heidnischen Tempeln, welche ihnen der Aberglaube aufgebauet hatte, vertrieben, und

Gott gelangete wiederum zu allen seinen Rechten. Sein heiliger Dienst kam aus der Dunkelheit und den Finsternissen hervor, in welchen ihn die Wuth der Verfolger zurücke gehalten hatte. Die Kirche auf Erden war mit Herrlichkeit und Pracht bekleidet, und wurde ein Bild von der Kirche des Himmels; ja die ganze Welt erstaunete darüber, daß sie christlich geworden war.

Der augenscheinliche Schutz, den Gott seiner Kirche erzeiget, setzet sie vor aller Veränderung in Sicherheit. Sie weiß, wie Gott, von keinem Wechsel. Es können zwar wohl gräuliche Irrthümer in ihr entstehen; allein kaum hat sie dieselben entdecket, als sie sich, wie ein ungestümes Meer wider sie empöret, aufthürmet, und sie über kurz, oder über lang, von sich ausstößet. Da sie die Aufbewahrerinn der alten Lehre ist: so kömmt ihr alles, was neu ist, fremde vor. Die Neuigkeit mag immerhin den Schein der Gottesfurcht, oder einer strengen Regelmäßigkeit an sich nehmen; sie nimmt ihr über kurz, oder über lang, die Maske ab. Je näher sie dieselbe mit dem Lichte der Wahrheit, welches bey allen ihren Urtheilen zugegen ist, beleuchtet, desto mehr fällt und verschwindet der Betrug. Sie kann zwar wohl ihre Verwerfung des Irrthums eine Zeit lang zurücke halten; aber sie kann ihm niemals ihren Beyfall ertheilen.

Umschreibung des 9 Psalms.

Die Bischöfe sind die Unterthanen der Könige; aber sie sind ihre Väter nach dem Glauben. Ihre Geburt unterwirft sie der Macht ihres Thrones; aber in Ansehung der Geheimnisse des Glaubens machet sich die Gewalt des Thrones eine Ehre daraus, sich der Autorität der Kirche

zu unterwerfen. Die Fürsten sind nur die ersten und vornehmsten Kinder derselben, und unsere Könige haben den Titel, ihre ältesten Söhne zu seyn, allezeit als den schönsten Titel ihrer Krone angesehen. Sie haben kein ander Recht, als die Schlüsse derselben ausführen zu lassen; und, indem sie sich denselben zuerst unterwerfen, den übrigen Gläubigen ein Beyspiel des Gehorsams zu geben. I. Th. 159 Seite.

Vergeblich hat ein jedes Jahrhundert Lehrer des Irrthums und der Lügen, widerspänstige und verwegene Geister ausgehecket, die sich wider die Kirche zusammen verschworen haben; vergeblich werden auch in den künftigen Zeiten einige aufstehen. Alle ihre Bemühungen werden an dem Steine zunichte werden, welcher dieses heilige Gebäude zusammen hält, und den Grund desselben ausmacht. Sie werden einige Vortheile erlangen können; denn der Irrthum zeiget anfänglich die Reizungen der Reinigkeit, welche dem Stolze schmeichelt, und ihm Anhänger verschaffet. Aber sie werden diese nichtigen Vortheile über kurz, oder über lang verlieren. Die erste Verführung wird nach und nach verschwinden. Die Neuigkeit wird ihre Reizungen verlieren, und weiter nichts an sich haben, als die nichtigen Farben des Irrthums und der Empörung. Die Menschen werden den Weg wieder betreten, von dem sie abgewichen waren; und man wird sehen, daß ihre berühmtesten und hitzigsten Anhänger, die noch vorhanden sind, in der Dunkelheit schmachten, in Vergessenheit oder Verachtung gekommen sind, und endlich mit dem kläglichen Schmerze von dem Erdboden verschwinden, den sie deswegen verspüren, weil sie sehen müssen, daß die verworfene Lehre, dieses Kind der Finsterniß, diese Frucht des

Stolzes und der falschen Wissenschaft ihrer Lehrmeister, zugleich mit ihnen zu Grunde geht.

Umschreibung des 9 Psalms.

So bald als die weltlichen Fürsten sich über die Lehre ein Recht, das nur allein dem Lehramte zusteht, haben anmaßen wollen: so haben sie dem Uebel der Kirche nicht abgeholfen, sondern dasselbige vergrößert und ärger gemachet. Die Auskünfte, so sie getroffen haben, sind neue Wunden gewesen, und haben neue Ausschweifungen hervorgebracht. Alle Vergleiche, die man erfunden hat, die rebellischen Geister zu beruhigen, und sie zur Einigkeit zu bringen, haben sie in ihrer Absonderung und Empörung nur noch mehr unterstützet; und ihre Macht hat die Irrthümer allezeit verewiget, wenn sie dieselben ganz allein mit der Wahrheit wiederum hat vereinigen wollen. Der Thron soll eine Stütze und Freystadt der heiligen Lehre, aber niemals die Regel und Richtschnur derselben, noch der Richterstuhl seyn, von welchem ihre Entscheidungen herkommen. I. Th. 160 S.

Das Schwerdt, welches die Feinde Gottes so lange Zeit über dem Haupte seiner Heiligen aufgehoben hatten, hat sich endlich wider sie selbst gekehret. Da sie der Ermordung dieser heiligen Opfer überdrüßig geworden waren, und ihre Hände noch von dem Blute raucheten: so haben sie den Tod seiner Knechte an sich selbst gerochen. Die göttliche Gerechtigkeit hat das Feuer der Spaltung und des Krieges mitten unter ihnen angeblasen. Der Glaube und die Geduld waren das einzige Schwerdt, das ihnen der Herr in die Hände gegeben hatte, und auch die einzigen Waffen, die sie der Wuth der Tyrannen entgegen setzten.

ten. Gott hat sich nur allein ihrer selbst bedienet, sie zu vertilgen. Die Welt wurde ein Schauplatz des Entsetzens, auf welchem die wider einander verschwornen Könige und Völker, indem sie einander stürzeten, nur darinnen eines zu seyn schienen, daß sie die Welt von dem gottlosen und abgöttischen Geschlechte, welches dazumal den Erdboden bedeckte, reinigen möchten. Es war eine neue Sündfluth von Blute, derer sich die göttliche Gerechtigkeit bedienete, denselben zu bestrafen, und nochmals zu reinigen.

Diese Städte, welche ehemals wegen ihrer Pracht und Macht, und noch weit mehr wegen ihrer Sünden und Ausschweifungen berühmt waren, stelleten weiter nichts, als Steinhaufen vor. Diese berüchtigten Freystädte der Abgötterey und Wollust wurden von Grund aus zerstöret. Die so berühmten Bildsäulen, womit sie ausgezieret waren, und die das Alterthum so sehr erhoben hatte, konnte die Schwachheit ihrer Götter nicht in Sicherheit setzen; sondern sie wurden unter den Trümmern ihrer Städte und Tempel begraben. Es ist also von allen diesen prächtigen Denkmälern der Gottlosigkeit nichts mehr übrig. Wo sind die Kaiser, die den Erdboden nach ihrem Gefallen regiereten; diese Beschützer eines sündlichen und thörichten Götzendienstes; diese grausamen Unterdrücker der Heiligen und der Kirche? Es ist kaum noch einiges Andenken von ihnen auf der Welt übrig. Es ist so gar ihr Name nur allein wegen der Namen der Märtyrer bis auf unsere Zeiten gekommen, die sie aufgeopfert haben, und welche die Feste der Kirche von einem Geschlechte auf das andere bis an das Ende der Welt fortpflanzen. Die Herrlichkeit und die Macht dieser Tyrannen ist mit dem Gerüchte verschwunden, welches ihre Ehrsucht, ihre Grausamkeit und

ihre thörichten Unternehmungen auf der Welt ausgebreitet hatten. Da sie dem Donner, der über unsern Häuptern entsteht, gleicheten: so ist von dem vergänglichen Aufsehen und Gerüchte, welches sie in der Welt erreget haben, weiter nichts, als der Gestank übrig geblieben.

Umschreibung des 9 Psalms.

Von dem Glauben.

Wenn wir, um zu glauben, weiter nichts thun dürften, als daß wir unsere Vernunft den Geheimnissen, die unsere Einsicht übersteigen, unterwürfen; wenn wir in dem christlichen Leben sonst keine Schwierigkeiten anträfen, als gewisse scheinbare Widersprüche, die man glauben muß, ohne daß man sie begreifen kann; wenn uns der Glaube keine Pflichten vorschriebe, welche schwerlich zu erfüllen sind; wenn man, um sein Leben zu ändern, nicht den stärksten Leidenschaften, und den angenehmsten Verbindungen entsagen müßte; wenn es bloß eine Sache für den Verstand wäre, die man nur glauben dürfte, und bey welcher das Herz und die Neigungen nichts zu leiden hätten: so würde es uns nicht mehr schwer fallen, uns zu ergeben. Wir würden diejenigen für Thoren halten, welche bloß speculativische Schwierigkeiten, die man ohne viele Mühe glauben kann, mit einer unglück-

glückseligen Ewigkeit, welche am Ende den Ungläubigen zu Theile werden kann, vergleichen wollten. Es kömmt uns also der Glaube nur deswegen als etwas schweres vor, weil er die Leidenschaften in die Ordnung bringt; nicht aber weil er Geheimnisse vorträgt. Es sind also vielmehr seine heiligen Lehrsätze, die uns aufbringen; nicht aber seine unbegreiflichen Geheimnisse. Wir sind also verderbt: aber wir sind nicht ungläubig. VIII. Th. 173 S.

Der Glaube ist für die mittelmäßigen Geister gar eine bequeme Tugend. Da sie nicht weit sehen: so fällt es ihnen nicht schwer zu glauben. Ihr Verdienst ist in diesem Stücke bloß ein Verdienst des Herzens. Sie haben nicht nöthig, das angenehme Licht aufzuopfern, von welchem ihre Seele niemals ist gerühret worden. Und wenn der Glaube für sie ein Opfer ist: so ist es, wie das Opfer Abrahams beschaffen. Man trifft bey demselben Holz und Feuer, Liebe und Einfalt, aber kein Opferthier an. Ganz anders aber verhält es sich mit den großen und scharfsichtigen Geistern. Weil sie gewohnt sind, die Wahrheiten, die unsern Verstand nicht übersteigen, deutlich einzusehen: so können sie die heilige Dunkelheit derer, welche er verehren und anbethen soll, nicht wohl leiden. Da sie seit langer Zeit, vermöge eines sonderbaren Vorrechtes, in das Heiligthum der Wahrheit gekommen: so fällt es ihnen schwer, den heiligen Zaun nicht zu übersteigen, welcher dem Zaune des Glaubens gleichsam statt einer Vormauer dienet. Man würde sich ein Gewissen daraus machen, sich an gewissen Artikeln zu vergreifen; was aber die übrigen betrifft, so betastet man sie, man untersuchet sie, und behauptet, unsere Väter hätten sie bloß um ihrer Unwissenheit willen für unerforschlich ausgegeben. Hierzu kömmt noch ein gewisser Reiz der Neuigkeit. Dieser schmeichelt,

locket, und reißt uns dahin. Man vergißt, daß, wenn man sich an einem Stücke des Gesetzes vergreift, man das ganze Gebäude über den Haufen wirft. Mit einem Worte, man will zwar das Joch des Glaubens auf sich nehmen; man will es aber sich selbst auflegen, dasselbe angenehm machen, und nach seinem Gefallen davon hinweg nehmen. An dieser Klippe haben oftmals die größten Geister gescheitert. Die Jahrbücher der Religion haben uns das Andenken ihres Falles aufbewahret; und es ist fast ein jedes Jahrhundert durch einen von diesen betrübten Schiffbrüchen berühmt geworden. X. Th. 267. 268 S.

Wir sehen, ungeachtet unserer Zweifel, die wir bey dem Glauben zu haben vermeynen, ein, daß der offenbare Unglaube etwas erschreckliches sey. Wir würden uns nimmermehr unterstehen, uns im Ernste und beständig für denselben zu erklären. Er ist ein schlüpfriger Sand, unter welchem wir unzählige Abgründe erblicken, wovor wir uns entsetzen, wo wir nichts sicheres und gewisses antreffen, und worauf wir uns niemals ohne Bedenken zu gehen getrauen würden. Man räumet ein, daß, wenn es auch gleich nicht so gewiß und ausgemacht wäre, daß auf dieses Leben noch ein anderes folgen werde: so wäre doch das Gegentheil viel zu erschrecklich, als daß man nicht in Zeiten die nöthigen Maaßregeln ergreifen sollte. Und wenn auch gleich die Glaubenswahrheiten wirklich ungewiß wären: so würde doch die Partey, die ein frommer Mensch ergriffe, allemal die sicherste und klügste seyn. Es ist also euer Zustand vielmehr eine ungewisse Unentschließigkeit eines unruhigen Herzens, welches befürchtet, es möchte seine Fesseln zerreißen, als ein wahrer und wirklicher Zweifel in Ansehung des Glaubens; und eine Furcht, wir möchten unserer Beschwerlichkeiten beraubet werden, indem wir

ihm unsere ungerechten Ergötzlichkeiten aufopferten. Wir wollen uns also nicht mehr zu überzeugen suchen; sondern vielmehr die innerliche Ueberzeugung, die uns erleuchtet und verdammet, nicht mehr bestreiten. Lasset uns zu uns selbst zurücke kommen, und uns mit unserem Herzen aussöhnen. Wir wollen ein Gewissen reden lassen, welches die Sache des Glaubens noch beständig in uns wider unsere eigenen Ausschweifungen vertheidiget. Mit einem Worte, wir wollen uns selbst anhören: so werden wir glauben. VIII. Th. 174. 175 S.

Die Wahrheit wird uns hier auf der Welt nicht anders, als in einem Räthsel vorgeleget, und man muß glauben, wenn man begreifen will. Ich sage nicht, daß uns die Religion sonst nichts, als Geheimnisse, die unsern Verstand übersteigen, vorlege, und daß sie uns den Gebrauch der Vernunft gänzlich verbiete. Nein; sie hat ihr Licht, wie ihre Finsternisse, damit der Gehorsam eines Gläubigen auf der einen Seite vernünftig sey, und auf der andern Seite Verdienste haben möge. Wir sehen genug ein, um diejenigen, welche zur Erkenntniß gelangen wollen, zu unterweisen: aber wir sehen nicht genug ein, um diejenigen, welche nicht sehen wollen, zu zwingen. Die Religion hat Beweisgründe genug, eine gläubige Seele nicht ohne Gewißheit und Trost zu lassen; sie hat ihrer aber nicht genug, dem Stolze und dem Unglauben alle Einwendungen zu benehmen. Es tröstet also die Religion die Vernunft durch ihr Licht; sie läßt aber auch dem Glauben, wegen ihrer Dunkelheit, alle seine Verdienste. VI. Th. 250. 251 S.

Es verändert sich auf der Welt alles, weil alles der Veränderlichkeit seines Ursprunges folget. Die Gelegenheiten, die Verschiedenheit der Zeiten, die verschiedenen Beschaffenheiten der Himmelsgegenden, und die Nothwen-

digkeit der Zeiten, haben bey allen menschlichen Gesetzen tausenderley Veränderungen hervorgebracht. Der Glaube allein hat sich niemals verändert. Eben so, wie ihn unsere Väter erhielten, haben wir ihn auch noch heute zu Tage; und eben so werden ihn auch dermaleinst unsere Nachkommen erhalten. Ich gebe zwar zu, daß er sich nach und nach, und weil man sich hat genöthiget gesehen, ihn vor den Irrthümern, die man darein mischen wollte, zu bewahren, entwickelt hat: allein, was ihm einmal zuzugehören schien, hat allezeit so geschienen. Es ist was leichtes, sich zu erhalten und zu dauren, wenn man sich nach den Zeiten und Umständen richtet, und wenn man, nach dem Geschmacke der Zeiten und derer, welche regieren, entweder etwas hinzusetzen oder weglassen kann: aber niemals etwas nachlassen, wenn sich auch gleich die Sitten und die Zeiten ändern; alles um sich herum sich ändern sehen, und dennoch allezeit einmal wie das andere bleiben, dieses ist das große Vorrecht der geistlichen Religion. II. Theil, 78. 79 Seite.

Die großen Einsichten nehmen allezeit etwas von der Einfalt des Glaubens hinweg; und es geschieht vermöge eines Schicksals, das bey der Untersuchung der menschlichen Wissenschaften unvermeidlich, und von der Gefälligkeit und dem Stolze gemeiniglich unzertrennlich ist, daß die Unterwerfuug, welche uns gläubig machet, auf der einen Seite dasjenige zu verlieren scheint, was die Einsichten, die uns geschickt machen, auf der andern gewinnen; gleich als ob man deswegen, weil man eine größere Einsicht besitzt, die Schwäche seiner Vernunft, und die Ungewißheit und Dunkelheit ihrer Einsichten, nicht deutlich einsehen dürfe. VI. Th. 254. 255 S.

Nichts,

Nichts, als der Glaube, kann uns über die Begebenheiten und Zufälle erheben. Alle andere Bewegungsgründe und Hülfsmittel lassen uns allezeit in den Händen unserer Schwachheit. Die Vernunft und die Weltweisheit versprachen zwar ihrem Weisen ein gesetztes und standhaftes Gemüth: aber sie gaben es ihm nicht. Die Standhaftigkeit des Stolzes machete die letzte Hülfe der Kleinmüthigkeit aus, und man suchete darinnen einen vergeblichen Trost, da man sich stellete, als ob man die Uebel, die man zu überwinden nicht vermögend war, verachte. Die Wunde, die das Herz verletzet, kann ihr Hülfsmittel nirgends anders, als in dem Herzen selbst finden. Die eitlen Lehrsätze der Weltweisheit predigten uns eine lächerliche Unempfindlichkeit vor, gleich als ob sie die natürlichen Empfindungen hätten vertilgen können, ohne die Natur selbst aufzuheben. Der Glaube läßt bey uns Empfindungen übrig: aber er machet uns gelassen; und diese Empfindlichkeit ist es selbst, die den ganzen Werth unserer Gelassenheit ausmachet. Er ist bey den Widerwärtigkeiten nicht unempfindlich: aber er erhebt sich über den Schmerz. Man würde den Menschen die Ehre der Standhaftigkeit in dem Leiden rauben, wenn man die Empfindung desselben hinweg nehmen wollte. Und die heidnische Weisheit bemühete sich aus keiner andern Ursache sie unempfindlich zu machen, als weil sie dieselben nicht gelassen und geduldig machen konnte. Sie lehrete den Stolz, die Empfindungen und Schwachheiten zu verheelen, aber nicht zuüberstei-gen. Sie machete Theaterhelden, deren großmüthige Bezeigungen nur für die Zuschauer waren, und sie strebete mehr nach der Ehre, standhaft zu scheinen, als nach der Tugend der Standhaftigkeit selbst. Aber der Glaube machet uns den ganzen Werth der Standhaftigkeit eigen, oh-

ne vor den Menschen eine Ehre davon zu verlangen. Er opfert Gott allein die Regungen der Natur auf; und will niemand anders zum Zeugen seines Opfers haben, als denjenigen allein, der ein Vergelter desselben seyn kann. Er allein giebt allen übrigen Tugenden das Wesen und die Wirklichkeit, weil er allein den Hochmuth dämpfet und austreibt, der sie verderbet, oder weiter nichts, als Gespenster aus ihnen machet. I. Th. 193. 194 S.

Die wahre Erhebung des Geistes besteht darinnen, daß man im Stande ist, die ganze Majestät und Hoheit des Glaubens zu empfinden. Eine große Einsicht führet uns selbst zur Unterwerfung. Der Unglaube ist ein Laster schwacher und kleiner Geister. Das heißt nichts wissen, wenn man alles wissen und einsehen will. Die Widersprüche und die Abgründe der Gottlosigkeit sind noch viel unbegreiflicher, als die Geheimnisse des Glaubens, und die Vernunft gewinnt noch weit weniger darbey, wenn sie das Joch ganz abschüttelt, als wenn sie gehorchet und sich unterwirft. I. Th. 62 S.

Man mag unsere erhabene Einsicht und Denkungsart so sehr rühmen, als man will; es mag uns immerhin eine große Weisheit zu einer Zierde und zu einem Wunder unserer Zeiten machen. Wenn diese Ehre nur in dem Aeußerlichen besteht; wenn der Glaube, der das Herz allein erhebt, nicht der Hauptgrund davon ist: so wird der erste Sturm der Widerwärtigkeit dieses ganze Gebäude der Philosophie und falschen Weisheit über einen Haufen werfen. Alle diese fleischlichen Stützen werden unter unsern Händen brechen und umfallen. Sie werden uns bey unserem Unglücke nicht den geringsten Nutzen schaffen. Man wird unsere große Eigenschaften in unserem entfallenen Muthe suchen; und unsere

sere Herrlichkeit wird weiter nichts, als eine mit unseren Widerwärtigkeiten vereinigte Last seyn, welche uns dieselben noch weit unerträglicher machen wird. Die Welt rühmet sich, daß sie glückselige Menschen mache: aber der Glaube allein kann uns auch so gar mitten in unsern Unglücksfällen groß machen.

Die Weltweisheit entdeckte zwar die Schande der Leidenschaften: aber sie lehrete nicht dieselben überwinden; und ihre prächtigen Lehren waren vielmehr eine Lobrede der Tugend, als ein Mittel wider das Laster. Es war so gar zur Ehre und zu dem Triumphe der Religion nöthig, daß sich die größten Geister, und die ganze Stärke der menschlichen Vernunft erschöpfet hatten, die Menschen tugendhaft zu machen. Wenn Socrates und Plato nicht vor den Zeiten Jesu Christi die Lehrer der Welt gewesen wären, und es nicht vergeblich versuchet hätten, einzig und allein durch die Kraft der Vernunft die Sitten in Ordnung zu bringen, und die Menschen zu bessern: so würde der Mensch seine Tugend der Stärke seiner Vernunft, oder der Schönheit der Tugend selbst, haben zuschreiben können: Allein, diese Prediger der Weisheit macheten keine Weisen, und die vergeblichen Versuche der Weltweisheit mußten dem Glauben neue Triumphe verschaffen.

Dieser hat der Welt den wahren Weisen gezeiget, den aller Stolz und alle Zubereitungen der menschlichen Vernunft uns seit so langer Zeit angekündiget hatten. Seine ganze Ehre war nicht in so enge Gränzen eingeschlossen, daß er sich nur, wie die Weltweisheit, bestrebete, mit Mühe und Noth alle Jahrhunderte einen unter den Menschen hervorzubringen. Er hat die Städte, die Reiche, die Wüsteneyen damit bevölkert;

und der ganze Erdkreis ist für ihn eine Schule gewesen, wo er mitten auf den öffentlichen Plätzen die Weisheit allen Menschen geprediget hat. Seine Weisen wurden von ihm nicht etwan nur aus den gesittetesten Völkern erwählet; der Grieche und der Barbar, der Römer und der Scythe, sind einer wie der andere zu seiner göttlichen Weisheit berufen worden. Er hat das hohe Erkenntniß seiner Geheimnisse nicht etwan nur allein für die Gelehrten aufbehalten; die Unwissenden selbst sind seine Lehrer geworden. Die wahre Weisheit mußte die Weisheit aller Menschen werden können.

Seine Lehre war dem äußerlichen Ansehen nach thöricht; und die Weltweisen unterwarfen ihre stolze Vernunft dieser heiligen Thorheit. Sie kündigte nur Kreuz und Leiden an; und die Kaiser wurden ihre Schüler. Sie allein saget den Menschen, die Keuschheit, die Demuth und die Mäßigkeit könnten auf dem Throne sitzen; und der Sitz der Leidenschaften und der Ergötzlichkeiten könnte der Sitz der Tugend und der Unschuld werden. I. Th. 194. 198. 199 S.

Von der Gottesfurcht.

Man machet sich einen sehr falschen Begriff von der Gottesfurcht, wenn man sich dieselbe allezeit furchtsam, schwach, unentschlüßig, zweifelhaft und eingeschränkt vorstellet, die sich aus ihren Pflichten ein Laster, und aus ihren Schwachheiten eine Tugend machet; die verbunden ist, etwas zu thun, und sich doch nicht untersteht, etwas zu unternehmen; welche zwischen den Vortheilen des Staates und ihrer heiligen Furcht allezeit zweifelhaft ist, und sich der Religion nicht anders bedienet, als damit sie da Unruhe und Verwirrung anrichten möge, wo sie die Ordnung hätte herstellen sollen. Dieses sind die Fehler, welche die Menschen oftmals unter die Gottesfurcht mischen: aber es sind nicht die Fehler der Gottesfurcht selbst. Es ist dieses das Kennzeichen eines kleinen und schwachen Geistes; keinesweges aber eine Folge der Hoheit und Weisheit der Religion: Mit einem Worte, es ist die Ausschweifung der Tugend; die Tugend aber höret allemal da auf, wo die Ausschweifung anfängt. Die wahre Gottesfurcht erhebt den Geist, machet das Herz edel, und befestiget den Muth. Man ist zu großen Dingen geboren, wenn man die Macht hat, sich selbst zu überwinden. Ein rechtschaffener Mensch ist im Stande alles zu thun, so bald er sich durch seine Tugend über alles hat erheben können. Ein ungewisser Zufall machet die Helden: aber eine ununterbroche-

 ne

ne Tapferkeit machet den Tugendhaften. Die Leidenschaften können uns sehr hoch erheben: aber nur allein die Tugend erhebt uns über uns selbst. I. Th. 154. 155 S.

Alles, was wider eine wesentliche Pflicht läuft, kann kein Werk der Gottseligkeit seyn. Gott achtet Werke, die er nicht von uns fordert, für nichts. Unterdessen ist der Geschmack der Menschen oftmals sehr seltsam und wunderlich. Das Joch, welches die Pflicht aufleget, hat nichts an sich, das dem Stolze schmeichelt; es ist ein gezwungenes und fremdes Joch, das man sich nicht selbst auferleget hat; welches uns weiter nichts, als nur unsere Pflicht zeiget, die allezeit betrübt und unangenehm ist; und wobey es der Eigenliebe schwer fällt, sich darunter zu schmiegen. Aber die Werke, die wir uns selbst erwählen, verrichten wir mit Vergnügen. Dieses ist ein Joch nach unserer Art, das uns niemals drücket; und wenn sich ja etwas beschwerliches dabey befinden sollte: so wird es doch allezeit, entweder durch die Neigung, so uns dazu treibt, oder durch das innerliche Vergnügen, welches man empfindet, daß man es sich selbst erwählet hat, erleichtert. Lasset uns zu der Religion nichts von dem Unserigen hinzusetzen. Sie ist voll erhabener Vernunft, wenn wir sie nur so lassen, wie sie ist. So bald wir aber etwas von unserem Geschmacke und von unsern Begriffen darunter mischen wollen: so ist sie weiter nichts, als entweder eine trockene und stolze Philosophie, die der Vernunft alles einräumet, für das Herz aber nichts zärtliches hat; oder ein abergläubischer und seltsamer Eifer, den die gesunde Vernunft verachtet, und der Glaube misbilliget und verdammet. IV. Th. 41. 42. 43 S.

Die Menschen suchen die Tugend zu verkleinern und in einen üblen Ruf zu bringen; damit sie ihre Laster entschul-

schuldigen mögen. Da sie den Leidenschaften beschwerlich fällt: so möchten sie sich gern überreden, sie wäre der Regierung der Länder und Königreiche schädlich. Sie möchten ihr gerne das gemeine Beste entgegen stellen, um ihren Privatnutzen vor sich selbst zu verheelen, welcher der einzige Bewegungsgrund unsers Herzens ist, daß wir uns ihr widersetzen. Die Furcht des Herrn ist die einzige Quelle der wahren Weisheit; und was den Menschen in Ordnung bringt, das kann auch allein eine gute Einrichtung und Verfassung des Landes machen. Die wahre Gottesfurcht hat es mit einer wohl eingerichteten Ordnung der Gesellschaft zu thun. Sie läßt einen jeden an seinem Orte. Sie tritt nicht aus der Ordnung ihrer Pflichten, um sich fremde vorzuschreiben; und sieht die Tugenden, die nicht zu unserem Stande gehören, als Laster an. Alles, was die öffentliche Ordnung und Harmonie störet, ist eine Ausschweifung des Menschen, und keinesweges ein Eifer und eine Vollkommenheit der Tugend. Die Religion lehret uns, daß es unrecht und irrig sey, wenn man an statt seiner Pflichten andere gute Werke thut und ausübet, und man ist nichts vor Gott, wenn man nicht ist, was man seyn soll. Es giebt also eine Gottesfurcht, die so zu sagen, einem jeden Stande eigen ist. Eine in öffentlichen Aemtern stehende Person ist nicht tugendhaft, wenn sie nur die Tugenden einer Privatperson besitzt; und der Monarch kann in seiner Person höchst strafbar werden, da indessen der Unterthan untadelhaft ist. I. Th. 156. 157. 143. 144 S.

Gemeiniglich wird man bey dem Anfange eines gottseligen Lebenswandels nur allein von einem gewissen merklichen Geschmacke unterstützet, welcher die ersten Unternehmungen eines neuen Lebens fast allemal begleitet, und die-

ser Geschmack ist oftmals eben so wohl ein Werk der Natur, als der Gnade, und entsteht vielmehr aus der Zärtlichkeit eines schwachen und furchtsamen Herzens, als aus einer völligen Liebe und Zerknirschung desselben. Wenn auch dieser Geschmack bald darauf wiederum hinwegfällt, und das Herz keine merkliche Stütze mehr hat: so wird es wiederum in seinen ehemaligen Zustand versetzet. Man wird schwach, man läßt den Muth sinken, man sieht hinter sich, man ist nicht mehr weit von einem Rückfalle entfernet, welcher endlich auch wirklich erfolget. So sieht es um die mehresten Seelen aus. Ihre Gottesfurcht hängt bloß von dem Geschmacke und von den Sinnen ab. Sie rühret von einer gewissen Annehmlichkeit her, die von dem, was neu ist, unzertrennlich ist, und welche über die leichtsinnigen und unbeständigen Seelen allezeit eine große Macht und Gewalt hat. Sie ist keine wirkliche und gegründete Ueberzeugung von den heiligen Wahrheiten, keine wahre Furcht vor den göttlichen Gerichten, kein heiliger Abscheu vor sich selbst, keine großmüthige Verachtung der Welt und ihrer Ergötzlichkeiten, und keine allgemeine Veränderung des Herzens; und daher entstehen die traurigen Begebenheiten, welche die Kirche betrüben, die Tugend beschimpfen, und sich täglich vor unsern Augen zutragen; ja daher entsteht das Lächerliche, welches die Welt selbst so vielen Seelen beyleget, die, nachdem sie dieselbe öffentlich verlassen haben, vom neuen wiederum zu ihren Ergötzlichkeiten zurücke kehren. VII. Th. 237. 238 S.

Das Neue, bisweilen auch das Temperament, alles dieses macht gewisse empfindliche Eindrücke in das Herz, die uns bey der Ausübung der Pflichten und der heiligen Regeln unterstützen. Es verschwinden alsdenn alle Schwierigkeiten; alles scheint leicht zu seyn. Man beredet sich

gar

gar leicht, der Fortgang werde mit einem so glücklichen Anfange übereinstimmen; die Pflichten würden allezeit ebendieselben Reizungen für uns haben; und nichts werde den empfindlichen Geschmack schwächen, der uns anfangs so glücklich macht; und uns unsere Glückseligkeit auf den Wegen Gottes so deutlich vor die Augen stellet. Unterdessen nimmt dieser erste Geschmack gemeiniglich ab. Dieser Reiz vergeht. Nichts menschliches, nichts empfindliches unterstützet uns mehr bey Ausübung der heiligen Regeln. Man fühlet wohl ihre Schwere: aber nicht die Tröstungen, die sie lindern. Die anfangs so gelehrigen Neigungen empören sich wider das Joch. Unser anfänglich gerührtes Herz trifft unter allen seinen Pflichten fast nichts mehr an, das es reizet und rühret. Man geht zwar wohl noch fort: allein ein jeder Schritt ist eine neue Gewaltthätigkeit, und man geht ohne Geschmack und ohne Trost. Daher kömmt es denn auch, daß man den Muth sinken läßt. Man schleicht nur auf dem heiligen Wege. Man suchet die sinnlichen Tröstungen, die der Tugend mangeln, in den Erleichterungen der Eigenliebe; und man hält sich wegen des Ekels, den man mit und bey Gott empfindet, so zu sagen, mit und bey sich selbst schadlos. IX. Theil, 245. 246 Seite.

Die erste Klippe der Gottesfurcht der Großen ist dasjenige, was sie von der Besorgung des gemeinen Besten abzieht, und in sich selbst einschließt. Da die Unempfindlichkeit und die Liebe zur Ruhe gewöhnliche Laster der Grossen sind: so werden sie noch weit gefährlicher, und weit schwerer auszurotten, wenn sie dieselben mit dem Mantel der Tugend bedecken. Die Ehre kann bisweilen die Grossen aus dem Schlummer der Trägheit erwecken: Aber derjenize, bey dem eine übel verstandene Gottesfurcht zum

Grunde liegt, ist gegen die Ehre selbst auf seiner Hut, und es bleibt bey ihm keine Hoffnung zur Aenderung und Besserung übrig. Ein Ueberrest von Ehre und Achtung gegen das gemeine Beste und für die Ehrenstelle, die man bekleidet, zertrennet bisweilen die Reizungen einer schändlichen Trägheit, und giebt den Völkern den Regenten wieder, der sich ihnen schuldig ist. Wenn sich aber eine unanständige Ruhe mit gottseligen Uebungen beschäfftiget: so wird sie in seinen Augen ehrwürdig und rühmlich. Man kann sich eines Lasters schämen: aber aus dem, was man für eine Tugend hält, machet man sich eine Ehre.

Was für ein Gespenste der Gottseligkeit würde es also seyn, nach der es den Großen und dem Monarchen eine Tugend wäre, wenn sie sich vor der Zerstreuung der Sorgen für das gemeine Beste fürchteten und hüteten; wenn sie sich, als Privatpersonen, die nur mit sich selbst zu schaffen haben, mit nichts, als gottesdienstlichen Uebungen beschäfftigten; wenn sie sich nebst einer kleinen Anzahl vertrauter Günstlinge in ihre falschen Andächteleyen einschließen, und bey nahe vor allen übrigen Menschen fliehen wollten? Eine müßige und versteckte Gottesfurcht heiliget den Regenten nicht; sondern machet ihn geringe und verächtlich.

Wie! sollen wohl so lange, als derjenige, der, wegen seines Standes und seiner Geburt, die öffentliche Macht und Gewalt in seinen Händen hat, sich mit einer kleinen Anzahl gottseliger und geheimer Pflichten beschäfftiget, die Sorge für das allgemeine Wohl hindangesetzet werden, die Geschäffte liegen bleiben, die Untergeordneten ihre Macht misbrauchen, die Gesetze der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit weichen, die Völker als Schafe ohne Hirten seyn, und der ganze Staat sich in Verwirrung und Unordnung

nung befinden? Es würde also die Religion Misbräuche billigen, welche die Vernunft selbst verdammet.

Ich will weder jener weltlichen Weisheit beytreten, welche die Vortheile des Staates den Vortheilen des Evangelii allemal vorzieht; noch auch dem gemeinen Irrthume das Wort reden, vermöge welches man glaubet, es könne eine genaue Beobachtung der Regeln des Evangelii mit den Grundsätzen der Regierung und den Vortheilen des Staates nicht vereiniget werden. Ist Gott, welcher der Stifter der Reiche ist, nicht auch der Urheber der Gesetze, nach welchen sie regieret werden? Hat er Staaten aufgerichtet, die nicht anders, als durch das Laster bestehen können? Und sollten wohl die Könige sein Werk seyn, wenn sie nicht ohne Betrug und Ungerechtigkeit regieren könnten? Sind nicht Gerechtigkeit und Gericht die Stützen eines Thrones? Muß nicht das Gesetz Gottes, als das erste Gesetz des Reiches, dem Regenten an die Stirne geschrieben seyn? Wenn man es aber allezeit übertreten müßte, um die Ruhe der menschlichen Gesellschaften zu erhalten: so würde entweder das göttliche Gesetz falsch, oder die menschlichen Gesellschaften würden kein Werk Gottes seyn. I. Th. 144. 146. 148. 149. 152 S.

Was für ein Irrthum ist es nicht, wenn man sich einbildet, die Großen und die Regenten wären nicht verbunden, die heiligen Gesetze so gar genau zu beobachten! Die Reiche und die Monarchien könnten nicht nach den Grundsätzen der Religion regieret werden; es würde alles fallen und darnieder liegen, wenn die Regierungsgeschäffte nach den Grundsätzen des Christenthums sollten verwaltet werden; und es wäre nicht möglich, daß man zu gleicher Zeit ein Staatsmann und ein Mann Gottes seyn könnte! Wie! die Gerechtigkeit, die Wahrheit und die Redlichkeit sollten

ten der Regierung der Länder und der Reiche schädlich seyn? Die Religion, auf welcher das ganze Glück und die ganze Sicherheit der Völker und der Könige ruhet, sollte selbst eine Klippe werden, an welcher sie scheiterten? Die Völker sollten den Ueberfluß und die Ruhe nur allein der Betriegerey und der Treulosigkeit ihrer Regenten zu danken haben? und die Minister der Könige sollten die Wohlfahrt des Vaterlandes nur mit dem Verluste ihrer Seligkeit erkaufen können? Ich gestehe es, daß, wenn ein Regent herrschsüchtig ist, und mit ungerechten Unternehmungen umgeht, die List und die Treulosigkeit seinen Ministern gleichsam unentbehrlich sind, damit sie entweder seine bösen Absichten verheelen, oder seinen Ungerechtigkeiten einen guten Schein geben mögen. Ist aber der Fürst ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst: so werden alsdenn die Gerechtigkeit und die Wahrheit einen Thron sattsam unterstützen, den sie selbst aufgerichtet haben. Die Geschicklichkeit seiner Minister wird nur in ihrer Billigkeit und Redlichkeit bestehen; man wird dem Betruge und der Verstellung die prächtigen Namen der Regierungskunst und der Staatswissenschaft nicht mehr beylegen. I. Th. 152. 153 S.

Wenn zu einem heiligen Leben nur eine einzige heldenmüthige tugendhafte Handlung, nur ein einziges wichtiges Opfer, und nur eine einzige großmüthige That erfordert würde: so würde es den Menschen nicht so schwer fallen. Man findet in sich Kräfte genug, um sich einen Augenblick eine große Gewalt anzuthun. Es scheint, als ob sich zu einer solchen Zeit alle Kräfte der Seelen vereinigten; und die kurze Dauer des Kampfes lindert und mildert den Schmerz desselben. Was uns aber bey einem tugendhaften Lebenswandel ermüdet, das ist dieses, weil,

wenn man ein Opfer vollbracht hat, sich so gleich ein anderes zeiget, das man vollbringen muß. Ist eine Leidenschaft überwunden: so entsteht sie so gleich wiederum vom neuen, und da werden wiederum neue Kräfte und neue Bemühungen erfordert, um sie noch einmal zu überwinden. Es ist etwas leichtes zu gewissen Zeiten groß und heldenmüthig zu seyn: aber das will etwas mehr sagen, wenn man allezeit beständig und getreu verbleiben will. VI. Th. 277 S.

Nachdem man die ersten Jahre in der Hitze zugebracht hat, so glaubt man ein Recht zu haben, ausruhen zu können. Man überläßt diese gar zu große Strenge den Anfängern. Man sieht alle Linderungen und alle kleine Treulosigkeiten als ein Vorrecht der Zeit und der Jahre an. Man erwählet eine Lebensart, die mehr nach den Sinnen und der Eigenliebe eingerichtet ist. Man unterläßt mit ganz ruhigem Herzen Dinge, woraus man sich sonst ein großes Gewissen machte. Mit einem Worte, man bildet sich ein, die Zeit der Hitze sey vorüber; und es gehöre nur für Anfänger, die Regeln und die heiligen Gebräuche vollkommen, und nach ihrem ganzen Umfange zu beobachten. IX. Th. 239 S.

Von

Von dem Eifer.

Der wahre Eifer nimmt verschiedene Gestalten, nach den verschiedenen Bedürfnissen derer, welche der Gegenstand desselben sind, an sich. Bald drohet und schrecket er, indem er lauter fürchterliche und zu Boden schlagende Gegenstände zeiget. Ein andermal aber tröstet er; er sucht sich einzuschmeicheln; er vertreibt das Mistrauen, und stillet die Furcht und das Schrecken. Es ist aber allezeit der Sanftmuth und Freundlichkeit der Liebe, die ihm entweder die trost- oder die schreckensvollen Worte eingiebt. Sie ist es allemal, welche bald die Waffen eines heiligen Unwillens, bald die Waffen der Zärtlichkeit und Liebe ergreift. Ihre Sanftmuth ist die Quelle ihrer Strenge; gleichwie aus ihrer Strenge ihre ganze Sanftmuth und Freundlichkeit entspringt. Ein hitziges, hochmüthiges und hartes Verfahren, das man mit dem Namen des Eifers belegt, misbilliget sie, und erkennet ihre göttlichen Züge nicht an demselben. Es sind Ausschweifungen des Menschen. Es ist eine Hitze des Temperaments. Es ist eine Unbedachtsamkeit des Kirchendieners, und keinesweges eine heilige Amtsverrichtung. Der Eifer, welcher verderben, beschimpfen, und die Schande der Sünder, die er nicht bessern kann, öffentlich bekannt machen will, ist nicht der Eifer, der aus der Liebe entspringt. Alles, was in dem Herzen ihrer Brüder Verdruß

druß und Bitterkeit erregen kann, scheint ihr entfernt von dem Eifer zu seyn, dessen Quelle sie ist.

Ein heiliger Kirchendiener hat keine andere Absicht, als für Gott zu arbeiten. Er weiß, daß es verschiedene Gaben und Geschicklichkeiten in der Kirche giebt, und daß diejenigen, die am meisten gelobt werden, nicht allemal die nützlichsten sind. Er erwählet so gar nicht einmal diejenige Arbeit, die am meisten nach seinem Geschmacke ist; sondern übernimmt die, welche die Kirche für ihn bestimmet. Er untersucht weder die Vortheile, noch die Unbequemlichkeit derselben. Er freuet sich eben so sehr, wenn er zu den geringsten, als wenn er zu den wichtigsten Verrichtungen gebraucht wird. Er ist eben so eifrig, wenn er die kleinen und die Kinder muß zu sich kommen lassen, als wenn er sein Wort den Königen und Großen auf der Welt verkündigen soll. Sein einziger Ruhm ist, daß Gott verherrlichet werde, und daß er selbst möge vergessen werden.

Man hält oftmals aus einem falschen Vorwande des Eifers dafür, man dürfe wider die verstockten und hartnäckigen Sünder alles unternehmen. Man überläßt sich in Ansehung ihrer der Uebereilung eines hitzigen Naturels. In Privatgesellschaften redet man nachtheilig von ihnen. Bey den öffentlichen Versammlungen weiset man fast mit Fingern auf sie. Man schildert sie auf eine so deutliche und rührende Art ab, daß sie niemand verkennen kann; und dabey bildet man sich etwas darauf ein, gleich als ob ein Amt der Liebe und Versöhnung, ohne entheiliget zu werden, ein öffentliches Amt der Erbitterung und des Spottens werden könnte. Dadurch setzet man zu der Abneigung, welche die Sünder gegen die Tugend haben, auch noch den Haß desjenigen, der sie ihnen verkündiget. Indem man sie erbittert, bringt man es bey ihnen dahin, daß

sie

sie das Laster für eine Art einer schrecklichen Ehre halten: so daß sie nicht bloß wegen ihrer Schwachheit und Gebrechlichkeit in demselben verharren, sondern sie wollen ihre Wuth recht auslassen, und finden ein heimliches Vergnügen darinnen, wenn sie den, der sie verdammt, und öffentlich bestraft, verächtlich ansehen, und betrüben können.

Die gleichen Amtsarbeiten, welche, wie es scheint, die Arbeiter, die zu einerley Verrichtungen bestimmet sind, vereinigen sollten, theilen und trennen sie. Man sieht einander mit eifersüchtigen Augen an. Der eine verringert und vecachtet die Gaben und glücklichen Unternehmungen des andern. Der gute Fortgang, den die Unternehmungen unserer Brüder haben, ist, nach unserer Meynung, nichts anders, als eine vorgefaßte Meynung des Pöbels. Wir hören ihre Lobreden mit einer solchen Miene an, die ihnen widerspricht. Man weiß sonst von keinem Guten, als von demjenigen, das man selbst thut. Man giebt sich alle Mühe, entweder sich selbst, oder den Seinigen den allgemeinen Beyfall zu verschaffen; und man glaubt, man habe Gott einen Dienst gethan, wenn man ihn denen entzogen, für welche er, ohne unsere listigen Kunstgriffe, wäre bestimmt gewesen. Man geht noch weiter. Man lästert einander. Man giebt einander Ausschweifungen, entweder der Strenge, oder der Nachläßigkeit Schuld, die insgesammt der heiligen Weisheit des Evangelii zuwider sind. Ein Amt des Friedens wird ein Schauplatz des Krieges und der Uneinigkeit. Man breitet diesen Geist der Spaltung unter den Gläubigen aus. Die vorgefaßte Meynung und die Eifersucht der Lehrer erstreckt sich so gar bis auf ihre Zuhörer.

Der

Der Eifer ist ein heiliges Verlangen, sich seinen Brüdern nützlich zu erweisen: aber ein mit Einsicht und Klugheit erfülltes Verlangen, welches uns bey der Erwählung der Mittel selbst zu einer Regel und Richtschnur dienet. Nicht alles, was ihm gut zu seyn dünket, scheint ihm deswegen auch schicklich zu seyn. Das Herz der mehresten Menschen ist so verderbt, so stolz, boshaftig und verkehrt, und deswegen mit Neigungen angefüllt, die sich so wenig mit den Regeln und Pflichten vereinigen lassen, daß der geringste widrige Zufall, wenn man sie dazu anzuhalten suchet, ihnen zu einem Bewegungsgrunde dienet, sich noch weiter davon zu entfernen. Man muß ihnen, so zu sagen, alle Wege bahnen. Es ist schon genug, daß sie ihre verkehrten Neigungen zu bestreiten haben, ohne daß wir sie noch nöthigen dürfen, uns unsere Uebereilung und Unvorsichtigkeit zu verzeihen. Sieht man voraus, daß der Eifer den Kranken, anstatt ihn zu heilen, in noch schlimmere Umstände versetzen werde: so muß man warten, bis sich günstigere Augenblicke zeigen, ohne die Wahrheit der Verachtung und dem Gespötte bloß zu stellen. Man suchet sich oftmals seines Eifers, als einer Last, welche drücket, zu entladen, ohne dabey zu bedenken, ob auch der Ort, wo man ihn niederlegen will, geschickt ist, denselben aufzunehmen und zu fassen. Heißt das nicht vielmehr seine Ungeduld auslassen, als den Nächsten von seinen Schwachheiten befreyen wollen?

Die Eifersucht ist dem Eifer nicht nur nachtheilig; sondern setzet auch zugleich voraus, daß er in unsern Herzen ganz erloschen sey. Wir suchen nicht das Heil und die Wohlfahrt unserer Brüder; sondern die eitle Ehre, daß wir selbst die Werkzeuge und Beförderer derselben sind. Die Ehre Gottes liegt uns nur in so ferne am Herzen, als

unsere eigene Ehre mit der seinigen vermischt ist. Wir sehen es mit Verdruß, daß Gott verherrlichet wird. Wir würden vielleicht die Sünder viel lieber mit Vergnügen umkommen sehen, als wahrnehmen, daß sie durch anderer ihre Bemühungen und Geschicklichkeiten, als durch die unsrigen, aus dem Verderben errettet werden. Wir wollen es ganz allein seyn, und die Ehre und den glücklichen Erfolg des Predigtamtes mit niemanden theilen. Alles, was neben uns in Ansehen steht, oder uns verdunkelt, ist uns unerträglich; und wir sehen die Gaben Gottes bey unsern Brüdern, als unsere Beschämung, Schmach und Schande an. Man verheelet diese Niederträchtigkeit vor sich selbst; allein sie bringt außerhalb um so viel bitterere Früchte hervor, je tiefer ihre Wurzel in dem Herzen verborgen liegt. Man sucht sie zu bemänteln, indem man ihr die scheinbaren Namen des Eifers und der Liebe beylegt. Allein, was ist das wohl für ein Eifer, den die Ausbreitung der Ehre Gottes, und des Erkenntnisses seines Namens mit Schmerz und Betrübniß erfüllet? Und was ist das für eine Liebe, welche die Gaben Gottes, die er unsern Brüdern mitgetheilet hat, erbittern und aufbringen?

Es giebt einen gewissen Wohlstand und gewisse Maaßregeln der Klugheit, von welchen sich der Eifer niemals entfernen soll. Er richtet seinen Unterricht nach dem Charakter seiner Zuhörer ein. Er wählet seine Stunden und Augenblicke, damit er mit Nutzen und zur rechten Zeit reden möge. Er übereilet sich bey den Bestrafungen nicht, welche die Geduld und Langsamkeit weit kräftiger und nützlicher würden gemacht haben. Sein großer Zweck ist, sich seinen Brüdern nützlich zu erweisen. Und eben der Liebeseifer der dieses heilige Verlangen in uns wirket, ist auch

allezeit sinnreich uns Mittel zu verschaffen, die uns einen guten Ausgang davon versprechen.

Die Eifersucht und die Verwegenheit bey dem Eifer sind gemeiniglich die Folgen und betrübten Früchte des Stolzes. Man blehet sich oftmals eben sowohl wegen der Lobeserhebungen, als wegen der Verachtung; eben so wohl wegen der Gunst, als wegen des Widerspruches der Menschen auf. Ein heiliger Kirchendiener, der bey seinen Amtsverrichtungen keine andere Absicht, als das Heil und die Seligkeit seiner Brüder hat, verspüret sonst keine Freude, keinen Verdruß, keine Furcht und keine Hoffnung in sich, als welche sich auf diesen einzigen Gegenstand beziehen. Er weiß, daß die Lobeserhebungen von nichts anderem, als dem Stolze, den vorgefaßten Meynungen, oder der Unbeständigkeit der Menschen herrühren; daß sie den Götzen, den sie heute aufrichten, morgen mit Füßen treten; daß sie loben um sich vielmehr selbst, als die Tugend zu ehren; daß das Seltsame und Ungegründete, welches mit ihren Lobeserhebungen verknüpft ist, ihnen alles dasjenige raubet, was dem Stolze Genüge thun könnte; daß sie diejenigen oftmals in geheim beneiden und verachten, welche sie öffentlich zu bewundern scheinen; und daß ihr Herz die Lobsprüche ihres Mundes selten billiget. Aber er blehet sich wegen der Lobeserhebungen nicht auf; er überhebt sich aber auch wegen der Verachtung und Verfolgungen nicht. Es ist wahr, sie sind der Gottesfurcht verheißen, und gleichsam die Ehre und Belohnung des Predigtamtes. Sobald man sich nun dieselben von Seiten der Menschen zuzieht: so scheint es, als ob man ein Recht habe zu glauben, man habe das Siegel des Apostelamtes erhalten. Man glaubt, man folge den ersten apostolischen Männern in ihrem Eifer nach, weil man ihnen in ihren Trübsalen nachfol-

folget; und man bildet sich ein, man habe seinem Amte auf eine rühmliche Weise Genüge geleistet, wenn man es auf eine solche Art beobachtet hat, daß man von denen, gegen welche wir es ausüben, verachtet und verfolget wird. Allein, woher wissen wir, daß wir die Widersprüche, die wir von ihnen erdulden, nicht vielmehr unserer Unvorsichtigkeit, als ihrer Bosheit zu danken haben? Hat nicht die natürliche Gemüthsbeschaffenheit, die Uebereilung und die Unbesonnenheit unserem Eifer alles dasjenige, was er ehrwürdiges an sich würde gehabt haben, geraubet, und gemacht, daß die Verachtung und die Verfolgungen, die wir so gern unserem Amte beymessen, auf uns allein zurücke fallen? Ist es nicht die nicht gar zu wohl eingerichtete, oder nicht gar zu anständige Art die Wahrheit vorzutragen, die sie in unserem Munde verhaßt, oder lächerlich gemacht hat? Uns dieser Widersprüche rühmen, heißt, uns oftmals des Misbrauches unseres Amtes rühmen. Es sollen also weder die Lobeserhebungen, noch die Verachtung der Menschen bey unsern Amtsverrichtungen unserem Stolze schmeicheln; ihre Lobeserhebungen nicht, weil sie uns nicht gebühren, aber auch ihre Verachtung nicht, weil wir sie oftmals verdienet haben.

Man trifft täglich Geistliche an, die ein unbesonnener Eifer in solche Umstände verwickelt, welche vermögend sind, sie um den ganzen Nutzen ihrer Amtsverrichtungen zu bringen, und wobey so gar die Ehre ihres Charakters selbst Schaden leidet. Sie unternehmen alles. Was nur den Schein des Guten hat, ermuntert sie, und setzet sie in Bewegung. Sie halten nichts für unmöglich; und es befindet sich auch, nach ihrer Meynung, nichts an dem Orte, wo es sich befinden sollte. Sie möchten gerne alles ändern, und an einen andern Ort versetzen. Sie machen

den

den Anfang damit, daß sie alles, woran sie nur ihre Hände legen, in eine allgemeine Verwirrung bringen, und zwar unter dem Vorwande, die Ordnung daselbst wieder herzustellen. Wenn diese unruhigen, kleinen, verwegenen und kühnen Geister nur in Bewegung sind: so sind sie mit sich selbst zu frieden. Sie zerstoßen sich ihre Köpfe an den zärtlichsten Hindernissen und Schwierigkeiten, woran sie sich am wenigsten wagen sollten, welche die größten und betrübtesten Folgen nach sich ziehen; und von der größten Klugheit und Geschicklichkeit nicht überwunden werden können. Und wenn sie diese Klippe, wider welche sie nichts ausgerichtet, und wo sie sich auf eine solche Art aufgeführet, die dem geistlichen Stande allemal unangenehm ist, verlassen haben: so gehen sie, und unternehmen mit eben der Sicherheit etwas anderes, das eben so gefährlich ist, und wovon sie nicht weniger Schimpf und Schande zu hoffen haben.

Der wahre Eifer ist keines strafbaren Ehrgeizes fähig, welcher gleichsam das volle Maaß und der höchste Grad des Stolzes ist. Man sucht ihn fast allezeit vor sich selbst zu verheelen; er ist aber oftmals der geheime und verborgene Bewegungsgrund von allen unsern heiligsten Handlungen, ohne daß wir es selbst wissen. Man ist kein öffentlicher Betrüger. Man führet einen ordentlichen Lebenswandel. Man hat einen Abscheu vor dem Laster. Man nimmt die Amtsverrichtungen gerne über sich. Man hat die Absicht, seinen Brüdern nützlich zu seyn: aber man wird dabey von einem weit entferntern Gesichtspuncte belebt und unterstützet. Es hat so vielen andern, die diesen Weg vor uns betreten haben, auf demselben geglücket. Man zweifelt also nicht, auch eben dahin zu gelangen, wohin sie gekommen sind. Man erblickt die Belohnung

von weitem. Man untersteht sich zwar nicht, mit sich selbst einig darüber zu werden. So bald aber unsere Hoffnung zu nichte geworden, und das Gespenste, welches uns unterstützete, verschwunden ist: so nimmt der Ekel und Verdruß die Stelle des Eifers ein. Die Gesundheit fängt an ein Vorwand zu werden, der uns von den Amtsverrichtungen abhält. Die Wohlfahrt unserer Brüder rühret uns nur noch ganz schwach; und man höret auf, eifrig zu seyn, so bald man aufhöret zu hoffen und zu verlangen.

Die Welt freuet sich, wenn sie sich überreden kann, man könne sie nicht verdammen, ohne auf Abwege zu gerathen, die der bloße gesunde Verstand misbillige. Sie spricht alsdenn, und wiederholet es mit vieler Prahlerey, unsere Bestrafungen des Lasters wären nur lächerlich, und zeugeten von einer Schwachheit des Verstandes. Sie jauchzet, wenn sie sieht, daß die erhabene Lehre des Evangelii, derer Weisheit wir so rühmen, von dem nicht gar zu klugen Verfahren der Diener desselben verunzieret wird. Und indem sie die Religion mit dem Diener, der sie vorträgt, vermenget: so macht sie den einen, wie die andere, zu einem schrecklichen Gegenstande des Spottes und des Tadels.

Eine sehr gewöhnliche Art des Ehrgeizes, der bey den Geistlichen angetroffen wird, ist der Ehrgeiz der glücklichen Unternehmungen. Man will seinen Zweck erreichen, und sowohl die Großen, als die Geringen nach sich ziehen. Dieses stolze und ungerechte Verlangen wird mit der Ehre Gottes und dem allgemeinen Besten bemäntelt. Man betrübt sich, und wird verdrüßlich, wenn der Erfolg nicht mit unserer Hoffnung übereinstimmet. Ein verborgener und gewisser Nutzen, den Gott durch uns schaffen kann,

hält unsere Eitelkeit nicht schadlos. Die Sache soll ein Aufsehen machen, und uns öffentliche Lobeserhebungen zuwege bringen. So bald wir aber von diesem eitlen Schauspiele nicht mehr umgeben werden, ertragen wir das Stillschweigen und die Einsamkeit, die uns begleitet, mit Ungeduld. Man trifft in den Amtsverrichtungen nichts reizendes mehr an; sondern empfindet nur die Last und die Arbeit derselben. Man suchte sich selbst darinnen. So bald man aber nur Gott allein in denselben antrifft: so glaubt man, man habe seine Zeit und Mühe vergeblich angewendet. XII. Th. 112-135 S.

Von dem Tode.

Die menschlichen Leidenschaften haben allemal etwas wundersames und unbegreifliches an sich. Alle Menschen wollen gerne leben. Sie sehen den Tod als das größte Unglück an. Alle ihre Leidenschaften heften sie an das Leben. Unterdessen bringen sie ihre Leidenschaften selbst immer näher zu dem Tode, vor welchem sie einen solchen Abscheu haben; und es scheint, als ob sie nur deswegen lebten, damit sie ihren Tod beschleunigen möchten. VIII. Th. 39 S.

Ein jeder erblicket in dem Zukünftigen ein angenehmes Bild, das ihn blendet. Das Glück zeiget sich uns allemal vom weiten. Der Tod unserer Herrn, diese große

Begebenheit, in welcher die Welt und alle ihre Herrlichkeit vor unsern Augen zu Grunde geht, ihr Tod verändert nur unsere Absichten, ohne daß er unser Herz ändert. Ein jeder sucht auf eine neue Art glücklich zu werden. Wir machen neue Anschläge. Wir erdichten uns einen neuen Hof, und neue Maßregeln. Wir trösten uns wegen unseres erlittenen Verlustes, indem wir neue Ansprüche machen. Unsere Absichten werden beständig zu nichte, aber unsere Hoffnung lebet so gar aus unsern zu nichte gewordenen Absichten vom neuen wieder auf. Obgleich alles, was um und neben uns ist, zu Grunde geht: so wissen wir uns doch aus seinen Trümmern für das Zukünftige noch zu retten. IX. Th. 167 S.

Der Tod ist fast allezeit die Klippe und das traurige Ende ihrer Ehre. Die eitlen Lobeserhebungen, womit man sie in ihrem Leben hintergangen hatte, werden fast zu gleicher Zeit mit ihnen in die Vergessenheit des Grabes versenket. Sie überleben sie selbst nicht lange. Oder wenn ja einiges Andenken davon unter den Menschen zurück bleibt, so haben sie es mehr der Boshaftigkeit des Tadels, als der Eitelkeit der Lobeserhebungen zuzuschreiben. Ihr Lob hat nicht länger gedauert, als ihre Wohlthaten. Sie sind nichts mehr, so bald sie nichts mehr vermögen. Ihre Schmeichler werden selbst ihre Tadler. Eine neue Hoffnung bringt eine neue Sprache hervor; man bauet die Ehre des Lebenden auf die Trümmern der Ehre des Verstorbenen; man schmücket mit seinem Raube und mit seinen Tugenden denjenigen aus, der an seine Stelle kömmt. Die Großen sind eigentlich ein Ball der Leidenschaften der Menschen; ihre Ehre ruhet auf nichts gewissem, und sie vermehret oder vermindert sich mit den Vortheilen und Nutzen derer, die sie loben. I. Th. 201 S.

Der erste Schritt, den der Mensch in seinem Leben thut, ist auch der erste zum Grabe. So bald seine Augen das Licht der Welt erblicken, ist das Todesurtheil über ihn gesprochen, und es ist, gleich als ob es in Ansehung seiner ein Verbrechen wäre zu leben, schon genung, daß er lebet, um würdig zu seyn zu sterben. Wir tragen den Tod insgesammt, wenn wir geboren werden, in unserm Busen. Es scheint, als ob wir in den Leibern unserer Mütter ein langsames Gift eingesogen hätten, womit wir auf die Welt kommen, welches machet, daß wir hier, die einen länger, die andern eine kürzere Zeit schmachten, dessen Ende aber allezeit der Tod ist. Wir sterben täglich; ein jeder Augenblick raubet uns einen Theil unseres Lebens, und bringt uns einen Schritt näher zu dem Grabe. Der Leib geht zu Grunde, die Gesundheit nimmt ab; alles, was um und neben uns ist, zerstöret uns; die Nahrungsmittel verderben uns, die Heilungsmittel schwächen uns; das geistige Feuer, so uns inwendig belebet, verzehret uns, und unser ganzes Leben ist nichts anders, als ein langwieriger und beschwerlicher Todeskampf. V. Th. 4 S.

Die Ehre und Herrlichkeit des unrechtmäßigen Besitzers, der sich durch ungerechte Wege empor geschwungen, den Unschuldigen beraubet, und den rechtmäßigen Erben vertrieben hat, damit er sich an seine Stelle setzen, und mit seinem Raube schmücken möge, wird mit ihm begraben werden. Wenn alsdenn der Damm, den seine glücklichen Unternehmungen und seine Macht den öffentlichen Reden entgegen setzten, wird niedergerissen seyn: so wird man sich an seinem Gedächtnisse wegen der falschen Lobsprüche rächen, die man seiner Person hatte ertheilen müssen. Wenn alsdenn alle die großen Bewegungsgründe, die

von der Furcht und Hoffnung hergenommen sind, nicht mehr seyn werden: so wird man den Vorhang hinweg ziehen, welcher die schimpflichsten Umstände seines Lebens bedeckte. Man wird die geheime Triebfeder dieser rühmlichen Unternehmungen, welche die Schmeicheley so sehr erhoben hatte, wahrnehmen, und die Unanständigkeit und Niederträchtigkeit derselben deutlich an den Tag legen. Man wird die heldenmäßigen Eigenschaften, die man nur auf Treue und Glauben der öffentlichen Lobreden kannte, in der Nähe betrachten, und an ihnen weiter nichts wahrnehmen, als die heiligsten Rechte der Natur und der Gesellschaft, welche unter die Füße sind getreten worden. Man wird ihm alsdenn die grausame und ungerechte Ehre, die er genossen hat, rauben; und dafür die Ehrlosigkeit und Treulosigkeit seiner frevelhaften Unternehmungen, die man gerne vor sich selbst hatte verheelen wollen, zurücke geben. Seine falsche Ehre und Herrlichkeit wird von einer kurzen Dauer gewesen seyn: aber seine Schande wird nicht eher, als mit der Welt ein Ende nehmen. Die spätesten Nachkommen werden ihn nicht anders, als aus seinen Schandthaten kennen. Die Geschichte, als treue Aufbewahrer der Wahrheit, werden seinen Namen, nebst seiner Schande, bis an das Ende der Welt aufbehalten; und der hohe Stand, zu welchem er sich, den Gesetzen der Ehre und Redlichkeit zum Nachtheile, hinaufgeschwungen hat, wird, indem er ihn auf den Schauplatz der Welt stellet, weiter zu nichts dienen, als seine Ehrsucht und seine Schande auf der Welt zu verewigen. Mit dem Tode nimmt seine ganze Ehre und Herrlichkeit ein Ende. Er vernichtet ihn in Absicht auf alles dasjenige, in Ansehung dessen er in den Augen der Menschen groß war. Er läßt ihn ganz allein, ohne Kraft, ohne Stütze, und ohne Hülfsmittel.

mittel. Die Freunde, die Schmeichler, die Sclaven und die Unterthanen, in derer Gesellschaft er sich für unsterblich hielt, können seinetwegen nichts mehr thun. Da sie denen gleichen, welche einen Menschen vom weiten in den Meereswellen umkommen sehen: so können sie sein Unglück höchstens beweinen, oder unnütze Wünsche für seine Errettung abschicken. Indem er also ganz allein mit dem Tode zu thun hat: so strecket er seine Hände vergeblich nach allen den Creaturen aus, die vor ihm verschwinden. Das Vergangene kömmt ihm nicht anders, als ein flüchtiger Augenblick vor, welcher eben so geschwind verschwunden, als erschienen ist. Das Zukünftige ist ein unermeßlicher Abgrund, in welchem er weder ein Ende, noch einen Ausgang erblickt, und der ihn auf ewig verschlingen wird. Die Welt, die er für ewig hielt, ist weiter nichts, als ein Dampf, der verschwindet. Alles, was ihm als eine nichtige und erdichtete Sache vorgekommen war, erscheint und wird etwas wirkliches; und sein Unglück verschaffet ihm zwar eine neue Einsicht, aber keine neuen Neigungen, und kein neues Herz. VII. Th. 278. 279. 280 S.

Der Tod kömmt uns allezeit wie unser Gesichtskreis vor. Er entfernt sich von uns, je mehr wir uns ihm nähern. Wir erblicken ihn allemal in der weitesten Entfernung, und glauben nicht, daß wir ihn jemals erreichen können. Ein jeder verspricht sich eine Art von Unsterblichkeit auf der Welt. Es fällt alles neben uns. Gott schlägt um uns herum unsere Anverwandten, unsere Freunde, unsere Herren; aber mitten unter so vielen zu Boden gestürzten Häuptern und Glückseligkeiten stehen wir fest, gleich als ob der Schlag allezeit neben uns vorbeygehen sollte, oder als ob wir hier eine bleibende Stätte hätten. IX. Th. 173 S.

Das

Das Maaß der Jahre unseres Lebens ist nicht gleich. Die einen sehen die Anzahl ihrer Tage bis auf das späteste Alter in Frieden wachsen und zunehmen. Es finden sich aber auch andere, die sich auf dem Erdboden nur sehen lassen, die nicht länger, als einen Tag leben, und den Blumen auf dem Felde gleich sind, bey welchen zwischen dem Augenblicke, da sie aufblühen, und demjenigen, da sie vertrocknen und verschwinden, fast nicht der geringste Zwischenraum ist. Wir befinden uns insgesammt, in Ansehung der Dauer unseres Lebens in einer Ungewißheit; und diese Ungewißheit schläfert unsere Wachsamkeit ein. Wir denken nicht an den Tod, weil wir nicht wissen, in welches wir ihn von den verschiedenen Altern unsers Lebens setzen sollen. Wenn uns, indem wir geboren werden, die Anzahl unserer Lebensjahre, und der letzte Tag, an welchem sie ihre Endschaft erreichen sollen, an der Stirne geschrieben stünden: so würden wir immer an diesen bestimmten und gewissen Zeitpunct, wenn er auch gleich noch so weit entfernt wäre, gedenken, und er würde uns nicht einen Augenblick in Ruhe lassen. Der Zeitraum, den wir noch vor uns hätten, würde uns allezeit sehr kurz vorkommen. Dieses Bild, welches uns, auch wider unsern Willen, allezeit vor unsern Augen schwebete, würde uns vor allen Dingen einen Ekel und Abscheu erregen, es würde uns die Ergötzlichkeiten unschmackhaft, die Glücksgüter gleichgültig, und die ganze Welt zu einer beschwerlichen und verdrießlichen Sache machen. Aber eben dieser Tod, der uns alle Tage, und alle Augenblicke überfallen kann, läßt uns unsere völlige lebhafte Begierde nach der Welt, nach den Ergötzlichkeiten, und den Glücksgütern; und weil wir nicht gewiß wissen, ob wir heute sterben: so leben wir, als ob unsere Lebensjahre ewig dauern sollten. V. Th. 5-8 S.

Von

Von der Erwählung eines Standes.

Man entschließt sich gemeiniglich zu der Erwählung eines Standes in einem Alter, in welchem unsere Vernunft kaum einige Vorstellungen hat, geschweige denn, daß sie in dem Stgnde seyn sollte, eine Wahl anzustellen. Ein Werk, wobey auch die sorgfältigste Vorsichtigkeit noch immer in Furcht stehen sollte, sie möchte sich versehen und fehlen, ist eine Sache, die man allezeit dem kindischen Geschmacke der Jugend überläßt. Kaum fängt man an zu lallen, als man schon über den wichtigsten Umstand seines Lebens einen Ausspruch fället, und diese unwiederruflichen Worte, welche unser Schicksal entscheiden, sind die ersten, die man uns aussprechen lehret, so gar ehe man uns noch dieselben verstehen gelehret hat. Man gewöhnet unsern angehenden Verstand von weitem an diese Bilder, die man uns beygebracht hat. Die Erwählung eines Standes ist weiter nichts mehr, als ein Eindruck, den man in unserer Kindheit in uns gemacht hat. Ehe sich also unsere Neigungen entwickeln, und ehe wir noch wissen, was wir sind, lassen wir uns in ewige Verbindungen ein, und beschließen, was wir auf immerdar seyn sollen. III. Th. 164 S.

Ent-

Entdecket man an einem Kinde einige Merkmaale solcher Naturgaben, wodurch man sich in der Welt empor schwingen kann; scheint es geschickter zu seyn, als die übrigen, die Ehre seines Namens, und die allgemeine Hochachtung, die man sich erworben hat, zu behaupten und fortzusetzen: so bestimmt man es für die Welt; man sieht es nicht anders an, als ob es schon durch seine Geburt für sie geheiliget und bestimmet wäre. Vergeblich giebt sein Verlangen nach der Einsamkeit und Entfernung von der Welt, die Absichten zu erkennen, die Gott gegen dasselbe heget. Man sieht es, als eine kindische Leichtsinnigkeit an. Man glaubt, es sey noch nicht im Stande, sich eine Lebensart zu erwählen, und man schlägt ihm die Welt vor. Man will es zwar nicht öffentlich von einem löblichen Vorhaben abwendig machen; aber man sagt, es müsse vorher die Welt kennen lernen, und man hoffet, sie werde ihm gefallen. Man will es recht zu Verstande kommen lassen: aber man läßt ihm seine Unschuld rauben, und seine Leidenschaften stark werden. Man bildet sich ein, man müsse ihm Ergötzlichkeiten verstatten, bey welchen sein gefaßter Entschluß auf die Probe gestellet würde: aber man verschaffet ihm solche Gelegenheiten, die seine Seele verderben. Trifft man aber ein gleiches Verlangen nach der Einsamkeit bey denen an, welche entweder wegen der Ordnung ihrer Geburt, oder wegen ihrer schlechten Naturgaben, nicht geschickt sind, sich in die Welt zu begeben, und unsere eitlen Absichten auszuführen; machet man wohl alsdenn auch so viel Schwierigkeiten, und ist man auch so vorsichtig? Prüfet man sie so sorgfältig, um zu erfahren, ob sie von dem guten Geiste dazu getrieben werden? O! an statt daß wir ihrem Alter und ihrer Kindheit nicht trauen sollten: so misbrauchen wir sie. An statt daß wir ihnen die üblen und unge-

ungereimten Dinge vorstellen sollten, die aus einer verwegenen Wahl entstehen: so flößen wir sie ihnen vielmehr ein. Anstatt daß wir sie die Ergötzlichkeiten der Welt sollten schmecken lassen, um dadurch ihren Entschluß zu prüfen: so suchen wir sie sehr sorgfältig davon abzuhalten, und sie ihnen auf eine schreckliche Art abzuschildern. Anstatt daß wir ihnen die Welt und das Kloster, eines wie das andere, auf gleiche Art vorstellen sollten: so versetzen wir sie in solche Umstände, in welchen sie alles dasjenige erwarten heißt, was wir ihnen zu sagen uns nicht unterstehen. Wir richten ihre Auferziehung auf eine solche Art ein, bey welcher wir unsern Zweck erreichen. Unter dem Vorwande, sie von der Gefahr zurück zu halten, verbergen wir die Welt bey guter Zeit vor ihren Augen, weil wir befürchten, sie möchte ihnen nur gar zu liebenswürdig vorkommen. Wir schleppen sie zwar nicht, als unglückselige Schlachtopfer, mit Gewalt zu dem Altare: aber vielleicht bringen wir es durch unser strenges und ungerechtes Verfahren gegen sie dahin, daß sie sich nach dem Kloster, als nach einer sicheren Freystatt sehnen. VI. Th. 213-215 S.

Sieht man wohl so genau hierauf, wenn es auf eine Versorgung ankömmt, die uns einen vornehmen Stand und unermeßliche Reichthümer verschaffet? Sind wohl die Sitten, die Religion und die Gottesfurcht dasjenige, wornach wir uns bey diesem ehrwürdigen Sacramente in unserer Wahl zu richten pflegen? Wird nicht dieses heilige Band allezeit entweder von dem Eigennutze, oder von der Leidenschaft der Liebe geknüpfet. In dem Heirathscontracte werden wohl die Güter und Titel gezählet: werden denn aber auch die Tugenden gezählet? Man wendet allen möglichen Fleiß an, die Glücksgüter in eine Ordnung zu bringen: aber man giebt sich keine Mühe, die Herzen zu vereinigen.

einigen. Wenn sich nur alles übrige schickt: so fragt man nichts darnach, die Gemüther mögen sich zusammen schicken, oder nicht. Das ganze Band einer heiligen und unauflößlichen Gesellschaft ist oftmals weiter nichts, als eine geheime Widerspänstigkeit des Charakters, der sie gar bald beunruhigen, und vielleicht gar trennen wird. Eben die sinnliche Begierde, die uns vereiniget, hat uns gar bald entzweyet. Das Werk der Leidenschaften kann von keiner Dauer seyn. Man vereinigt oftmals, aber vergeblich, was Gott getrennt hatte. So viele ärgerliche Ehescheidungen sind gar schwache Lehren, und machen die Eheverbindungen weder heiliger, noch vorsichtiger; und man sieht täglich, daß sich die größten Häuser durch eben das Sacrament in das Verderben stürzen und zu Grunde richten, welches sie erhalten, und ihnen eine immerwährende Dauer verschaffen sollte. X. Th. 88 S.

Die Schande unserer Familien wird oftmals das Theil des Herrn. Die untauglichen und weggeworfenen Gefäße, die wir nicht für würdig geachtet haben, in unsrem Hause aufgestellet zu werden, werden von uns zu Gefäßen der Ehre in den Tempel des lebendigen Gottes bestimmet. Wir heben also diese unnützen Steine, die wir verwarfen, weil sie zu dem weltlichen Gebäude unsres Glücks nicht taugten, zu Ecksteinen und Säulen des Hauses des Herrn auf.

Wie! werden zu der Kunst aller Künste, ich meyne die Seelenführung, weniger Geschicklichkeiten und Naturgaben erfordert, als zu den nichtigen und unnützen Beschäfftigungen der Welt? Es sollen also die Auslegung der Geheimnisse des Glaubens, die Vertheidigung der Wahrheit und der Lehre, die Unterweisung des Volkes, die Austheilung der Gnadengüter der Kirche; so wichtige und erhabe-

habene Pflichten, sage ich, sollen also nur solchen Leuten überlassen werden, die schlechte Naturgaben und einen mittelmäßigen Verstand haben? Wie! sind die Kraft dem Irrthume zu widerstehen, die Einsicht und der Muth ihn zu entdecken und zu widerlegen; der Eifer die Welt nebst ihren Misbräuchen und Lehrsätzen zu bestreiten; die Heiligkeit sie zu bessern; die Fülle des Geistes Gottes sie zu rühren; die heilige Beredsamkeit sie zu überzeugen; die Unerschrockenheit ihrer nicht zu schonen; die Großmuth sich weit über ihre Drohungen und Verheißungen zu erheben; sind, sage ich, alles dieses gemeine und geringe Verrichtungen? Und muß man zu so wichtigen Geschäfften von der Natur nicht eben so viel Gaben und Geschicklichkeiten empfangen haben, als zu den Ergötzlichkeiten der Welt, und zu den nichtswürdigen Kleinigkeiten, welche die ernsthaftesten Beschäfftigungen derselben ausmachen? VI. Th. 216. Seite.

Man nimmt sich gar sehr in Acht, den Kindern einen Unterricht zu ertheilen, der uns sehr verdrießlich machen würde, wenn sie sich desselben bedieneten. Man hält sie so gar von den Personen und Oertern, wo sie ihn erhalten könnten, ab. Man stellet ihnen täglich die Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten eines Standes, der sich mit den Vortheilen eines Hauses nicht vertragen will, auf das nachdrücklichste vor. Man vergrößert ihnen die Vortheile und Annehmlichkeiten desjenigen, für welchen man sie bestimmet; und man bedienet sich ihrer Leidenschaften, um sie zu einer Wahl zu verleiten, welche ihnen Gelegenheit geben soll, jene zu bestreiten. Sie wird gemeiniglich von der Ordnung der Natur ganz allein entschieden. Man sieht auf kein anderes Merkmaal des Berufes, als auf vornehmen Stand, oder großen Reichthum. Man bil-

det sich ein, weil man der Erstgeborne in einer Familie wäre: so wäre man von dem Himmel erwählet, daß man seinen Vorfahren in ihren Titeln und Würden nachfolgen sollte. Wäre man der andere Sohn in dem Hause seines Vaters: so wäre dieses ein Recht, das uns die Thüre zu dem Hause des Herrn öffnete. Ein großer Name und ein geringes Vermögen wären eine unvermeidliche Verbindlichkeit, Jesum Christum zu seinem Bräutigame zu erwählen. III. Th. 167. S.

Wir verlangen von denen, welche sich in den geistlichen Stand begeben haben, sehr viele seltene und erhabene Eigenschaften. Wir fordern, daß sie einen untadelhaften Lebenswandel führen, und durch ein heiliges Leben, mitten in der Finsterniß und dem allgemeinen Verderbnisse der Welt, als Sterne leuchten sollen. Sie sollen uns unsere Zweifel benehmen, uns von unsren Ausschweifungen abhalten, unsre Schwachheiten unterstützen, und uns bey unsern Widerwärtigkeiten trösten. Sie sollen den Schatz der Lehre und der Wahrheit aufbewahren; sie sollen das Orakel der Welt seyn, allemal von unsrem Glauben Rechenschaft geben, und alle Höhen, die sich wider die Wissenschaft Gottes erheben, demüthigen und erniedrigen können. Allein, wir haben sie der Kirche selbst gegeben. Der Herr hat sie aus unsern Händen empfangen. Wenn wir nun aber sonst nichts, als was untauglich und mangelhaft ist, in den Tempel bringen; wie wollen wir in demselben dasjenige antreffen, was auf der Welt das Beste und Vortrefflichste ist? Und dennoch ist ihr unordentlicher Lebenswandel und ihre Unwissenheit dasjenige, was wir am meisten tadeln, und womit wir am liebsten unser Gespötte treiben. Allein, ist es nicht das Werk unseres Stolzes und unseres niederträchtigen Geizes, das wir für so auslachens-

wür-

würdig halten? Ist es nicht unsere Habsucht gewesen, welche diese verächtlichen Götzen, derer wir spotten, auf den Altar gestellet hat? Wenn sich der Herr seine Opfer selbst erwählte, würden sie seiner wohl so unwürdig seyn? Und würde man wohl in den heiligen Freystädten so viel Ekel und Ueberdruß, so viel Schwachheiten, und so vieles Murren antreffen? VI. Th. 217. 218. S.

Das Ansehen der Menschen ist sehr oftmals dasjenige, wovon unser Schicksal entschieden wird, und welches uns zu einer Wahl nöthiget, die wider alle unsere Neigung ist? Dieser wird ein Soldat, und erwählet einen Stand, von welchem ihn tausenderley Ursachen der Leibesbeschaffenheit, des Geschmackes, des Gewissens, ja des Nutzes selbst abhalten; weil, da er vom vornehmen Stande ist, er sich nicht mit Haussorgen beschäfftigen kann, und die Welt eine solche Ruhe, als eine unanständige Niederträchtigkeit ansehen würde. Jener zieht die Gefahr des ehelosen Standes einer Heirath vor, durch welche er sich in der Welt erniedrigen würde, und will sich lieber allen Folgen seiner Schwachheit aussetzen, als seinen Namen durch eine ungleiche Ehe beschimpfen. Dieser widmet sich, ohne die geringste Neigung zur Einsamkeit zu haben, aus bloßem Stolze dem Herrn; weil, da er nicht Vermögen genug hat, in der Welt standesmäßig zu leben, ihm eine heilige Freystadt in den Augen der Menschen rühmlicher zu seyn scheint, als wenn er sein Leben in einem schlechten und geringen Stande zubrächte. Fast niemand richtet sich, bey der Entscheidung seines Schicksals, nach seinem eigenen Herzen. Ist man Herr darüber: so richtet man sich bey der Entscheidung desselben, nach der Furcht vor der Welt und vor ihrem Urtheilen. In einem zarten Alter sieht man den Willen derer, von welchen man das Leben hat,

als ein Gesetz an. Man untersteht sich nicht, sein Verlangen, das ihren Absichten zuwider seyn würde, zu entdecken. Man ersticket einen innerlichen Widerstand, aus welchem bald ein Laster werden würde. Barbarische und unmenschliche Aeltern, welche ein einziges von ihren Kindern noch über ihre Voraltern erheben, und es zum Abgotte ihrer Eitelkeit machen wollen, tragen kein Bedenken, diesem alle übrige aufzuopfern, und sie in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Sie entreißen der Welt Kinder, bey welchen der bloße Wille und Befehl der Aeltern die Stelle der Neigung und des Berufes zur Einsamkeit vertreibt. Sie führen unglückselige Schlachtopfer zum Altare, welche sich bey demselben mehr der Begierde ihrer Aeltern, als dem großen Gott, den man daselbst anbethet, aufopfern wollen. Wenn nur das Aeußerliche einer Familie in die Augen fällt, glänzet, und in der Welt Ehre macht: so bekümmert man sich wenig darum, ob heilige Finsternisse den Verdruß, den Ekel, die Thränen, und die Verzweifelung dessen, was Gott nur sieht, bedecken, oder nicht.

Hat Gott seine Absichten den seltsamen Einrichtungen der Menschen unterworfen? Sind die Gaben, die einem Stande eigen sind, allezeit an einen gewissen Rang in den Familien gebunden? Kömmt der Geschmack, welcher uns zu der Erwählung desselben antreibt, zugleich mit der Ordnung der Geburt? und hat die Natur das Herz eines jüngern Sohnes weit reiner und geschickter gebildet, den heiligen und erhabenen Pflichten des Priesterthums Genüge zu leisten, als das Herz seiner Brüder?

Erwartet man ein reiferes Alter, ehe man sich einen gewissen Stand erwählet: so ist es gemeiniglich eine von ungefähr sich ereignete Gelegenheit, welche den Ausspruch darüber fällt. Ein geistliches Amt, worauf man sich keine

ne Hoffnung machte, befreyet uns in einem Augenblicke von der Schande der Welt, und stellet uns in das Heiligthum. Der Tod eines ältern Bruders macht, daß wir unsere Absichten ändern. Er verwickelt uns wiederum in die Welt, die wir nur vor kurzem verlassen hatten; und unser Beruf zu dem Altare vermindert sich, je mehr wir wahrnehmen, daß sich neue Hoffnung zur Welt zeiget. Ein geringer Verdruß ist oftmals die ganze Ursache, warum wir uns jähling der Welt entziehen, und die Einsamkeit erwählen. Eine Freundschaft macht, daß wir dem Glücke, und dem Schicksaale eines Freundes folgen. Mit einem Worte, es ist nicht leicht eine Wahl zu finden, an welcher die christliche Klugheit wenigern Antheil hätte, als an der Erwählung eines Standes; und dieses ist denn auch die Ursache, warum nicht leicht eine gefunden wird, wobey man sich mehr vergienge, als bey dieser.

Die Glückseligkeit der Häuser besteht nicht allemal in den Glücksgütern, sondern in der Beschaffenheit und in der Tugend derer, die sie unterstützen. Es sind auch ihr Verfall und ihr vielfältiges Unglück gleichsam ein Fluch, den Gott allezeit mit dem Laster der erzwungenen Berufe verbunden hat. Man opfert unglückselige jüngere Kinder der Größe eines Erstgebornen auf. Ein unordentliches Leben erschöpfet ihn; er stirbt ohne Nachkommen; und sein Name verlischt mit ihm und dem erzwungenen Priesterthume seiner Brüder. Wie viel berühmte Häuser, welche in die Vergessenheit gerathen sind, würden heut zu Tage noch stehen, wenn dieses Opfer des Stolzes und der Begierde ihre Mauern nicht untergraben, und ihren Namen nebst ihrer ganzen Größe unter ihre Trümmern begraben hätten! III. Th. 174-176. 168. 165. 169. 170. S.

Von den Naturgaben.

Was sind die großen Naturgaben anders, als grosse Laster, wenn wir sie nur zu unserem eigenen Nutzen anwenden? Was werden sie in unsern Händen? Oftmals ein Werkzeug des allgemeinen Elendes, und allemal die Quelle unserer Verdammniß und unseres Unterganges. Was ist ein Monarch, der mit einer wallenden Tapferkeit ist geboren worden, und um welchen es von seiner zartesten Jugend an auf allen Seiten blitzet, wenn er nicht von der Furcht Gottes geleitet, und im Zaume gehalten wird? Ein neues und schädliches Gestirn, das dem Erdboden nichts, als Unglück verkündiget. Je mehr er in dieser schädlichen Wissenschaft wachsen wird, desto mehr wird das allgemeine Elend mit ihm zunehmen. Seine verwägensten Unternehmungen werden seinem ungestümen Laufe nur einen schwachen Damm entgegen stellen. Er wird sich einbilden, er werde durch den Glanz seiner Siege ihre Verwägenheit, oder ihre Ungerechtigkeit verdunkeln und auslöschen. Die Hoffnung eines glücklichen Erfolges wird das einzige seyn, das die Billigkeit seiner Waffen rechtfertigen wird. Alles, was ihn rühmlich vorkömmt, wird ihm rechtmäßig zu seyn scheinen. Er wird die Augenblicke einer weisen und majestätischen Ruhe, als eine schändliche Trägheit, und als solche Augenblicke ansehen, die man seiner Ehre entzieht. Seine Nachbarn werden seine Feinde werden, so bald er ihre Länder wird

erobern können. Seine Unterthanen werden selbst durch ihre Thränen und durch ihr Blut den traurigen Stoff zu seinen Siegen hergeben. Er wird seine eigenen Länder erschöpfen und umkehren, damit er neue erobern möge. Er wird die Völker wider sich in die Waffen bringen. Er wird den Frieden des Erdbodens stören, und sich berühmt machen, indem er unzähliche Unglückselige machet. O was ist das für eine Plage für das menschliche Geschlecht! Und wenn auf dem Erdboden ein Volk gefunden wird, das ihn loben und rühmen kann: so darf man demselben nur einen solchen Herrn wünschen. I. Th. 132. 133. S.

Bey Staatsveränderungen ist es eine kützliche Sache, wenn man mit allen den Eigenschaften begabet ist, die einen Menschen zum regieren geschickt machen. Man geräth in die Versuchung, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen. Man will sich so gar lieber bey der Versammlung der Gottlosen nothwendig machen, als sich den Frommen nützlich erweisen. Unter dem Vorwande, seinen Verdiensten Gelegenheiten sich sehen zu lassen, zu verschaffen, zeiget man seinem Ehrgeize Mittel und Wege, Laster auszuüben, und sich Schimpf und Schande zuzuziehen. Ja man unterläßt die Beobachtung seiner Pflicht und Schuldigkeit ostmals aus keiner andern Ursache, als weil man ihr nicht auf eine gnugsam anständige, und in die Augen fallende Art hat Gnüge leisten können. Frankreich hat fast zu allen Zeiten solche geschickte Männer auf dem Schauplatze erblicket, die geboren waren, das Beste der Fürsten zu befördern, und die unzähligen Triebfedern des Staates in Bewegung zu setzen. Allein, da sie leider! oftmals eben sowohl mit dem Hasse, als mit den Regimentsgeschäfften belästiget waren: so hat man sie in ihrem Leben vielmehr für Werkzeuge des göttlichen Zorns,

als für Diener der Macht des Fürsten angesehen, und sie sind gestorben, indem sie den betrübten Trost mit sich in das Grab genommen, daß sie Verdienste genug gehabt haben, einem ganzen Königreiche zu missfallen. Es rühret dieses daher, weil eben der Eifer, welcher machet, daß wir dem Fürsten ergeben sind, unser Herz oftmals gegen das Volk verhärtert und verstocket. Es kömmt daher, weil eben das Ansehen, welches uns dem übrigen Theile der Menschen nothwendig macht, uns denselben oftmals verächtlich machet. IX. Th. 57. 60. S.

Gehet alle große Naturgaben durch, welche die Menschen so berühmt machen: sind sie den Gottlosen verliehen worden: so ist es allemal zum Unglücke ihres Volkes und ihrer Zeiten geschehen. Die weitläuftige mit Stolz vergiftete Wissenschaft hat jene berühmten Häupter und Lehrer der Lügen, welche zu allen Zeiten Spaltungen und Irrthümer eingeführet haben, hervorgebracht, und so gar in dem Schooße der Christenheit Secten, die sie zerreißen, ausgebrütet. Die so berühmten großen Geister haben durch ihre glücklichen Naturgaben den guten Geschmack und und die Artigkeit der Alten zu ihren Zeiten wieder eingeführet. So bald sich aber ihr Herz verderbet hat: so haben sie der Welt nichts, als geile und schädliche Schriften hinterlassen, in welchen das von geschickten Händen zubereitete Gift täglich die öffentlichen Sitten anstecket, und aus welchen die folgenden Zeiten noch die Frechheit und das Verderbniß der unsern schöpfen werden.

Auf was für eine Art haben sich jene großen, aber stolzen und unruhigen Geister auf der Welt dargestellet, welche dazu geboren sind, daß sie die Triebfedern der Länder und Reiche in Bewegung setzen, und den ganzen Weltkreis erschüttern? Die Völker und die Könige sind ein

Spiel

Spiel ihrer Ehrsucht und ihrer heimlichen listigen Griffe geworden. Die bürgerlichen Uneinigkeiten und die einheimischen Unglücksfälle sind die traurigen Schauplätze gewesen, auf welchen ihre großen Naturgaben hervorgeleuchtet haben. Ein einziger geringer Mensch hat sich in den vergangenen Zeiten, durch seine vorzügliche Naturgaben, bey denen er aber weder Gewissen noch Redlichkeit besaß, über den Trümmern seines Vaterlandes in die Höhe schwingen; die ganze Gestalt eines benachbarten und kriegerischen Volkes, das wegen seiner Gesetze und seiner Freyheit so eifersüchtig war, ändern; sich eine Ehrerbiethung, die seine Mitbürger so gar ihren Königen streitig machten, zuziehen; den Thron umstürzen, und einen König vor der Welt zum Schauspiele machen können, dessen Krone sein geheiligtes Haupt vor dem unerhörten Urtheile, das ihm dieselbe absprach und raubte, nicht in Sicherheit setzen konnte. Grosse, aber unruhige und ungestüme Geister, die alles, nur keine Ruhe, vertragen können; welche sich ohne Unterlaß um die Angel, die sie hält, drehen; und welche lieber das Gebäude umstürzen, und selbst unter seinen Trümmern zerschmettert werden wollen, als daß sie sich nicht bewegen, und ihre Gaben und ihre Stärke nicht gebrauchen sollten! Unglückselige Zeiten, die so seltene und wunderbare Menschen hervorbringen! I. Th. 133. 134. S.

Von den Großen.

Die Großen scheinen nur für andere geboren zu seyn. Eben der Vorzug, um welches willen jedermann die Augen auf sie richtet, stellet sie auch als Muster vor. Ihre Sitten machen ihnen gar bald die öffentlichen Sitten gleichförmig. Man hält dafür, diejenigen, die unsere Ehrerbiethung verdieneten, wären unserer Nachahmung nicht unwürdig. Der Pöbel weiß von keinem andern Gesetze, als den Beyspielen derer, die befehlen. Ihr Leben stellet sich, so zu sagen, in dem Leben des Volkes vom neuen dar; und wenn ihre Laster Tadler finden: so geschieht es gemeiniglich unter denen, die ihnen nachfolgen. Vornehmlich hält sichs unsere Nation, welche entweder viel eitler, oder leichtsinniger, als eine andere, wie man ihr Schuld giebt; oder zu ihrem Lobe etwas billiger zu reden, welche ihren Herrn mehr ergeben ist, und gegen die Großen mehrere Ehrfurcht heget, für eine Ehre, ihre Sitten so gut abzubilden, als sie glaubet, daß sie ihre Person zu lieben verpflichtet seyn. Man ist von derjenigen Aehnlichkeit ganz eingenommen, die uns ihnen am Stande und Hoheit gleich zu machen scheint, wenn unsere Aufführung mit der ihrigen übereinkömmt. Es wird alles rühmlich, so bald man große Muster vor sich hat: ja es verleitet uns oftmals das Großthun ganz allein zu Ausschweifungen, welche wider unsere natürliche Neigung sind. Die Stadt würde glauben, sie schlüge aus der Art, wenn

ihre Sitten nicht mit den Sitten des Hofes übereinstimmeten. Wenn ein geringer Bürger die Freyheit der Grossen nachahmet: so glaubt er, es würde seinen Leidenschaften das Siegel der Größe und des Adels eingedrücket. Und ob er gleich der Unordnung gar bald überdrüßig wird: so wird sie doch einzig und allein aus Eitelkeit fortgesetzet und verewiget. I. Th. 3-5. S.

Die Wollust, diese erste Klippe des menschlichen Lebens, wird gleichsam die privilegirte Klippe des Lebens der Großen. Bey den übrigen Menschen übet diese unglückselige Leidenschaft ihre Macht nur halb aus. Die Hindernisse thun ihr Einhalt; die Furcht vor dem öffentlichen Reden hält sie zurück, und die Liebe zum Glücke theilet sie. Bey den Fürsten und Großen findet sie entweder gar kein Hinderniß, oder sie wird von den Hindernissen selbst, die gar leicht gehoben werden, noch mehr erhitzt, und aufgebracht. Was für Hindernisse hat wohl in diesem Stücke jemals der Wille derer gefunden, welche das öffentliche Glück in ihren Händen haben? Die Gelegenheiten kommen fast allezeit ihrem Verlangen zuvor. Ihre Blicke treffen, wenn ich so reden darf, allenthalben Laster an, welche auf sie warten. Die unanständigkeit der Zeiten, und der Verfall der Höfe, beehret so gar die Reizungen mit öffentlichen Lobreden, welche das Glück haben, sie zu verführen. Man huldiget der schändlichsten Frechheit auf eine unanständige Art und Weise. Ein so schimpfliches Glück wird beneidet, an statt daß es sollte verabscheuet werden; und die öffentliche Schmeicheley decket die Schande des öffentlichen Lasters zu. Ja, so bald sich die Fürsten dem Laster ergeben: so wissen sie weiter von keinem andern Zaume, als von ihrem Willen; und ihre Leidenschaften finden eben so wenig Widerstand, als ihre Befehle. Da

sie also dieselben leicht vergnügen können: so wird dieses eine neue Reizung. Alle Wege des Lasters sind vor ihnen eben und gebahnet, und was ihnen gelüstet, das ist auch so gleich möglich. I. Th. 21. 22. S.

So steht es um die Großen, welche ihren Wohlstand nur dazu gebrauchen, daß sie ihre Sinne glücklich machen wollen. Da sie aller Dinge gar bald überdrüßig werden: so ist ihnen alles eine Last, ja sie sind sich selbst zur Last. Ihre Unternehmungen machen einander selbst zu nichte; und es entsteht aus denselben niemals etwas anders, als eine allgemeine Ungewißheit, die von dem Eigensinne herrühret, und welche er allein heben kann. Ihre Befehle sind niemals einen Augenblick darnach die sichern Dolmetscher ihres Willens. Man misfällt, indem man gehorchet. Man muß ihre Meynung errathen, und sie sind sich doch selbst ein unauflösliches Räthsel. Alle ihre Unternehmungen sind ungewiß, unbeständig und unbegreiflich. Man mag sich immerhin bemühen, ihnen nachzufolgen; man verliert sie alle Augenblicke aus dem Gesichte. Sie verändern den Weg: man verirret sich mit ihnen, und verfehlet sie auch selbst. Sie sind der Ehrerbiethung, die man ihnen erweiset, überdrüßig, und empfinden es doch übel, wenn man sie ihnen versagt. Die treuesten Diener fallen ihnen mit ihrer Aufrichtigkeit beschwerlich, und erlangen doch auch ihren Zweck durch ihre Gefälligkeit nicht besser. Da sie wunderliche und beschwerliche Herren sind: so empfindet alles, was um sie herum ist, die Last ihres Eigensinnes und ihrer seltsamen Gemüthsbeschaffenheit; ja sie können sie nicht einmal selbst ertragen. Sie scheinen nur zu ihrem Unglücke, und zum Unglücke derer, die ihnen dienen, geboren zu seyn. I. Th. 76. 77. S.

Der

Der Ehrgeiz und die Begierde glücklich zu werden, theilen bey den übrigen Menschen die Liebe zum Vergnügen. Die Bemühungen, die man auf die ersten wenden muß, sind lauter Augenblicke, die der Wollust geraubet werden. Das Bestreben nach dem Glücke thut wenigstens den Leidenschaften Einhalt, welche zu allen Zeiten ein Hinderniß desselben gewesen sind. Die weisen und abgemessenen Bewegungen der Ehrbegierde lassen sich mit dem Zeitverderbe und dem Müßiggange nicht vereinigen; die Unordnung und die Ausschweifungen des Lasters sind fast allezeit unvermeidlich. Mit einem Worte, ein wollüstiges Leben ist allezeit die unvermeidliche Klippe der Erhebung gewesen; und die Ergötzlichkeiten haben die Hoffnung glücklich zu werden, allemal zurück gehalten, oder doch wenigstens sehr selten befördert. Aber die Großen, welche von Seiten des Glückes nichts mehr zu wünschen haben, finden auch dabey nichts, das ihren Ergötzlichkeiten einigen Zwang anthäte. Die Geburt hat ihnen alles gegeben. Sie dürfen, so zu sagen, nur sich selbst genießen. Ihre Vorfahren haben für sie gearbeitet. Sie verlassen sich seit ihrer Erhebung auf ihre Titel und Ehrenstellen, alles Uebrige wird den Leidenschaften gewidmet. Es sind auch die Kinder vornehmer und erlauchter Männer gemeiniglich die Nachfolger des Ranges und der Ehrenstellen ihrer Väter: aber nicht die Nachfolger ihres Ruhmes und ihrer Tugenden. Da sie einen großen Namen erben: so scheint es ihnen eine unnütze Sache zu seyn, sich selbst einen zu verdienen. Sie schmecken die Früchte einer Ehre, deren Bitterkeit sie nicht gekostet haben. Das Blut und die Arbeit ihrer Vorfahren machen sie weichlich und faul. Die Natur hat für sie alles gethan; sie läßt dem Verdienste nichts mehr zu thun übrig: Und der herrliche Zeitpunct

der

der Erhebung eines Geschlechtes wird oftmals bald darauf, unter einem unwürdigen Erben, das Zeichen seines Verfalls und seiner Schande. Die Kinder der Ehre und der Pracht sind selten die Kinder der Weisheit und der Tugend; und es ist fast etwas selteners, den Ruhm und die Ehre, die man erbet, zu erhalten, als sie selbst zu erwerben. I. Theil. 24. 25. S.

Da die erste und vornehmste Neigung der Völker darinnen besteht, daß sie die Großen nachahmen: so ist es auch die erste und vornehmste Pflicht der Großen, daß sie den Völkern gute und heilige Beyspiele geben. Die gemeinen Menschen scheinen nur für sich allein geboren zu seyn. Ihre Laster und ihre Tugenden sind eben so verborgen, als ihr Schicksal. Da sie sich unter dem gemeinen Haufen versteckt befinden: so bleibt es den meisten unbekannt, wenn sie fallen, oder stehen bleiben. Ihr Schade und ihr Vortheil erstrecket sich nicht weiter, als auf sie selbst. Wenn es hoch kömmt: so kann ihr Beyspiel zwar wohl bisweilen verführen, und von der Tugend abwendig machen; aber es wird doch niemals jemanden betriegen, und dem Laster ein Ansehen verschaffen können. I. Th. 3. S.

Die Furcht und Scheu vor den Leuten ist ein Zaum, welcher die Unverschämtheit der Geringen unter dem Volke zurück hält. Unsere Sitten mögen gleich noch so verderbet seyn: so hat doch das Laster noch nicht alle Schande unter uns verloren. Es ist noch eine Art öffentlicher Scham übrig, welche uns nöthiget, dasselbe zu verbergen. Und ob es gleich scheint, daß sich die Welt eine Ehre aus dem Laster mache: so hängt sie ihm doch selbst einen gewissen Schimpf und Schandflecken an. Sie befördert die Lüste und Begierden: sie schreibt aber doch auch zugleich gewisse Wohlanständigkeiten vor, die ihnen einen Zwang

auf-

auferlegen. Sie lehret das Laster und die Wollust öffentlich; sie verlanget aber auch dabey, daß man verschwiegen sey, und derer schone, die sich ihnen ergeben. Aber die Fürsten und Großen haben dieses Joch abgeworfen. Sie machen sich aus andern Leuten nicht viel; darum fürchten sie sich auch vor ihren Urtheilen und Tadeln nicht. Die öffentliche Ehrerbiethung, die man ihnen erzeiget, stellet sie wegen der heimlichen Verachtung, die man gegen sie heget, zufrieden. Sie fürchten sich vor einem Volke nicht, das sich vor ihnen fürchtet, und sie verehret; und sie schmeicheln sich, zur Schande für ihre Zeiten, mit Grunde, daß man gegen ihre Leidenschaften eben die Hochachtung habe, die man gegen ihre Person heget. Der Unterschied, der sich zwischen ihnen und dem Volke findet, zeiget ihnen dasselbe in einem so entfernten Gesichtspuncte, daß sie es nicht anders ansehen, als wäre es gar nicht vorhanden. Sie verachten die Streiche, die ihnen aus einer so weiten Entfernung versetzet werden, und nicht bis zu ihnen gelangen können. Und ob sie gleich fast allemal die einzigen Gegenstände des öffentlichen Tadels sind: so sind sie doch auch zugleich die einzigen, die es nicht wissen. I. Theil, 22. 23. Seite.

Wenn auch gleich die Beyspiele der Großen in der Eitelkeit der Völker allein nicht allemal einen sicheren und gewissen Grund der Nachahmung finden sollten: so würden doch der Eigennutz, und die Begierde ihnen zu gefallen, ihnen eben so viele Nachahmer ihrer Handlungen verschaffen, als es wegen ihrer Größe und Hoheit Leute giebt, die ihre Gnade verlangen. Es ist also dem Ehrgeize, dessen Wege allezeit lang und beschwerlich sind, höchst angenehm, daß er sich den Weg verkürzen, und weit anmuthiger machen kann. Das Vergnügen, welches sich gemeiniglich

nicht wohl mit dem Glücke vereinigen läßt, ist dazu behülflich. Die Leidenschaften, zu welchen wir von Natur ohnhin so sehr geneigt sind, finden in der Hoffnung, belohnet zu werden, eine neue Reizung, die sie belebet. Alle Bewegungsgründe vereinigen sich wider die Tugend. Und wenn es schon schwer genug ist, sich wider das Laster, das uns gefällt, zu vertheidigen: o wie schwer wird es uns nicht fallen, daß wir uns demselben nicht ergeben sollten, wenn es uns noch dazu Ehre bringt. I. Th. 7. 8. S.

Ein schlechter und unbekannter Bürger lebet bey seinen mittelmäßigen Glücksumständen vergnügt. Da er der Erbe der Güter seiner Vorfahren ist: so läßt er es bey ihrem Namen und Stande bewenden. Er sieht das ohne Neid an, was er ohne Ausschweifung nicht wünschen könnte. Alle seine Begierden erstrecken sich nicht weiter, als auf das, was er besitzt. Denkt er ja bisweilen darauf, wie er etwan auf diese oder jene Art höher steigen könnte: so sind dieses angenehme Hirngespinnste, womit sich ein müssiger Kopf die lange Weile auf eine angenehme Art verkürzet, keinesweges aber Unruhen, die ihm das Herz abfressen. Einem Großen hingegen thut nichts eine Genüge, weil er auf alles einen Anspruch machen kann. Seine Begierden wachsen mit seinem Glücke. Alles, was höher und erhabener ist als er, machet ihn in seinen Augen klein. Daß so viel Menschen dem Stande nach geringer sind, als er, machet ihm kein so großes Vergnügen, als es ihm vielmehr Verdruß erwecket, daß einige noch größer sind, als er ist. Er glaubet, er habe nichts, wenn er nicht alles hat. Seine Seele ist allezeit trocken und durstig; und er genießt weiter nichts, als sein Unglück und seine Unruhen. I. Th. 70. Seite.

Der Eindruck und die schädliche Wirkung der Beyspiele der Großen schränket sich nicht auf ihr Volk allein ein. Sie sind ein Schauspiel der ganzen Welt. Ihre Handlungen pflanzen sich von einem Munde zu dem andern, von einer Provinz zu der andern, und von einem Volke zu dem andern fort. Nichts ist in ihrem Leben geheim und verborgen; alles gehöret für das Volk. Der Fremdling an den entferntesten Höfen richtet seine Augen auf sie, wie der einheimische Bürger. Sie machen sich so gar an den Orten Nachahmer, wo ihnen ihre Macht Feinde erwecket. Die ganze Welt wird von ihren Tugenden, oder ihren Lastern gerühret. Sie sind, wenn ich so reden darf, Bürger des Erdkreises. Mitten unter allen Völkern gehen Begebenheiten vor, die ihren Ursprung von ihren Beyspielen haben. Sie sind vor Gott mit der Gerechtigkeit oder den Bosheiten der Völker beladen; und die Gränzen ihrer Tugenden und Laster erstrecken sich viel weiter, als die Gränzen ihres Reiches.

Frankreich, auf welches ganz Europa seit langen Zeiten seine Augen gerichtet hat, ist vornehmlich vor allen andern Nationen ein Schauspiel. Die Fremden kommen haufenweise zu uns, unsere Sitten an, und sie hernachmals mit sich in die entferntesten Länder zu nehmen. Wir sehen so gar, daß die Kinder großer Potentaten die Ergötzlichkeiten und den Pracht ihrer Höfe verlassen, und als Privatpersonen hieher kommen, anstatt der Sprache und der Manieren ihres Volks, die Artigkeit der unserigen zu erlernen; wobey ihre Blicke allemal zuerst auf den Thron gerichtet sind, sich nach der Weisheit und Mäßigung, oder nach dem Stolze und den Ausschweifungen des Fürsten, der auf demselben sitzt, zu bilden. I. Th. 13. 14. S.

Man gehe alle Leidenschaften durch, so wird man finden, daß sie über das Herz der Großen, die Gottes vergessen haben, eine weit traurigere und tyrannischere Herrschaft ausüben. Fallen sie in Ungnade: so verursachet ihnen dieses weit mehr Kummer und Gram. Je größer der Ehrgeiz ist, desto bitterer ist die Demüthigung. Ihr Haß ist viel heftiger. Da sie eine falsche Ehre viel hoffärtiger machet: so machet sie auch die Verachtung weit rasender und unerbittlicher. Ihre Furcht ist viel größer. Wenn sie von wirklichen Uebeln frey sind: so erdichten sie sich einige; und ein rauschendes Blatt wird zu einem Berge, der auf sie herabstürzen will. Ihre Unpäßlichkeiten sind viel schmerzhafter. Je mehr wir das Leben lieben, desto mehr werden wir von allem, so uns dasselbe rauben will, beunruhiget. Da sie an alles das gewöhnt sind, was den Sinnen angenehm und lieblich vorkömmt: so störet der geringste Schmerz ihre Glückseligkeit, und sie können ihn nicht überstehen. Sie wissen sich weder der Krankheit, noch der Gesundheit, weder der Güter des Lebens, noch der von dem Zustande des Menschen unzertrennlichen Uebel weislich zu bedienen. Die Ergötzlichkeiten verkürzen ihre Tage, und der allemal auf dieselben folgende Verdruß machet, daß der Rest der Jahre so viel schneller verfließt. Die durch die Unmäßigkeit schon verderbte Gesundheit muß unter dem Gebrauche der vielen Hülfsmittel vollends zu Grunde gehen. Die allzugroße und furchtsame Aufmerksamkeit bey den geringsten Schwachheiten bringt dasjenige vollends zu Ende, was die übermäßigen Ergötzlichkeiten nicht haben thun können; und wenn sie sich vor dieser zu hoch getriebenen Bekümmerniß gehütet haben: so wird die Weichlichkeit und die Trägheit ganz allein für sie eine Art von Krankheit und Hinfälligkeit, die alle Maaß-

regeln der Kunst erschöpfet, und welche hinwiederum von dem angewandten Fleiße und der tiefen Einsicht und Erfahrung der Aerzte selbst erschöpfet wird. Endlich ist es ihnen weit betrübter und empfindlicher, wenn sie unterthänig seyn und gehorchen müssen. Da sie gewohnt sind nach ihrem Gefallen und nach ihrem Kopfe zu leben: so ist ihnen alles, was ihnen einen Zwang anthut, beschwerlich. Sind sie vom Hofe entfernt: so bilden sie sich ein, sie lebeten in einer traurigen Einöde. Befinden sie sich bey und um ihren Herrn: so beklagen sie sich unaufhörlich über die genaue Beobachtung ihrer Pflichten, und über den beschwerlichen Zwang des Hofdienstes. Sie können weder die Ruhe eines stillen Privatlebens, noch die Würde der Ehrenämter ertragen. Die Ruhe ist ihnen eben so unerträglich, als die Beschäfftigung, oder vielmehr, sie sind sich allemal selbst eine Last. Wer ohne Joch und Regel leben will, dem ist alles ein schweres Joch. I. Th. 71-73. S.

Je größer man ist, destomehr hat man auf das Volk zu sehen. Der hohe Stand, welcher den Stolz derer, die unter uns stehen, verletzet, machet sie zu weit strengern und scharfsichtigern Richtern unserer Laster. Es scheint, als wollten sie durch ihr Tadeln dasjenige wieder erlangen, was sie durch die Unterwerfung verlieren; und sie rächen sich durch ihre freyen Reden, wegen der Knechtschaft. Es glauben zwar die Großen, es wäre ihnen alles erlaubt; aber man verzeiht ihnen nichts. Sie leben, als hätten sie keine Zuschauer; und dennoch sind sie ganz allein gleichsam das ewige Schauspiel, worauf alle übrige Menschen ihre Augen richten. I. Th. 23. S.

Die Beyspiele der Großen haben ein Merkmaal der Dauer, welches alle zukünftige Zeiten angeht. Die Laster und die Tugenden der gemeinen Leute sterben gemei-

niglich zugleich mit ihnen: Ihr Gedächtniß geht mit ihrer Person unter, und ihre Handlungen liegen und ruhen in der Finsterniß eben des Grabes, in welchem ihre Asche ruhet. Aber die Großen sind für alle Zeiten. Ihr Leben, das mit den öffentlichen Begebenheiten zusammen hängt, kömmt nebst diesen von einer Zeit auf die andere. Ihre Leidenschaften, welche entweder in den öffentlichen Denkmälern sind erhalten, oder in unsern Geschichten verewiget, oder von einer geilen Poesie besungen worden, legen den spätesten Nachkommen noch Fallstricke. Die Welt ist noch mit solchen schädlichen Schriften angefüllet, welche die Ausschweifungen der vorhergehenden Höfe bis auf unsere Zeiten fortgepflanzet haben. Die Sünden der Großen sterben nicht. Ihre Exempel werden das Laster oder die Tugend unserer spätesten Nachkommenschaft noch predigen; und die Geschichte ihrer Sitten wird eben so lange dauern, als die Geschichte ihrer Zeiten. I. Theil, 14. 15. Seite.

Von der Welt.

Was ist die Welt so gar für die Weltkinder selbst, die sie lieben, die von ihren Ergötzlichkeiten ganz berauschet zu seyn scheinen, und welche sich ihrer gar nicht entschlagen können? Sie ist eine unaufhörliche Sclaverey, in welcher niemand für sich lebet, und wo man, um glücklich zu seyn, seine eigene Fesseln muß küssen, und seine Knechtschaft lieben können. Sie ist eine beständige Abwechselung von Begebenheiten, welche in dem Herzen ihrer Anhänger, einmal um das andere, die heftigsten und betrübtesten Leidenschaften, als grausamen Haß, betrübte Unruhen, unangenehme Furcht, nagende Eifersucht, und tödtlichen Verdruß erregen. Sie ist ein verfluchtes Land, auf welchem auch so gar die Ergötzlichkeiten selbst ihre Dornen und Widerwärtigkeiten bey sich führen. Das Spiel ermüdet durch seine Raserey und seinen Eigensinn. Die Gesellschaften und der Umgang werden wegen der verschiedenen Gemüthsneigungen und widrigen Gesinnungen verdrüßlich. Die Leidenschaften und strafbaren Verbindungen haben ihren Ekel, ihre widrigen Zufälle, und ihre unangenehmen Reden. Weil die Schauspiele bey den Zuschauern fast lauter solche Seelen antreffen, die in dem höchsten Grade verderbt sind, und nur allein durch die abscheulichen Ausschweifungen gerührt werden können: so werden sie abgeschmackt, weil sie nur die zärtlichen Leidenschaften erregen, die das Laster nur vom wei-

weiten zeigen, und der Unschuld Fallstricke legen. Mit einem Worte, die Welt ist ein Ort, allwo auch so gar die Hoffnung, die man für eine so angenehme Leidenschaft hält, alle Menschen unglücklich macht; wo diejenigen, die keine Hoffnung haben, sich noch für weit elender halten; wo alles, was gefällt, niemals lange gefällt; und wo der Ekel und Ueberdruß fast das angenehmste und erträglichste Schicksal ist, das man sich in derselben versprechen kann. Sehet, so ist die Welt beschaffen, und nicht etwan die unbekannte Welt, die weder von den großen Ergötzlichkeiten, noch von den Reizungen des Wohlstandes, der Gunst und des Ueberflusses etwas weiß; sondern die schöne Welt, die Welt, wie sie an den Höfen ist. VIII. Th. 10. 11. S.

Wenn die Welt die Menschen nur allein durch die Glückseligkeit ihres gegenwärtigen Zustandes an sich lockete: so würde sie, weil sie niemanden glücklich macht, auch keine Anbether haben. So ist aber das Zukünftige, welches sie uns allemal zeiget, ihr großes Hülfsmittel, und ihre unvermeidlichste Versuchung. Weil sie uns durch ihre Geschenke nicht Genüge leisten kann: so fesselt sie uns durch ihre Hoffnung; und ihre falschen Verheißungen schläfern uns allezeit in Ansehung aller ihrer nichtigen Wohltaten, ein.

Die Menschen reden von der Nichtigkeit der menschlichen Dinge täglich die Sprache der Wahrheit; sie betreten aber dem ungeachtet die Wege der Eitelkeit und der Lügen. Wir sagen beständig, die Welt sey nichts; und dennoch leben wir nur für die Welt. Wir sind allein in den Worten weise: aber in den Werken thöricht. Bey unnützen Unterredungen verhalten wir uns als Philosophen: aber in unserem ganzen Leben wie einer aus dem gemeinen Pöbel. Es fehlt uns niemals an Worten, wenn wir von

der Welt übel reden sollen: aber wir sind allezeit noch viel geneigter sie zu lieben. Wir beugen nebst dem großen Haufen die Knie vor dem Götzen, den wir vor kurzer Zeit mit Füßen getreten haben; und auf unsre Verachtung folgen gar bald neue Ehrfurchtsbezeigungen. Was in den Augen der Welt groß ist, ist für uns allezeit groß. Was sie ein Glück nennt, ist die einzige Glückseligkeit, nach welcher unser Herz strebet. Was sie rühmet und erhebt, ist die einzige Ehre, die uns rühret. IX. Th. 160. 143. 144. Seite.

Alles ist in der Welt Gefahr. Gefährlichkeiten bey der Geburt; denn sie ist eine Art von Verleitung zu allen Leidenschaften. Gefährlichkeiten bey der Auferziehung; denn sie macht uns alles dasjenige, was das Evangelium verdammt, zu einem Gesetze. Gefährlichkeiten bey den öffentlichen Geschäfften; man muß die Leidenschaften der Großen, und das Elend des Volkes auf sich nehmen; man muß die Lehrsätze der Religion mit den Lehrsätzen der fleischlichen Klugheit vereinigen, und zwischen seinem Gewissen und seinem Glücke eine Wahl anstellen. Gefährlichkeiten bey dem Gebrauche eines großen Vermögens; denn wir haben uns beständig entweder vor den Verschwendungen, zu welchen die Eitelkeit verleitet, oder vor der Herzenshärtigkeit, welche der Geiz erreget, zu hüten. Gefährlichkeiten in den Beyspielen; denn das Laster verliert seine Häßlichkeit durch das Ansehen derer, die uns dasselbe zeigen; und wir geben uns zufrieden, wenn wir unsere eigenen Schwachheiten entschuldigen können. Gefährlichkeiten bey dem Umgange mit andern; denn man will gefallen, man gefällt aber nicht anders, als durch die Leidenschaften, die man entweder in sich erregen läßt, oder in andern erreget. Gefährlichkeiten bey den Freundschaften; denn das

Gift schleicht sich durch die Gleichheit der Gemüthsneigungen und die Annehmlichkeit der Gesellschaft ein. Man kann sich einer Ergötzlichkeit nicht entschlagen: es verschaffet uns aber die Welt keine andern, als solche, die der Unschuld nachtheilig sind. Gefährlichkeiten bey dem Mitbewerben. Man will sich erheben, und es ist etwas schweres, diejenigen zu lieben, die uns verdrängen, und welche man uns vorzieht. So bald die Vortheile getheilet sind, bleiben die Herzen gewiß auch nicht lange einig. Gefährlichkeiten in dem Ehestande. Die lange Dauer der Verbindung macht, daß die Zärtlichkeit fast niemals gar zu lange dauert. Es ist etwas seltenes, daß die Gleichheit der Gemüther ein Bündniß bestätiget, welches die bloße Gleichheit des Eigennutzes fast allezeit knüpfet. Eine heilige Gesellschaft wird eine häusliche Versuchung; und so bald die Pflicht ein Joch wird; hat sich das Herz gar bald andere Fesseln geschmiedet. Gefährlichkeiten bey dem ehelosen Stande. Die Leidenschaften, die nicht zurückgehalten werden, werden auch wieder unsern Willen ausgelassen; und die Vermeidung einer heiligen Verbindung ist oftmals nichts anders, als eine Liebe zu einer weit allgemeinern Sclaverey. Gefährlichkeiten bey der Redlichkeit und Aufrichtigkeit der Welt. So bald die Welt mit uns zufrieden ist, denkt man, der Herr müsse mit uns auch zufrieden seyn. Man vermengt das äußerliche Ansehen der Tugend mit der Tugend selbst. Und weil man keines von den Lastern an sich hat, welche die Welt verdammt: so glaubt man, man habe alle Tugenden an sich, die das Evangelium fordert. Endlich finden sich Gefährlichkeiten bey der Gottesfurcht selbst. Da sie in der Welt etwas seltenes ist: so verderben die Lobeserhebungen, die sie sich erwirbt, oftmals die Quelle derselben. Anfangs hatte man

Gott in der Tugend gesucht, nunmehr aber sucht man sich selbst darinnen.

Sehet, so ist die Welt beschaffen. Entgeht man einer Gefahr: so liegt man gar bald bey einer andern unter. Kann uns das Beyspiel nicht bewegen: so verführt uns die Freundschaft. Werden wir von dem Eigennutze nicht gerühret: so reißen uns die Ehre und das Ansehen dahin. Verfallen wir in keine groben Ausschweifungen: so sind wir gegen weit angenehmere und gefährlichere Leidenschaften nicht unempfindlich. Hält uns die Neigung von einem unordentlichen und wollüstigen Leben ab: so werden wir aus Gefälligkeit in dasselbe verwickelt. Sind wir für unsere Person selbst nicht stolz: so sind wir es vielleicht in Absicht auf unsere Kinder. Suchen wir selbst keine Gelegenheiten: so können wir doch für diejenigen nicht gut seyn, die uns suchen. IX. Th. 217-219. S.

Betrachtet alle die Seelen, die in der Welt grau geworden sind, und welche das Alter ganz allein von den Ergötzlichkeiten abgezogen hat. Die Liebe zur Welt stirbt nicht eher, als wenn sie sterben. Ob sich gleich ihr äusserliches Bezeigen geändert hat, wovon der Wohlstand ganz allein die Ursache ist: so treffet ihr doch bey ihnen noch eben den Geschmack an der Welt, noch eben die Neigungen, noch eben die heftigen Triebe zu den Ergötzlichkeiten, und ein noch junges Herz in einem unveränderten und veralteten Leibe an. Man erinnert sich der Freude, die man in seinen jungen Jahren genossen hat, mit Vergnügen. Man läßt alles dasjenige, was uns das Alter und die Zeiten geraubet haben, durch einen Irrthum der Einbildungskraft wiederum vom neuen aufleben. Man sieht eine blühende Jugend, und die mit derselben verbundenen Ergötzlichkeiten mit neidischen Augen an. Man entlehnet von ihr

alles dasjenige, was sich mit dem ernsthaften Zustande, in welchem man sich befindet, einiger maßen vertragen will. Man erdichtet sich allerhand Vorwand, damit man noch auf eine anständige Art, und ohne sich öffentlich zum Gelächter zu machen, an gewissen Ergötzlichkeiten Theil nehmen könne. Mit einem Worte, jemehr die Welt vor uns flieht, und uns entwischt, desto mehr laufen wir ihr nach, und desto größer ist der Geschmack, den wir an ihr finden. Der lange Genuß derselben hat weiter zu nichts gedienet, als sie uns desto nothwendiger zu machen, und uns außer Stand zu setzen, ihrer entbehren zu können. VIII. Th. 192. 193. S.

Nichts ist auf der Welt beständig und dauerhaft, weder die größten Glücksgüter, noch die stärksten Freundschaften, weder die herrlichste Ehre, noch die beneidungswürdigsten Gunstbezeigungen. Man erblicket in derselben eine allerhöchste Weisheit, welche gleichsam mit den Menschen zu spielen scheint, indem sie die einen auf den Trümmern der andern erhebt; indem sie die, so sich in der Höhe befanden, heruntersetzet, damit sie diejenigen, welche vor kurzer Zeit vor ihnen in dem Staube lagen, erheben möge; indem sie täglich neue Helden auf den Schauplatz stellet, diejenigen aber, welche kurz vorher eine so ansehnliche Person auf demselben vorstelleten, verschwinden läßt, und indem sie den Schauplatz der Welt beständig verändert. Die Menschen bringen ihre ganze Lebenszeit in Unruhen zu, indem sie allerhand Entwürfe und Anstalten machen: sich beständig entweder selbst betrügen, oder sich hüten, daß sie nicht mögen hintergangen werden; beständig eifrig und geschickt sind, sich entweder die Entfernung, oder die Ungnade, oder den Tod ihrer Nebenbuhler zu Nutze zu machen: und diese wichtigen Lehren von der Verachtung der

Welt

Welt als neue Bewegungsgründe des Ehrgeizes und der Habsucht zu gebrauchen; wie sie allezeit entweder von ihrer Furcht, oder von ihrer Hoffnung eingenommen, allezeit entweder in Ansehung des Gegenwärtigen oder des Zukünftigen unruhig sind; niemals stille und gelassen bleiben, insgesammt die Ruhe suchen, aber sich auch immer weiter von ihr entfernen. VIII. Th. 12. 13. S.

Die Welt allein ist viel zu betrübt und widerwärtig, als daß sie uns gefallen und uns verführen sollte. Wir müssen uns selbst darunter mischen, und ihren ohnmächtigen Reizungen durch unsere Irrthümer zu statten kommen. Es ist also diese elende und verworfene Welt, die wir lieben, nirgends anzutreffen. Sie ist ein Hirrngespinnste, das nur in uns selbst zu finden ist. Sie ist eine eingebildete Gottheit, die ganz allein ein Werk unseres Herzens ist. Unsere Wünsche und unsere Hoffnungen sind unsere Götter, denen wir alles aufopfern, und welche unsere einzigen Ergötzlichkeiten und heftigsten Leidenschaften ausmachen. X. Th. 150. 151 S.

Womit soll sich wohl ein Mensch trösten, welcher, nachdem er der Welt und seinen Herren seine Ruhe, sein Gewissen, sein Vermögen, seine Jugend, und seine Gesundheit aufgeopfert, und nachdem er, um einer nichtigen Hoffnung willen, Verachtung, Beschwerlichkeiten, Demüthigungen, mit einem Worte, alles in sich gefressen, hat, auf einmal sehen muß, daß sich die Thüren der Erhebung und des Glücks vor ihm verschließen; daß ihm Ehrenstellen, die er verdient hatte, und welche er schon ganz gewiß zu haben vermeynte, aus den Händen gerissen werden; daß ihm, wenn er sich darüber beklagt, gedrohet wird, er solle auch die, so er bereits besitzt, verlieren; daß er sich vor weit glückseligern Nebenbuhlern beugen, und

unter denen stehen muß, die er ehedessen nicht einmal für würdig gehalten hatte, seine Befehle zu empfangen? Will er etwan aus der Welt gehen, und sich durch ein unaufhörliches Murren an den Menschen wegen ihres ungerechten Verfahrens rächen? Allein in seiner Einsamkeit wird er nur desto mehr Zeit haben, sich zu grämen, und desto weniger Gelegenheit, seinen Verdruß zu unterbrechen? Oder will er sich etwan mit dem Beyspiele anderer seines gleichen trösten? Allein, unsere Widerwärtigkeiten haben in unsern Augen mit den Widerwärtigkeiten anderer niemals eine Gleichheit. Und was ist das auch wohl für ein Trost, wenn ein Mensch empfindet, daß seine Schmerzen erneuert und vermehret werden, je mehr er bey andern das Bild und das Andenken derselben antrifft? Oder will er etwan seine Zuflucht zu einer nichtigen Weltweisheit und zu der Stärke seines Verstandes nehmen? Allein, die Vernunft wird, wenn sie ganz allein ist, ihres Stolzes gar bald überdrüßig. Man kann für andere Leute ein Philosoph seyn: aber für sich selbst ist man allemal ein Mensch. Oder will er sich dadurch etwan eine Hülfe verschaffen, daß er sich den Ergötzlichkeiten und schändlichen Wollüsten ergiebt? allein, wenn das Herz die Leidenschaften verändert: so thut es weiter nichts, als daß es seine Strafe verändert. Oder will er in der Unempfindlichkeit und Trägheit ein Glück suchen, welches er in der Lebhaftigkeit seiner Hoffnung und Forderungen nicht hat antreffen können? Ein strafbares Gewissen kann zwar gleichgültig werden: aber es wird deswegen nicht ruhiger. Man kann seine Widerwärtigkeiten und sein Unglück nicht mehr empfinden: man empfindet aber doch noch allezeit seine Treulosigkeit und seine Laster. VIII Th. 14. 15. S.

Die

Die Welt ist wegen der Liebkosungen, die sie verspricht, noch weit verführischer, als sie hernachmals wegen der wirklichen Gunstbezeigungen, die sie erweiset, wird. Fast nicht ein einziger von allen denen, welche die Welt verführet und dahin reißt, ist mit seinem Schicksale zu frieden. Und wenn nicht die Hoffnung, in bessere Umstände zu kommen, die Mühseligkeiten unseres gegenwärtigen Zustandes linderte, und unsere Herzen noch an die Welt fesselte: so würde um uns eines bessern zu belehren, weiter nichts nötgig seyn, als die heftigen Widerwärtigkeiten und Bitterkeiten, die wir darinnen antreffen. Allein, es ist ein jeder von uns ingeheim sinnreich, sich wegen der Widerwärtigkeit seines gegenwärtigen Zustandes zu verführen. Anstatt, daß wir denken sollten, die Welt könne niemanden glücklich machen, und wir müßten das Glück, nach welchem wir streben, und das uns die Welt nicht geben könne, anderswo suchen: so versprechen wir uns von ihr allezeit, was uns fehlet, und was wir wünschen. Wir lindern unsern gegenwärtigen Verdruß durch die Hoffnung eines erdichteten Zukünftigen, und wir rauben, vermöge eines unaufhörlichen und beklagungswürdigen Betruges, dem Ekel allemal seinen Nutzen, den Gott mit unsern unrechtmäßigen Leidenschaften verbindet, damit er uns durch Hoffnungen, die niemals erfüllet werden, zu sich ziehen möge, und wobey uns unser Irrthum Anlaß giebt, in neue Irrthümer zu verfallen. Wir ersetzen das, was unsern Wünschen abgeht, durch unsere irrige Einbildungskraft. Wir genießen niemals etwas; sondern hoffen nur allezeit. Das heißt, wir lieben nicht die gegenwärtige Welt, denn wir sind in derselben nicht glücklich genug; sondern die eingebildete Welt, die wir uns selbst erdichten. Es ist kein wirkliches Vergnügen, sondern ein eitles Bild, dem wir nach-

nachlaufen, ohne daß wir es jemals einholen können; es ist ein Blendwerk, das uns äffet, sich nur vom weiten zeiget, verschwindet, und sich auch alsdenn noch entfernet, wenn wir denken, wir haben es in den Händen. X. Th. 148-150. S.

Die Eitelkeit, die Ehrsucht, die Rache, die Verschwendung, die Wollust, und die unersättliche Begierde Schätze zu sammeln, sind die Tugenden, welche die Welt kennet und hochschätzet, und wozu sie ihre Anhänger antreibet. Die Redlichkeit wird in derselben für Einfalt gehalten: Falschheit aber und Verstellung sind Verdienste, welche hochgeschätzt werden. In allen ihren Gesellschaften nimmt man den Mangel der Aufrichtigkeit wahr. Die Sprache ist keine Auslegerinn des Herzens mehr; sondern nur die Maske desselben, die es verheelet und verbirgt. Die Unterredungen sind nichts, als verstellte Lügen, unter dem Scheine der Freundschaft und Höflichkeit. Man verschwendet die Lobeserhebungen und Schmeicheleyen gegen einander um die Wette; und heget doch in dem Herzen Haß, Eifersucht und Verachtung gegen die, so man lobet. An statt, daß die Menschen einander als eine Familie ansehen, derer Nutzen und Vortheile gemeinschaftlich seyn sollten: so scheint es, als ob sie nur deswegen mit einander verbunden wären, damit sie einander betrügen, und hinter das Licht führen möchten. Der geringste Vortheil bringt einen Bruder wider den andern, und einen Freund wider den andern in den Harnisch, zerreißt alle Bande der Verwandtschaft und Freundschaft; und ist ein so niederträchtiger Bewegungsgrund, daß von ihm unser Haß und unsere Liebe abhängt. Die Noth und das Elend das Nächsten treffen auch so gar in dem Herzen nichts, als Gleichgültigkeit und Härtigkeit an, wenn man ihn verlassen kann,

ohne

ohne etwas zu verlieren; oder, wenn man dadurch, daß man ihm beyspringt, nichts gewinnt.

Umschreibung des II Psalms.

Wenn uns das Innere und die wahre Beschaffenheit dieser Welt recht bekannt wäre; wenn wir uns ihre Sorgen und betrübten Unruhen recht vorstellen, und durch die äußerliche Schale durchdringen könnten, welche den Augen nichts, als Freude, Ergötzlichkeiten, Pracht und Herrlichkeit zeigt: so würden wir gewahr werden, daß sie ganz anders beschaffen ist, als sie zu seyn scheint. Wir würden nichts, als Unglückselige in derselben erblicken. Wir würden sehen, wie der Vater wider das Kind, und der Bräutigam wider die Braut ist; wie ein Bruder dem andern hinterlistiger Weise nachstellet; wie ein Freund dem andern nicht trauet; wie in den Familien nichts, als Widerwärtigkeiten, Eifersuchten, Murren und unaufhörliche Uneinigkeiten herrschen; wie die Freundschaften durch den Verdacht, den Eigennutz und Eigensinn zerstöret; die genauesten Verbindungen durch die Unbeständigkeit getrennet; die zärtlichsten Vereinigungen durch den Haß und die Treulosigkeit aufgehoben; die geheiligtesten Bande wegen ihrer Unerträglichkeit zu den größten Strafen und Martern werden; wie die herrlichsten Glücksumstände wegen der Unterwerfungen, die mit ihnen verbunden sind, allen ihren Glanz verlieren; wie die ansehnlichsten Ehrenstellen deswegen, weil man nicht höher steigen kann, nichts als Verdruß erregen; wie sich ein jeder über sein Schicksal beklaget; und wie die Größten und Höhesten eben nicht die glückseligsten sind. Sie erheben sich durch ihren hohen Stand und ihr Glück bis über die Wolken; man verliert sie aus den Augen, weil sie sich so hoch gesetzet

ßet haben. Sie scheinen wegen der Ehrenbezeigungen, die man ihnen erweiset; wegen des Glanzes, der sie umgiebt; wegen der Gnade, die sie erzeigen, und wegen der unaufhörlichen Schmeicheleyen, wovon der Wohlstand und die Macht allezeit begleitet werden, über andere Menschen erhoben zu seyn: Aber wegen des Ekels vor den Ergötzlichkeiten; wegen des Zwanges, den die Demüthigungen und der Wohlstand erfordern; wegen ihres seltsamen Verlangens; wegen ihrer bittern Eifersucht; wegen ihrer Niederträchtigkeit, wodurch sie ihren Herren zu gefallen suchen; und wegen des Ekels, der bey ihnen daraus entsteht, sind sie weit geringer, als das gemeine Volk, und weit unglückseliger, als dasselbe. IX. Th. 226. 227. S.

Von

Von den falschen Tugenden.

Die Welt rühmet sich, daß sie, bey dem Verderbnisse und Verfalle der öffentlichen Sitten, noch einige Trümmer von dem Ueberreste der Ehre und Redlichkeit gerettet habe; daß, ungeachtet der Laster und Leidenschaften, die sie beherrschen, sich unter ihren Fahnen noch Leute sehen ließen, welche getreue Freunde, Eiferer für das Vaterland, strenge Liebhaber der Wahrheit, genaue Beobachter ihres Wortes, Rächer der Ungerechtigkeit, Beschützer der Schwachheit; mit einem Worte, ergebene Freunde der Wollüste, und nichts destoweniger Anhänger der Tugend wären. Dieses sind also die Helden der Ehre und Redlichkeit, welche die Welt so hoch erhebt. Allein, diese tugendhaften Menschen, aus welchen sie sich eine so große Ehre machen, haben oftmals, wenn man es genau untersucht, nichts als den öffentlichen Irrthum für sich. Ich will es zugeben, daß sie getreue Freunde sind: aber es ist der Geschmack, die Eitelkeit oder der Eigennutz, der sie bindet, und sie lieben in ihren Freunden nur sich selbst. Es ist wahr, sie sind gute Bürger: aber der Ruhm und die Ehre, die uns zuwachsen, wenn wir dem Vaterlande dienen, sind das einzige Band, und

die einzige Pflicht, die sie hält. Ich bekenne, daß sie Liebhaber der Wahrheit sind: aber sie ist dasjenige nicht, was sie suchen, sondern es ist das Ansehen und das Vertrauen, das sie ihnen unter den Menschen zuwege bringt. Sie halten ihr Wort und versprechen auf das genaueste: aber es ist ein Stolz, nach welchem man es für eine Niederträchtigkeit und Unbeständigkeit halten würde, wenn man sein gegebenes Wort nicht erfüllete. Es ist keine Tugend, die ihr Versprechen als eine heilige Sache ansieht. Sie sind Rächer der Ungerechtigkeit: indem sie aber dieselbe an andern bestrafen, so wollen sie damit weiter nichts zu erkennen geben, als daß sie selbst keine begehen können. Sie sind Beschützer der Schwachheit: aber sie wollen Lobredner haben, die ihre Großmuth herausstreichen; und die Lobeserhebungen der Unterdrückten sind das Rührende, so ihnen die Unterdrückung und das Elend derselben darbringt. I. Th. 127. 128. S.

Man liebet die Pflicht und die Billigkeit, wenn es entweder nützlich, oder rühmlich ist, sich für dieselbe zu erklären; wenn man sich dabey den allgemeinen Beyfall versprechen kann; wenn wegen unserer Standhaftigkeit aller Augen auf uns gerichtet sind, und wenn wir durch eine heldenmüthige Vertheidigung der Wahrheit in den Augen der Menschen weit größer werden, als wir durch Verstellung und Nachgeben würden geworden seyn. Wir suchen in der Beobachtung unserer Pflichten Ehre und Lob; und es ist fast allemal eine eitle Ruhmsucht, welche der Wahrheit Vertheidiger verschaffet. I. Th. 175. S.

Es zeige sich einmal einem weltlichen Tugendhaften eine sichere Gelegenheit, einen Feind um sein Ansehen zu bringen, oder einen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, jedoch so, daß er dabey das Ansehen und die Ehre der Mäs-

figung behält: so wird er sich wenig darum bekümmern, ob er sie wirklich besitzt oder nicht. Wenn seine Rache nur seiner Ehre nicht nachtheilig ist: so wird sie auch seiner Tugend nicht mehr unanständig seyn. Man setze ihn in solche Umstände, wo er seine Leidenschaft mit der öffentlichen Hochachtung vereinigen kann: so wird es ihm auch ein leichtes seyn, sie mit seiner Pflicht zu vereinigen: mit einem Worte, wenn er nur allezeit für einen rechtschaffenen Menschen gehalten wird: so ist es ihm eben so viel, als ob er es wirklich wäre.

Da die menschlichen Tugenden mehrentheils von dem Hochmuthe und der Liebe zur Ehre sind erzeuget worden: so finden sie auch bald hernach ihr Grab in denselben. Da sie nur um der Leute Aufmerksamkeit willen entstehen: so verlöschen sie gar bald, wie die Irrlichter, in der Einsamkeit und in den Finsternissen. Da sie sich auf die Umstände, auf die Gelegenheiten, und auf die Urtheile der Menschen gründen: so fallen sie unverzüglich mit diesen zerbrechlichen Stützen dahin. Da sie traurige Früchte der Eigenliebe sind: so befinden sie sich beständig unter der Unbeständigkeit ihrer Herrschaft. Da sie endlich ein schwaches Werk des Menschen sind: so können sie eben so wenig, als er, eine Probe ausstehen.

Die Religion befestiget ganz allein die Tugend, weil die Bewegungsgründe, die sie uns an die Hand giebt, durchgängig eben dieselben sind. Wenn Schimpf und Schande ihr Lohn vor den Menschen sind: so wird sie doch einem rechtschaffenen Menschen recht schön und herrlich vorkommen: Sollte auch so gar sein Leben in Gefahr seyn; so wird er es doch nicht mit Verlust seiner Tugend erretten wollen. Wenn er auch gleich das Laster heimlich und ungestraft ausüben könnte: so würde

ihn dieses doch nicht reizen, solches zu vollbringen. Wenn ihn auch gleich so gar die Ehre und der öffentliche frohlockende Zuruf zu einer stolzen und ungerechten Unternehmung anlocketen: so würde er doch die Pflicht und die Regel, die sie verdammen, dem Beyfalle der ganzen Welt, die sie billiget, vorziehen. I. Th. 130. 128. S.

Von den Menschen.

Die Menschen waren anfangs gar nicht unter einander verbunden, weder durch den Gottesdienst, noch durch eine gemeinschaftliche Hoffnung. Sie sahen einander beynahe als Geschöpfe von verschiedener Art an. Die Verschiedenheit der Religionen, der Sitten, der Länder, der Sprachen und der Vortheile hatte, wie es scheint, in ihnen eine und eben dieselbe Natur vervielfältiget. Kaum kannten sie einander an der menschlichen Gestalt, welche das einzige Zeichen war, das bey ihnen noch angetroffen wurde. Sie rotteten einander, als wilde Thiere aus, und suchten ihre Ehre darinnen, daß sie ihres gleichen von dem Erdboden vertilgeten, und ihre blutigen Häupter, als deutliche Merkmaale ihres Sieges, gleichsam im Triumphe aufführeten. Man hätte sagen mögen, sie hätten ihr Seyn von verschiedenen nicht mit einander zu vereinigenden Schöpfern erhalten,

ten, die einander beständig aufzureiben suchten, und welche sie aus keiner andern Absicht auf diese Welt gesetzt hätten, als daß sie ihren Streitigkeiten durch die gänzliche Ausrottung der einen von beyden Parteyen ein Ende machen möchten. Alles richtete unter den Menschen Spaltungen und Trennungen an, und nichts vereinigte sie mit einander, als die Leidenschaften und der Eigennutz, welche doch eben die einzige Quelle ihrer Spaltungen und ihrer Uneinigkeiten waren.

Der Krieg und die Wuth haben, wie es scheint, unter den Christen ihren beständigen Wohnplatz aufgeschlagen. Es erhebt sich ein König wider den andern, und ein Volk wider das andere. Die Meere, die sie von einander absondern, vereinigen sie wiederum, damit sie einander aufreiben können. Ein geringer Steinhaufen waffnet ihre Wuth und ihre Rache; ja es wollen ganze Völker umkommen, und sich unter ihre Mauern begraben, damit sie erfahren mögen, wem ihre Trümmer angehören. Der Erdboden ist nicht groß und geräumlich genug, um einen jeden in den Schranken zu erhalten, welche die Natur, wie es scheint, den Ländern und Reichen selbst bestimmet hat. Ein jedweder will seinem Nachbar etwas von dem Seinigen entziehen, und ein elendes Schlachtfeld, welches kaum hinlänglich ist, diejenigen, die es streitig gemacht haben, zu begraben, ist die ganze Frucht von den Ströhmen des vergossenen Blutes, womit es immer und ewig beflecket bleiben wird.

Ich sage noch mehr: auch so gar die Stadt, in welcher wir unter einerley Gesetzen leben, kann die Herzen und Neigungen nicht mit einander vereinigen. Der Haß und die Eifersucht zertheilen die Bürger, wie sie die

Völker zertheilen. Die Feindschaften dauern in den Familien beständig fort, und die Väter überlassen sie den Kindern, als ein verfluchtes Erbtheil. Die Macht des Fürsten mag immerhin den Arm entwaffnen, die Herzen entwaffnet er nicht. Er mag immerhin das Schwerdt aus den Händen reißen; man tödtet seinen Feind auf eine weit grausamere Weise mit dem Schwerdte der Zunge. Weil der Haß nicht öffentlich ausbrechen darf: so wird er desto größer, und schädlicher, und das Verzeihen ist eine Schwachheit, welche Schimpf und Schande nach sich zieht. Die Einigkeit und der Friede scheinen von uns verbannt zu seyn. Der Haß richtet noch immer am Hofe, in der Stadt, und in den Familien Zwiespalt und Trennung an. Auch so gar diejenigen, welche ihre hohen Ehrenstellen, das Beste des gemeinen Wesens, so gar der Wohlstand, ja wenigstens die Blutfreundschaft mit einander vereinigen sollte, zerfleischen und fressen einander, möchten gerne einander aufreiben, und einer auf des andern seinen Untergang sein Glücke bauen. Der Religion, die uns in unsern Feinden unsere Brüder zeiget, giebt man kein Gehör mehr. Wir leben bey diesem schrecklichen Zustande ruhig. Die Billigkeit der Klagen, die wir über unsere Feinde führen, beruhiget uns in Ansehung der Ungerechtigkeit unseres Hasses, und unserer Entfernung von ihnen. Und wenn wir uns ja, wenn es zum Sterben geht, mit ihnen vereinigen: so geschieht es nicht etwan deswegen, weil wir sie lieben; sondern weil das sterbende Herz keine Kraft mehr hat, sie zu hassen; weil wir fast gar keine Empfindung mehr haben; oder weil wir wenigstens weiter nichts empfinden, als unsere Schwachheit, und unser bevorstehendes Ende. VII. Th. 29 = 32. S.

Von den Leidenschaften.

Der Mensch, der ein Raub seiner ungerechten und gewaltsamen Leidenschaften ist, verspüret in sich selbst den heftigsten Krieg, und die grausamste Uneinigkeit. Da er von Gott entfernet, und den Unruhen und Rasereyen seines eigenen Herzens überlassen ist, zugleich aber auch von der Menge und unaufhörlichen Widerwärtigkeit seiner unordentlichen Neigung bestritten wird: so kann er den Frieden nicht finden, weil er ihn sonst nirgends, als in der Quelle seiner Unruhen und Verwirrung selbst sucht. Die Weltweisen hatten sich zwar gerühmt, sie könnten ihn ihren Schülern und Anhängern verschaffen: Allein, die allgemeine Beruhigung der Leidenschaften, die sie ihrem Weisen versprachen, und welche sie so nachdrücklich ankündigten, konnte zwar ihrer Hitze einigermaßen Einhalt thun: sie ließ aber doch das ganze Gift und die ganze Unruhe derselben in dem Herzen zurück. Es war dieses ein Friede des Stolzes und der Prahlerey. Er gab dem Aeußerlichen ein anderes Ansehen, allein der Mensch blieb, bey dieser äußerlichen schönen Gestalt, noch allezeit derjenige, der er gewesen war. VII. Th. 19. S.

Man wird nicht gleich auf einmal zu den Ausschweifungen des Hasses, der Treulosigkeit und der Verläumdung verleitet. Die Menschlichkeit, die Ehre, ein Ueberrest von Redlichkeit, und endlich auch ein Herz, welches noch

noch nicht mit dem Laster bekannt geworden ist, würde sich weigern, so abscheuliche Dinge zu unternehmen, und darüber erschrecken. Man ergiebt sich ihnen nur nach und nach. Anfangs heget man unrechtmäßige Neigungen der Eifersucht wider seinen Nächsten in dem Herzen. Seine Gaben und Geschicklichkeiten, seine Ehre, sein Ansehen und sein Wohlstand sind lauter Würmer, die uns ingeheim nagen, und das Herz abfressen. Je mehr sein Ruhm und Glück wachsen und zunehmen, desto stärker wird unsere Abneigung. Sie wird gleichsam zu einem Gifte in uns, das uns zerfleischet, und zu einer bittern Wurzel, die uns das Herz abnaget. Dieses sind gleichsam die Schmerzen und Vorbothen von der schrecklichsten Gebährung. Ist die Seele einmal mit diesem Gifte dergestalt angefüllt, daß sie es nicht mehr in sich behalten kann: so kostet es ihr weiter keine Mühe, Ungeheuer zur Welt zu bringen. Sie findet so gar eine Erleichterung darinnen, wenn sie die schändlichsten Früchte der Bosheit und des Hasses, ich will sagen, den Betrug, die Arglist, die Gewaltthätigkeit, die Unmenschlichkeit, und die Verläumdung an den Tag legen kann.

Umschreibung des 7 Psalms.

Man mag immerhin sagen, die Sorgen der Leidenschaften machten die Glückseligkeit derer aus, die von ihnen eingenommen sind. Es ist dieses eine Sprache, woraus sich die Welt eine Ehre machet, welcher aber die Erfahrung widerspricht. O was ist es nicht für eine Marter für eine weltlichgesinnte Seele, die gern fallen will, wenn sie beständig für eine Schönheit sorgen muß, die täglich vergeht und verschwindet! Welche Aufmerksamkeit!

Wel-

Welcher Zwang! Man muß sich selbst seinen Neigungen, seinen Ergötzlichkeiten, und seiner Bequemlichkeit sehr vieles abbrechen. Was für ein heimlicher Verdruß ist es nicht, wenn alle diese Bemühungen vergeblich, und andere Reizungen stärker und glücklicher gewesen sind, weil sie aller ihre Augen nach sich gezogen haben! Wie groß ist nicht die Tyranney der Gewohnheiten und Gebräuche! Dem ungeachtet muß man sich denselben unterwerfen, ob gleich unsere Umstände erfodern, daß man sich davon los mache. Wie unerträglich ist nicht ein hitziger Ehegatte, ein Kaufmann, der da murret, und welcher sich dennoch den Verzug vielleicht sehr theuer bezahlen läßt. Ich sage nichts von den Sorgen der Ehrsucht. O! was ist das für ein elendes Leben, welches mit nichts, als Maaßregeln, Entwürfen, Furcht, Hoffnung, Unruhen, Eifersucht, Demüthigung und niederträchtigem Bezeigen zugebracht wird! Ich will auch nichts von einem Liebeshandel sagen. Wie sehr muß man nicht befürchten, das Geheimniß möchte bekannt werden! Wie viel Dinge hat man nicht von Seiten des Wohlstandes und der Ehre zu beobachten! Vor wie viel Augen muß man sich hüten! Wie viel Aufseher und Wächter muß man hintergehen! Wie sehr muß man nicht wegen der Treue derer, die man zu Dienern und Vertrauten seiner Leidenschaft gemacht hat, in Sorgen stehen! Was für Verdruß muß man nicht vielleicht von Seiten des Gegenstandes hineinfressen, dem man seine Ehre und seine Freyheit aufgeopfert, und über welchen man sich zu beklagen nicht das Herz hat! Setzet nun einmal zu diesem allen noch die grausamen Augenblicke, in welchen die Leidenschaft nicht so heftig ist, und uns also Zeit läßt, in uns zu gehen, und die völlige Unanständigkeit unseres Zustandes einzusehen; ja

die Augenblicke, in welchen das Herz, das für ein weit gegründeteres Vergnügen ist geboren worden, seiner Götzen überdrüßig wird, und in seinem Ekel und seiner eigenen Unbeständigkeit seine Strafe und Marter antrifft. V. Theil, 331-333. Seite.

Von dem Stolze.

Der Stolz ist zu allen Zeiten die gefährlichste Wunde des Menschen gewesen. Da er ist geboren worden, daß er groß, und ein Herr über alle Creaturen seyn sollte: so hat er diese ersten Eindrücke seines Ursprunges allezeit in sich behalten. Da er beständig in seinem Herzen, ich weiß nicht was für geheime Empfindungen seiner Vortrefflichkeit und Hoheit antraf, welche auch durch seinen Fall nicht ausgerottet wurden: so überließ er sich so gleich so angenehmen Neigungen. Er dachte weiter an nichts, als wie er sich immer mehr und mehr erheben möchte. Weil er aber hier auf der Welt nichts antraf, das seiner erhabenen Seele genug thun konnte: so stieg er so gar bis über die Wolken hinauf, und ließ sich göttliche Ehre erzeigen. Die Welt bethete Thoren, die sie hatte sehen geboren werden, und welche so lange Zeit nach ihr aufgekommen waren, als ihre Urheber an. VI. Th. 224. 225. Seite.

Wir legen uns oftmals aus eigener Macht Titel bey, die uns von andern nicht gegeben werden, und welche unsere Vorfahren niemals gehabt haben. Ja man trifft unter uns hier viele Leute an, welche, ob sie gleich aus dem geringsten Pöbel entsprossen sind, sich dennoch mit einem großen Namen schmücken, und die Trümmer einer alten und ganz verloschenen Familie begierig sammlen, damit sie einen unbekannten Namen, der sich dem Pöbel kaum entrissen hat, damit auszieren mögen. Zu welchen Zeiten hat aber wohl dieses Laster mehr geherrschet, als zu den unsrigen? Ach! unsere Väter wollten nicht mehr seyn, als sie anfangs gewesen waren. Weil ein jeder mit dem vergnügt war, was er von Natur war: so schämte er sich seiner Vorfahren nicht. Und indem er ihre Güter erbete: so verläugnete er ihren Namen nicht. Man sahe nicht einmal, daß sich diejenigen, die mit einem gewissen Vorzuge geboren wurden, beständig mit ihrer Geburt viel wußten; daß sie eine Zärtlichkeit beobachteten, die so wohl von dem Evangelio, als von der Welt verworfen wurde: sorgfältig erforscheten, was ihnen gebühre; unaufhörliche Vergleichungen anstelleten; auf eine scrupulöse Art ausrechneten, was diejenigen, mit welchen sie zu thun hatten, vorstelleten, damit sie ihr Betragen und ihre Schritte darnach einrichten konnten, und nirgends hinkamen, wo sie nicht ihren Namen und ihren Stand vor sich hergehen ließen. X. Th. 122. 123. S.

Der Stolz ist die heimliche Quelle des Unglaubens. Es findet sich bey dieser Prahlerey der Vernunft, welche machet, daß der Ungläubige den gemeinen Glauben verachtet, eine beklagenswürdige Sonderlichkeit, die ihm schmeichelt, und von welcher es herkömmt, daß er sich einbildet, er besäße mehr Einsicht und Stärke des Ver-

stan-

standes, als alle übrige Menschen, weil er das Herz gehabt hat, ein Joch, das sie alle tragen, abzuschütteln, und demjenigen auf eine verwägene Art zu widersprechen, was alle übrige, bis auf ihn, gutwilliger Weise angebethet hatten. II. Th. 87. S.

Unser Stolz handelt so ungerecht, daß wir, ungeachtet der Schwachheiten, derer wir uns ingeheim schämen; ungeachtet des Leeren und des Nichts, das wir in uns antreffen, welches macht, daß wir uns zur Last sind, und daß wir, so zu sagen, den Verdruß, den Ekel, und den Abscheu vor uns selbst, allenthalben mit uns herum tragen, dennoch die Welt betrügen, und verlangen wollen, daß man uns für dasjenige halte, was wir doch nicht sind. Wir wollen haben, die Menschen sollen von uns denken; was wir selbst nicht einmal von uns denken würden. Die größte Ungerechtigkeit aber besteht darinnen, daß wir alle diejenigen, welche uns die Eigenschaften, die wir nicht an uns haben, nicht zugestehen, und die Lobeserhebungen, die wir nicht verdienen, nicht erweisen wollen, und welche von uns urtheilen, wie wir selbst ingeheim von uns urtheilen, hassen, übel von ihnen reden, ihnen ihre gegründeten Urtheile als einen Fehler anrechnen, und, wie es scheint, unser Elend und unsere Schwachheiten auf sie schieben. VIII. Th. 264. 265. S.

Der Stolz ist die erste Quelle der Unruhen gewesen, welche das Herz der Menschen martern. Was für Kriege, ja was für eine Wuth hat nicht diese schädliche Leidenschaft auf der Welt erreget? Mit was für Ströhmen von Blute hat nicht diese schädliche Leidenschaft den Erdboden überschwemmet? Und was ist die Geschichte der Völker und Reiche, der Fürsten und Weltbezwinger, ja die

Ge-

Geschichte aller Jahrhunderte und aller Völker anders, als eine Geschichte von dem Elende, und den Widerwärtigkeiten, die der Stolz den Menschen, seit der Erschaffung der Welt, zugezogen hatte? Die ganze Welt war nichts anders, als ein betrübter Schauplatz, auf welchem diese hochmüthige und thörichte Leidenschaft täglich die blutigsten Auftritte veranlaßte. Allein, was äußerlich vorgieng, war weiter nichts, als ein Bild von den Unruhen, die der stolze Mensch in sich selbst verspürete. Die Begierde, sich zu erheben, war eine Tugend. Die Mäßigung und Bescheidenheit wurde für eine Niederträchtigkeit gehalten. Ein einziger Mensch kehrete sein Vaterland um, schaffte die Gesetze und Gewohnheiten ab, und machte Millionen Unglückselige, damit er unter seinen Mitbürgern die Oberstelle auf eine unrechtmäßige Weise einnehmen und behaupten möchte; und der glückliche Ausgang seiner bösen Unternehmung brachte ihm öffentliche Lobsprüche und Ehrenbezeigungen zu wege. Sein Name, der mit dem Blute seiner Mitbrüder war befleckt worden, erhielt dadurch in den öffentlichen Jahrbüchern, die das Andenken desselben aufbewahreten, einen desto größern Glanz. Ja, ein glücklicher Bösewicht wurde der größte Mann seiner Zeiten. Diese Leidenschaft machte zwar, wenn einer von den Geringen im Volke davon befallen wurde, nicht so viel Aufsehens; allein, sie war deswegen nicht weniger heftig und grausam. Der Geringe im Volke hatte eben so wenig Ruhe, als der Vornehme. Ein jeder wollte vor andern seines gleichen einen Vorzug haben. Die Redner und die Philosophen machten einander die Ehre streitig, welche der einzige Zweck ihrer Mühe und ihrer Arbeit war. Und da die Begierden des Stolzes unersättlich sind: so konnte der Mensch, dem es damals eine Ehre war, wenn er sich demselben ganz

und

und gar überließ, weil er seine Beruhigung nicht dabey finden konnte, auch nicht stille und gelassen seyn. Weil der Stolz die einzige Quelle der menschlichen Ehre und Herrlichkeit geworden war: so war er auch die schädliche Klippe, an welcher die Ruhe und die Glückseligkeit der Menschen scheiterten. VII. Th. 20. 21. S.

Wir verlangen, daß man uns seinen Beyfall ertheile; daß man unsere Fehler, wie unsere Tugenden lobe; und, ob wir gleich unsere Schwachheiten merken: so sind wir doch so ungerecht, und begehren, daß sie andere Leute nicht sehen, und uns gewisse Eigenschaften als eine Ehre anrechnen sollen, die wir uns doch selbst als Laster vorrücken. Wir würden es gerne sehen, wenn sich der Mund eines jedweden Menschen in keiner andern Absicht öffnete, als unser Lob auszubreiten, und wenn die Welt, die nichts verzeiht, die auch nicht einmal ihrer Herren schonet, an uns dasjenige bewunderte, was sie an andern tadelt. II. Th. 122. 123. Seite.

Wir lassen es nicht dabey bewenden, daß wir uns Geschicklichkeiten und Tugenden zuschreiben, die wir doch nicht besitzen, sondern wir machen auch so gar andern diejenigen, die sie wirklich an sich haben, streitig. Es scheint, als ob uns ihr Ansehen erniedrige; als ob man die Lobeserhebungen, die man ihnen ertheilet, uns entziehe; und als ob die Ehrenbezeigungen, die ihnen erwiesen werden, Ungerechtigkeiten wären, die man uns zufügte. Da wir der Erhebung des Geistes, der Tugend und der Großmuth nicht fähig sind: so können wir sie auch an andern nicht leiden. Wir werden Fehler gewahr, wo jederman nichts, als Tugenden bewundert. Die Verdienste verletzen und blenden uns. Und da wir unsere Laster nicht ablegen wollen:

len: so möchten wir gerne andern ihre Tugenden rauben. VIII. Th. 265. 266. S.

Eines der deutlichsten Merkmaale des Stolzes ist der Betrug der Eitelkeit, die auch so gar in der Demüthigung und Erniedrigung selbst eine Ehre suchet; und welche sich nur deswegen in den Augen der Menschen erniedriget, damit sie ihre Lobeserhebungen auf eine weit höhere Stufe der Ehre setzen mögen, als diejenige war, von welcher er sich herunter gelassen hatte. Der Stolz verbirgt sich nur deswegen, damit er möge entdecket werden. Man flieht aus keiner andern Absicht vor dem Glanze, als daß er uns nachfolgen möge. Man entsaget der Ehre zu keinem andern Ende, als daß man sie erhalten möge; und man leidet die Verachtung sonst niemals, als wenn es uns eine Ehre ist verachtet zu werden. Der Stolz weiß tausenderley Mittel und Wege, sich schadlos zu halten, die wir selbst nicht einmal einsehen; und es ist nichts seltener, als eine freywillige Erniedrigung, die sonst nichts, als die Demuth zum Zwecke hat.

Wenn wir die Verläumdung mit Geduld ertragen: so geschieht es aus keiner andern Absicht, als weil wir noch ersehen, die Wahrheit werde sie zu nichte machen, und sie werde uns zur Ehre gereichen. Die Handlungen, welche zur Demuth führen, gefallen uns fast niemals aus einer andern Ursache, als weil es unser vornehmer Stand nicht zuläßt, daß unsere Erniedrigungen unbekannt bleiben. Wir finden ein Vergnügen an kleinen Beschimpfungen, wider welche unsere Eitelkeit gar bald ein Hülfsmittel weiß. Wir haben etwas anderes, das uns die Verachtung erträglich

lich machet, vonnöthen, als das Vergnügen, verachtet zu werden. Man vergiebt: aber indem man zu erkennen giebt, man sey beleidiget worden, und man lasse von seinem Rechte etwas nach. Man machet einen Anfang zur Versöhnung: aber man ist nicht böse darüber, wenn jedermann weiß, es sey solches einzig und allein eine Wirkung der Gottesfurcht. Man redet von denen, die uns verläumden, gutes; allein es geschieht zu keinem andern Ende, als ihren Verläumdungen allen Glauben zu benehmen. Mit einem Worte, es ist etwas schweres, sich nicht selbst zu suchen; ja es ist bey der Erniedrigung noch weit schwerer, als bey der Hoheit, weil, je mehr der Mensch sich zu vergessen scheint, der Stolz desto aufmerksamer ist, die Sache in solche Wege zu richten, daß er sich wieder finden möge. VI. Th. 235=237. S.

Von dem Ehrgeize.

Der Ehrgeiz, diese unersättliche Begierde sich über andere, und zwar mit ihrem Schaden und Untergange, zu erheben; dieser Wurm, welcher an dem Herzen naget, und es niemals ruhig läßt; diese Leidenschaft, welche die größte Triebfeder arglistiger Anschläge und Handlungen, in allen Bewegungen der Höfe ist; welche die großen Veränderungen in den Staaten verursachet, und der Welt täglich etwas neues zu sehen giebt; diese Leidenschaft, welche alles unternimmt, und der nichts zu lieb ist, macht denjenigen, den sie eingenommen hat, unglücklich. Der Ehrgeizige genießt nichts; weder seine Ehre, denn sie kömmt ihm dunkel vor, noch seine Ehrenstellen, weil er noch höher steigen will; noch seine glücklichen Umstände, denn er vertrocknet und vergeht bey seinem Ueberflusse; noch die Ehrerbiethung, die man ihm erweist, weil sie von derjenigen, die er selbst andern erzeigen muß, vergiftet wird; noch die Gunst und Gnade, die er genießt, denn sie wird bitter, so bald er sie mit seinen Nebenbuhlern theilen muß; noch seine Ruhe, denn er ist um so viel unglücklicher, je ruhiger er leben muß. Indem ihn nun also sein Ehrgeiz unglücklich macht: so macht er ihn auch zugleich verächtlich, und erniedriget ihn. Was für Niederträchtigkeiten muß man nicht begehen, damit man seinen Zweck erreichen möge. Man darf nicht so scheinen, wie man

ist; sondern so, wie man uns haben will. Niederträchtigkeit der Schmeicheley; man opfert einem Götzen, den man verachtet. Niederträchtigkeit der Feigheit und Furcht, man muß sich drein zu schicken wissen, wenn man misfällt; man muß es vertragen, daß man unser überdrüßig ist, und uns zurück setzet; man muß Schmach einfressen, und sie beynahe als eine Gnade annehmen. Niederträchtigkeit in bösen Handlungen; man muß ein Gesell und auch wohl gar ein Diener der Leidenschaften derer werden, von welchen man abhängt, und an ihren Sünden Theil nehmen, damit man desto gewisser an ihrer Gnade Theil haben möge. Endlich so gar Niederträchtigkeit der Heucheley; man muß bisweilen gottesfürchtig scheinen, und sich als ein redlicher und rechtschaffener Mann stellen, damit man durchkomme, ja sich der Religion selbst zu dem Ehrgeize, den sie verdammet, bedienen. Man sage uns nunmehr einmal, daß dieses das Laster großer Seelen sey. Es ist der Charakter eines niederträchtigen und auf der Erde kriechenden Herzens; es ist das deutlichste Merkmaal einer schlechten und nichtswürdigen Seele. Die Erfüllung unserer Pflicht kann uns ganz allein zur Ehre leiten. Diejenige, die man den Niederträchtigkeiten und listigen Streichen des Ehrgeizes zu danken hat, führet allemal ein Merkzeichen dee Schande bey sich, die uns verunehret. Sie verspricht nur denen die Königreiche der Welt und alle ihre Herrlichkeit, die vor der Gottlosigkeit niederfallen, und sich selbst auf eine schändliche Art beugen. Man rücket unsere Hoheit beständig unsern Niederträchtigkeiten vor; unsere Ehrenstellen erneuern ohne Unterlaß die Demüthigungen, wodurch wir sie verdienet haben: und unsere Ehrentitel und Ehrenstellen werden selbst öffentliche Zeichen unserer Schande. I. Th. 35. 36. S.

Der

Der Ehrgeiz machet uns falsch, niederträchtig und furchtsam, wenn wir die Wahrheit vertheidigen sollen. Man befürchtet allezeit, man möchte misfallen. Man will alles vereinigen, und einem jeden recht thun. Man ist weder zur Redlichkeit und Aufrichtigkeit, noch zu einer gewissen edlen Gesinnung fähig, welche die Liebe zur Billigkeit erreget, und allein die großen Männer, die guten Unterthanen, die treuen Diener, und die berühmten obrigkeitlichen Personen hervor bringt. Man wird sich also auf ein Herz, in welchem der Ehrgeiz herrschet, nicht verlassen können. Es ist nichts sicheres, nichts gewisses, nichts großes in ihm. Es weiß weder von Regeln, noch von Grundsätzen, noch von einer richtigen Gedenkungsart etwas. Es nimmt alle Gestalten an sich. Es richtet sich beständig nach den Leidenschaften anderer; es ist zu allem bereit, nachdem der Wind geht, so wohl die Gerechtigkeit zu vertheidigen, als auch die Ungerechtigkeit zu beschützen. Man mag immerhin sagen, der Ehrgeiz sey die Leidenschaft großer Seelen; man ist doch auf keine andere Art und Weise groß, als durch die Liebe zur Wahrheit, und wenn man sich nur durch sie gefällig machen will. VI. Th. 279. S:

Nach der Einbildung des Ehrgeizigen decket der glückliche Erfolg die Schändlichkeit der Mittel zu. Er will zu seinem Zwecke gelangen; und alles, was ihn dazu führet, ist die einzige Ehre, die er suchet. Er betrachtet die Tugenden der Alten, nach welchen man nur zur Frömmigkeit, Redlichkeit, und zum Diensteifer verpflichtet war, als romanhafte und theaterhafte Tugenden; und glaubet, daß wohl vor Zeiten erhabene und edele Gesinnungen Helden der Ehre gemacht haben könnten; heute zu Tage aber mache

die Niederträchtigkeit Helden des Glückes. I. Theil, 36. Seite.

Ein Ehrgeiziger Mensch läßt sich durch die Schwierigkeiten, die er vor sich findet, nicht abschrecken. Er verändert, er verwandelt sich; er zwingt seine natürlichen Gemüthsneigungen, daß sie sich nach seiner Leidenschaft richten müssen. Ob er gleich von Natur stolz und hoffärtig ist: so sieht man doch, daß er sich, bey einer furchtsamen und demüthigen Miene, den Eigensinn eines Ministers gefallen läßt; sich durch unzählige und niederträchtige Handlungen den Schutz eines geringern, aber in Ansehen stehenden Dieners, zu verschaffen suchet, und sich dergestalt erniedriget, daß er sein Glück entweder der Eitelkeit eines schlechten Menschen, oder gar dem Geize eines Sclaven zu danken haben will. Ob er gleich von Natur sehr munter und ein großer Liebhaber von den Ergötzlichkeiten ist: so bringt er dennoch in den Vorzimmern und in dem Gefolge der Großen diejenigen Stunden mit Verdrusse zu, die er an einem andern Orte auf die angenehmste Weise würde haben zubringen können. Ob er gleich ein Feind von der Arbeit und den Unruhen ist: so läßt er sich doch allerley beschwerliche Verrichtungen auftragen: Ja er nimmt nicht etwan nur so viel über sich, als er ganz gemächlich verrichten kann; sondern er bricht auch so gar seinem Schlafe etwas ab, und thut seiner Gesundheit Schaden. Ob er endlich gleich von Natur sehr genau und sparsam ist: so wird er doch freygebig, ja so gar ein Verschwender. Er überschwemmet alles mit seinen Gaben und Geschenken, indem auch so gar ein Bedienter, wegen seiner Gesprächigkeit und Hochachtung gegen ihn, nicht unbeschenket bleibet. VII. Th. 302. Seite.

Wenn der Ehrgeiz das Herz der Könige einnimmt und anstecket; wenn der Regent vergißt, daß er der Beschützer der öffentlichen Ruhe ist, und seine eigene Ehre der Liebe und Wohlfahrt seiner Völker vorzieht; wenn er lieber Länder erobern, als über die Herzen herrschen will; wenn es ihm weit rühmlicher zu seyn scheint, ein Verderber seiner Nachbarn, als ein Vater seines Volkes zu seyn; wenn die Betrübniß und der Ruin seiner Unterthanen das einzige Freudenlied sind, das seine Siege begleitet; wenn er eine Macht, die ihm ist gegeben worden, diejenigen, die er regieret, glücklich zu machen, nur allein zu seinen Diensten anwendet; mit einem Worte, wenn er nur zum Schaden der Leute König ist; und wenn er das Götzenbild seiner Größe und Hoheit nur über den Thränen und Trümmern der Völker aufrichten will; was für eine Plage ist er nicht für den Erdboden! Seine Ehre wird allezeit mit Blute besudelt seyn. Ein Thor wird vielleicht seine Siege besingen; aber die Provinzen, die Städte, und die Felder werden sie beweinen. Man wird ihm prächtige Denkmäler aufbauen, seine Eroberungen zu verewigen; aber die noch rauchende Asche so vieler ehemals blühender Städte, die Verwüstung so vieler Felder, die ihrer alten Schönheit sind beraubet worden; der Schutt so vieler Mauern, unter welche ruhig lebende Bürger sind begraben worden: so vielerley Arten von Elende, die nach ihm noch bestehen, werden die recht traurigen Denkmäler seyn, die seine Eitelkeit und Thorheit unsterblich machen. Er wird wie ein reißender Bach gewesen seyn, die Länder zu verwüsten, und nicht wie ein majestätischer Fluß, die Freude und den Ueberfluß in dieselben zu bringen. Sein Name wird in den Jahrbüchern der Nachkommen unter den Weltbezwingern stehen: aber man wird sich der Ge-

schichte seiner Regierung in keiner andern Absicht erinnern, als damit man des Uebels gedenken möge, das er den Menschen zugefüget hat. Es wird also sein Stolz bis in den Himmel gestiegen seyn; sein Haupt wird bis an die Wolken gereichet haben; der Erfolg wird seinen Wünschen gleich gewesen seyn; aber alle diese Ehre wird am Ende weiter nichts, als ein Haufen Koth seyn, der nur Gestank, Schimpf und Schande nach sich lassen wird. I. Th. 37. 38. S.

Der Ehrgeiz machet uns die Gerechtigkeit und Wahrheit verhaßt. Man ist wegen des Rechtes gar sehr verlegen. Man wollte, daß diejenigen, die man in das Verderben stürzen muß, damit man gefallen möge, allemal Unrecht haben möchten. Man hält es für ein Unglück, daß man mit ihrer Sache beschweret ist. Man denkt auf Mittel und Wege, sich davon los zu machen. Und anstatt daß man die Gelegenheit, einem Unschuldigen zu dienen, mit Freuden ergreifen sollte: so flieht man vor der Ehre, die man von einer schönen Handlung hat, wie man vor der Schande einer niederträchtigen Handlung fliehen sollte. VI. Theil, 280. Seite.

Ein Ehrgeiziger kennt kein anderes Gesetz, als dasjenige, so ihm günstig ist. Das Laster, welches ihn erhebt, ist ihm gleichsam eine Tugend, die ihn adelt. Da er ein ungetreuer Freund ist: so ist die Freundschaft keine Sache mehr für ihn, so bald sie ihn an seinem Glücke hindert. Da er ein böser Bürger ist: so scheint ihm die Wahrheit nur in so fern schätzbar zu seyn, als sie ihm Nutzen schaffet. Das Verdienst, welches sein Mitbuhler ist, ist sein Feind, dem er nicht verzeiht. Das allgemeine Beste muß allemal seinem Nu-

tzen nachstehen. Er entfernet geschickte Männer, und setzet sich an ihre Stelle. Er opfert die Wohlfahrt des Staates seiner Eifersucht auf; und er wird die allgemeinen Angelegenheiten mit wenigerm Verdrusse in seinen Händen zu Grunde gehen, als durch die Sorgfalt und Einsicht eines andern erhalten sehen. I. Th. 37. S.

Von der Eitelkeit.

Weil die Menschen nur allein die nichtigen Bilder, worauf hier in der Welt alles hinausläuft, auf eine thörichte Art bewundern: so muß man ihnen prächtige Schauspiele, weitläuftige Entwürfe, wichtige Unternehmungen und Verrichtungen, die mit nichts, als Unruhen vermischet sind, vor die Augen stellen, wenn sie sollen gerühret werden. Man hat allemal Tugenden an sich, die in ihren Augen dunkel und unbekannt sind, wenn man keine in die Augen fallenden Laster an sich hat; und sie pflegen den Namen großer Verdienste nur allein großen Fehlern beyzulegen. Ein unschuldiger Lebenswandel, die Treue und Redlichkeit, die Gesprächsamkeit, die Gütigkeit die Beobachtung der Pflichten, und die Barmherzigkeit haben ich weiß nicht, was ruhiges und einfaches an sich, das kein Aufsehen verursachet. Die Wunder des Glaubens haben das Vorrecht nicht, welches die Betrügereyen

der Sinnen haben. Man möchte sagen, wenn man mit Ehren sterben wolle: so müsse man gelernet haben, etwas anders, als ein redlicher und rechtschaffener Mann zu seyn. Es scheint fast nöthig zu seyn, daß feyerliche Lobreden von der Pracht des Helden, den man lobet, unterstützet werden; und daß ein Redner fast niemals mehr Kunst und Geschicklichkeit besitzen müsse, als wenn er die Wahrheit und die Gerechtigkeit loben solle. IX. Th. 4. S.

Auch zu der Zeit, wenn man die Thorheiten hat einsehen lernen, und die Leidenschaften nicht mehr ausschweifen läßt, vergißt man doch nicht leicht die Eitelkeit, den vornehmen Stand, und die hohe Geburt, von welchen man ganz eingenommen ist: sondern man menget, so zu sagen, seine Titel in alles dasjenige, was man um des Herrn willen thut. Opfert man dem Tempel einige Geschenke: so müssen die prächtigen Merkmaale des Namens und der Ehrenstellen das Andenken derselben verewigen. Richtet man Freystätte der Barmherzigkeit auf: so müssen dergleichen Häuser öffentliche Denkmäler von dem hohen Hause ihrer Wohlthäter werden. Und die Merkmaale der Eitelkeit sind fast allemal das erste, was man an guten Werken erblicket. Dieses ist vornehmlich eine Schwachheit der Großen. Die Opfer, die in der Stille gebracht werden, gefallen uns nicht. Die Werke der Gottseligkeit, die uns mit dem Pöbel in eine Classe setzen, sind niemals nach unserem Geschmacke. Alles, was wir für den Himmel thun, muß von dem, was wir auf der Welt sind, ein Merkmaal an sich haben. Man übet zwar Werke der Barmherzigkeit aus: aber man will zu erst die Ehre davon genießen. Man läßt sich bis zu den geringsten Liebesdiensten herunter: aber es geschieht mit einer gewissen Pracht, und man giebt auch so gar bey dieser Erniedrigung

gung zu erkennen, daß man groß sey. Man findet sich zwar an solchen geheimen Orten ein, wo man bey einer tiefen Erniedrigung Werke der Barmherzigkeit ausübet: aber man läßt sich daselbst auf eine eitle und stolze Art anmelden, und es scheint, als wolle man sich nicht eher so weit herunter lassen, als bis man vorher überzeugt wäre, daß man durch gewisse Lobeserhebungen deswegen werde schadlos gehalten werden. VI. Theil, 197. S.

Die Menschen bewundern gemeiniglich nur die großen Begebenheiten. Das Leben der Prinzen kömmt ihnen leer und dunkel vor, und rühret sie nicht mehr, so bald sie keine von den wichtigen Handlungen darinnen erblicken, welche die Geschichte ausschmücken, und wozu sie oftmals weiter nichts, als ihren Namen hergegeben haben. Es sind fast allezeit die Leidenschaften, welche die Menschen in dem Andenken anderer verewigen. Die Laster, welche ein Aufsehen machen, werden auf die Nachkommen fortgepflanzet: Hingegen wird eine Tugend, welche nur in den Gränzen ihres Zustandes eingeschlossen ist, kaum zu ihren Zeiten bekannt. Es scheint, als ob ein Prinz, welcher die Beobachtung seiner Pflicht allezeit dem, was in die Augen fällt, vorgezogen hat, nicht gelebet hätte. Er giebt keinen Stof zu eitlen Lobreden, so bald er keine von den stolzen Absichten gehabt hat, welche die Ruhe der Länder stören; die Ordnung der Erbfolge und der Natur über einen Haufen werfen; allenthalben nichts, als Elend, Schrecken und Verwirrung erregen, und nur durch das Laster zur Ehre führen. Es ist etwas schönes, Siege zu erfechten, und Länder zu erobern: aber wie groß ist man nicht, wenn man niemals etwas anders gewesen ist, als was man hat seyn sollen. Man hat Ursache, sich in diesem Stücke über die Denkungsart der mehresten Menschen zu verwundern.

Es scheint, als ob wir nichts mehr zu sagen hätten, so bald wir keine Tugenden mehr zu loben haben, wodurch die Glückseligkeit der Völker, und die Ruhe der Länder befördert wird; und als ob wir, wenn dergleichen Reden, wie diese ist, wohl sollten aufgenommen werden, entweder große Laster bemänteln, oder Naturgaben, die dem menschlichen Geschlechte schädlich gewesen sind, prächtige Lobreden halten müßten. Die Menschen sind werth, dergleichen Herren zu haben, so bald sie dieselben loben können. IX. Theil, 170. 171. Seite.

Unser ganzes Leben ist eine eitle Bemühung, uns allemal von derjenigen Seite zu zeigen, auf welcher wir uns von andern zu unterscheiden und zu gefallen glauben. Ach zu einer solchen Zeit, wenn wir von Gott sind gerühret worden, unsere bisherigen Irrwege zu verlassen, und wenn wir ein christliches Leben angefangen haben, wollen wir, daß die Welt das Andenken der unglückseligen Gaben und Geschicklichkeiten, und der nichtigen Vorzüge beybehalten soll, welche wir, als wir mit ihr gebrochen, aufgeopfert haben. Wir hoffen, man werde um deswillen unser Opfer noch täglich erheben, und uns aus dem eine Ehre machen, was wir doch selbst für verachtungswürdig hielten. Ja wir erheben uns deswegen selbst ingeheim über andere, gleich, als ob wir Gott mehr, als sie, gegeben hätten; gleich als ob, je mehr wir für die Welt, und die Ergötzlichkeiten geboren zu seyn schienen, es desto weniger nöthig gewesen wäre, daß die Gnade, welche in uns einen Ekel davor erreget hat, stark und überflüßig wäre; und gleich als ob uns die Zeichen der Barmherzigkeit des Herrn ein Recht geben könnten, uns undankbar gegen ihn aufzuführen, und unser Elend zu vergessen. Es wird also dasjenige, was eine Gelegenheit zu unsern Fällen und zu

unserem Unglücke gewesen ist, oftmals bey der Gottseligkeit selbst ein Bewegungsgrund von unserer beklagungswürdigen Eitelkeit. Dasjenige, was uns in unsern Augen weit verächtlicher machen sollte, dienet oftmals weiter zu nichts, als in uns eine Verachtung gegen unsere Brüder zu erregen. Wir wollen also zu gleicher Zeit an der Ehre der Welt, und an der Ehre der Tugend Antheil haben. Wir wollen, daß man an uns so wohl die Wunder der Gnade, als auch die Gaben der Eitelkeit lobe. Und an statt, daß wir dasjenige, was wir sind, vor den Augen der Menschen verbergen sollten: so wollen wir so gar, daß sie dasjenige noch an uns wahrnehmen, und erblicken, worüber wir doch, weil wir es gewesen, verdrüßlich sind. VII. Th. 266. 267. S.

Bey den Werken der Barmherzigkeit sieht man gemeiniglich nur auf ein offenbares Elend, und man will die Menschen auf eine gottselige Weise zu Vertrauten seiner Mildthätigkeit machen. Man wird sie zwar wohl bisweilen zu verbergen suchen: allein, man wird nicht verdrüßlich darüber werden, wenn sie unversehens bekannt gemacht werden. Man wird sich zwar eben keine außerordentliche Mühe geben, daß es alle Leute sehen sollen; allein, wir werden uns freuen, wenn wir von ihnen überraschelt werden; und man hält das Gute, so man thut, und welches nicht bekannt wird, fast für verloren. Machen nicht unsere Gotteshäuser und unsere Altäre auf allen Seiten nebst ihren Geschenken die Namen und die Kennzeichen ihrer Wohlthäter, ich will sagen, die öffentlichen Denkmäler der Eitelkeit unserer Väter, nebst unserer eigenen bekannt? Verlangte man keinen andern Zeugen, als das unsichtbare Auge des himmlischen

lischen Vaters; wozu hätte man diese eitle Prahlerey nöthig? Befürchten wir etwann, der Herr möchte unsere Gaben vergessen? Kann er aus dem Innersten seines Heiligthums, wo wir ihn anbethen, seine Augen auf nichts richten, woran er nicht erinnert wird? Wenn wir keine andere Absicht haben, als ihm zu gefallen; warum üben wir denn unsere Mildthätigkeit vor andern Augen, als vor den seinigen aus? Warum sollen so gar seine Diener, bey den wichtigsten Verrichtungen ihres Amtes, vor dem Altare, wohin sie weiter nichts, als die Sünden des Volks bringen sollten, mit den Merkmaalen unserer Eitelkeit bekleidet und beschwert erscheinen? Wozu dienen die Titel und die Inschriften, welche an den heiligen Mauern unsere Geschenke und unsern Stolz verewigen? War es nicht genug, daß diese Geschenke von der Hand des Herrn selbst in das Buch des Lebens eingeschrieben wurden? Warum wird das Verdienst einer Handlung, welche die Liebe unsterblich machen konnte, auf vergänglichen Marmor geschrieben. IV. Th. 189. S.

Nichts ist seltener, als aufrichtig und im Ernste zu wollen, daß die Menschen dasjenige vergessen, was uns bey ihnen eine Ehre machen kann. Wir sehen diese Vergessenheit als ein Unrecht an. Wir wünschen, daß uns unsere Naturgaben, unsere Tugenden, unser Stand und unsere Geburt, so zu sagen, an der Stirne möchten geschrieben stehen, damit sie ein jedweder an derselben lesen könne. Ja so gar in diesen heiligen Freystätten, wo man den Raub der Welt und aller ihrer Herrlichkeit vor den Altären niedergeleget hat, nimmt man oftmals mit der einen Hand alle die Eitelkeiten wieder zurücke, die man, dem Ansehen nach, mit der andern geopfert hatte. Man läßt noch, bey der Dunkelheit des heiligen

gen Schleyers, den falschen Glanz der Welt und der Geburt sehen. Man will an dem Orte der Demuth die Vorzüge wieder finden, die man in der Welt verachtet hatte. Ja man will sich so gar in dem Heiligthume des Bräutigams selbst durch andere Dinge, als durch den erhabenen Titel seiner Braut, hervorthun. VII. Theil, 267. Seite.

Die Kirche hat kein hinlängliches Recht, der Eitelkeit ihrer Wohlthäter Genüge zu thun. Es sind ihnen in dem Heiligthume ihre Stellen angewiesen; sie haben ihre Gräber so gar unter dem Altare, wo nur allein die Asche der Märtyrer ruhen sollte; man erweiset ihnen so gar Ehrenbezeigungen, die nur den Priestern allein sollten erwiesen werden. Und ob sie gleich die Hände nicht an das Rauchfaß legen: so wollen sie doch wenigstens den Weihrauch, welcher auf den Altären des Herrn angezündet wird, mit ihnen theilen. IV. Th. 190. S.

Von der Eifersucht.

Die verhaßtesten Eigenschaften scheinen sich in einem Herzen zu vereinigen, in welchem die Eifersucht herrschet. Es ist fast keine Niederträchtigkeit zu finden, welche diese Leidenschaft nicht entweder als etwas heiliges hält, oder rechtfertiget. Sie vertilget so gar die edelsten Gesinnungen der Auferziehung und der Geburt, und so bald sich dieses Gift des Herzens bemächtiget hat, so trifft man da niederträchtige Seelen an, wo sich anfangs von Natur große und erhabene befunden hatten. Man nimmt die lüderlichsten und nichtswürdigsten Leute an, wenn sie nur den heimlichen Gram, der uns das Herz abfrißt, annehmen wollen. Wir lieben sie, und schätzen sie hoch, so bald sie schlechte Werkzeuge unserer Leidenschaft werden wollen; und das, was sie in unsern Augen noch weit abscheulicher und verhaßter machen sollte, wischet in einem Augenblicke alle Flecken und Gebrechen von ihnen ab. Man machet aus dem Eifer, den sie zu unserm Besten anwenden, ein Verdienst, und rechnet ihnen einen schändlichen Dienst, dessen man sich heimlich selbst schämet, als eine Tugend an. I. Th. 169. 170. S.

Da die Eifersucht etwas niederträchtiges an sich hat, und ein heimliches Bekenntniß ist, das wir von unserer Mittelmäßigkeit gegen uns selbst ablegen: so zeiget sie sich uns allemal unter einer gewissen angenommenen fremden Gestalt, nach welcher wir sie nicht kennen. Wenn wir aber unser

unser Herz erforschen: so werden wir sehen, daß alle diejenigen, die uns entweder verdunkeln, oder gar zu sehr neben uns glänzen, das Unglück haben, uns zu misfallen; daß uns nur diejenigen liebenswürdig vorkommen, die uns nichts streitig machen können; daß alles, was uns entweder übertrifft, oder gleich kömmt, uns einigen Zwang anthut; und daß, um einiges Recht an unserer Freundschaft zu haben, man gar keines auf das, was wir suchen und hoffen, haben müsse. II. Th. 116. S.

Unter allen Leidenschaften, welche die Menschen der Wahrheit entgegen stellen, ist die Eifersucht die gefährlichste, weil sie die unheilbarste ist. Sie ist ein Laster, das zu allem verleitet, weil man es allezeit vor sich selbst verheelet. Sie ist der ewige Feind der Verdienste und der Tugend. Alles, was die Menschen bewundern, entzündet sie, und machet sie rege. Sie verzeiht nur dem Laster und der Dunkelheit; und man muß der Achtung der Leute unwürdig seyn, wenn man ihre Achtung und Nachsicht verdienen will. I. Th. 168. S.

Man machet denen, deren Erhebung man mit neidischen Augen ansieht, lobenswürdige Eigenschaften und Geschicklichkeiten, die man ihnen ingeheim zugestehen muß, öffentlich streitig. Man erblicket so gar an ihren Tugenden, wenn man sie in keine Laster verwandeln kann, eine böse Seite. Eben diese Eifersucht machet, daß wir dasjenige, was sie schätzbares an sich haben, einsehen, und es verachten. Man freuet sich, daß man andere Leute wider sie aufbringen kann: da sie doch unser Gewissen, welches besser unterrichtet ist, rechtfertiget. Es ist also das Vergnügen, das man bey sich empfindet, andere Leute in Ansehung ihrer zu hintergehen, niemals ein vollkommenes Vergnügen, weil man sich nicht selbst hintergehen kann.

Der übrigen Leidenschaften rühmet man sich. Ein Ehrgeiziger machet sich eine Ehre aus seinen Forderungen und seiner Hoffnung. Ein Rachgieriger suchet seine ganze Ehre darinnen, wenn er seine Rache öffentlich kann ausbrechen lassen. Und ein Wollüstiger rühmet sich seiner Ausschweifungen. Aber die Eifersucht hat, ich weiß nicht was niederträchtiges an sich, welches macht, daß man sie vor sich selbst verheelet. Sie ist die Leidenschaft niederträchtiger Seelen; sie ist ein heimliches Bekenntniß, das man sich selbst von seinen mittelmäßigen Kräften ableget; ja sie ist eine Verblendung, die uns die Augen in Ansehung alles desjenigen, was am niederträchtigsten und unanständigsten ist, verschließt. Man ist vermögend alles zu unternehmen, so bald man ein Feind der Verdienste und der Unschuld seyn kann. VI. Th. 270. 271. S.

Die Eifersucht ist das Laster der Großen. Sie sind eifersüchtig wegen der Ehre und des Ansehens eines andern; und alle Ehre, zu der sie kein Recht haben, ist gleichsam ein Schandfleck, der sie beschimpfet und verunehret. Da sie wegen der Gnadenbezeigungen, die sie nicht erhalten, eifersüchtig sind: so scheint es, als ob man ihnen die, so andern zu Theile werden, entzöge. Da sie andern alle Gunst und Gewogenheit misgönnen: so zieht man sich ihren Haß und ihre Verachtung zu, so bald man die Freundschaft und das Vertrauen des Regenten genießt. Ja so gar solche glückliche Unternehmungen, die dem Staate Ehre bringen, sind ein Dorn in ihren Augen, und die öffentlichen Freudenbezeigungen gar oftmal für sie ein heimlicher und innerlicher Verdruß. Die von ihren Nebenbuhlern über die Feinde erfochtenen Siege fallen ihnen viel schmerzlicher, als unsern Feinden selbst. Ihr Haus ist ein Trauerhaus, so lange ein anderer sieget, und in der

Stadt

Stadt mit einem öffentlichen Freudengeschreye beehret wird. Nicht genug, daß sie bey rühmlichen Unternehmungen und glücklichen Begebenheiten unempfindlich sind, sie suchen sich so gar damit zu trösten, daß sie sich bemühen, dieselben durch boshafte Anmerkungen und tadelsüchtige Urtheile zu verdunkeln. I. Th. 70. 71. S.

Alles wird unter den Händen der Eifersucht vergiftet. Die auf das beste bewiesene Gottesfurcht ist weiter nichts, als eine verschmitzte Heucheley, die offenbarste und in die Augen leuchtende Tapferkeit eine bloße Prahlerey, oder ein Glück, das die Stelle des Verdienstes vertritt; die auf dem sichersten Grunde ruhende Ehre ein allgemeiner Irrthum, wobey sich mehr Vorurtheil, als Wahrheit befindet; die Gaben und Geschicklichkeiten, welche dem Staate den größten Nutzen verschaffen, eine unmäßige Ehrsucht, die sehr mittelmäßige und unzulängliche Vorzüge hinter sich verborgen hat; der Eifer für das Vaterland, eine Kunst, sich in Ansehen zu bringen, und nothwendig zu machen; die mit dem größten Ruhme wohlausgeführten Unternehmungen, ein Zusammenfluß von glücklichen Umständen, vermöge dessen man den guten Ausgang vielmehr einem seltsamen Ungefähr, als den ergriffenen weisen Maaßregeln zuzuschreiben hat; die erlauchteste Geburt, ein großer Name, mit welchem man sich, ohne ihn von seinen Vorfahren geerbet zu haben, groß machet. Mit einem Worte, die Zunge eines Eifersüchtigen schändet alles, was sie berühret; und dennoch ist diese so schändliche Sprache, die gemeine Hofsprache. Sie herrschet in den Gesellschaften, wie im Handel und Wandel. Ein jeder verbirgt die heimliche Wunde seines Herzens vor sich; und ein jeder theilet sich dieselbe mit. Man schämet sich des Na-

mens des Lasters, aber aus dem Laster selbst machet man sich eine Ehre. I. Th. 171. 172. S.

Die Eifersucht schleicht sich so gar in das Heiligthum der Könige, und in den Rath der Fürsten ein. Sie trennet diejenigen, welche die Wohlfahrt des Landes, das gemeine Beste, und die Liebe zu den Fürsten und dem Vaterlande vereinigen sollte. Man suchet einander, auf Unkosten der öffentlichen Angelegenheiten und Nothwendigkeiten, zu schaden. Das Elend, welches ganze Länder betroffen hat, ist oftmals aus der Eifersucht entstanden, die Privatpersonen gegen einander geheget haben. Man vergißt alles, was man dem Vaterlande und sich selbst schuldig ist; und ein Herz, welches einmal von der Eifersucht ist angestecket und aufgebracht worden, hält nichts mehr für heilig. Sie machet die menschliche Gesellschaft zu einem schrecklichen Schauplatze, den die Menschen, wie es scheint, aus keiner andern Absicht betreten, als daß sie einander zerfleischen und aufreiben, und wo der Untergang der einen allemal das Aufkommen und die Freude der andern ist. VI. Th. 274. 273. S.

Der Eifer für das gemeine Beste wird täglich gleichsam die Ausschmückung und Vertheidigung der Eifersucht. Dem Scheine nach steht man nur allein des Staates wegen in Furcht und Sorgen; und man ist doch nur über die Stelle derer, welche regieren, scheelsüchtig. Man tadelt die Wahl des Monarchen, als ob sie nur auf ungeschickte Personen fiele. Allein nicht das allgemeine Beste ist es, das uns rühret; sondern die Eifersucht und der Verdruß, daß wir nicht selbst sind erwählet worden. Die Ehrenstellen, nach welchen wir streben, werden, nach unserer Meynung, niemals würdigen Personen ertheilet. Die Gunst des Monarchen und das gemeine Beste scheinen niemals

mals in unsern Augen vereiniget. Man giebt sich für einen Liebhaber des Vaterlandes aus; man liebet, aber nur die Ehrenstellen und die Vorzüge desselben. Man machet sich mit dem Namen eines redlichen und rechtschaffenen Bürgers breit; aber man verbirgt den Namen eines Eifersüchtigen und Neidischen darunter. Man hat ohne Unterlaß den Staat in dem Munde; aber die Eifersucht in dem Herzen. Man scheint betrübt zu seyn, wenn die Begebenheiten unglücklich ausfallen, und mit den Absichten und Maaßregeln der Großen nicht übereinstimmen; und man freuet sich mehr über die Schande, die auf sie zurückfällt, als man von dem Schaden gerührt wird, der dem Vaterlande daraus zuwachsen kann. Und wie vielmal hat man nicht gesehen, daß Leute, die in öffentlichen Ehrenämtern gestanden, den Staat ihrer besondern und persönlichen Eifersucht aufgeopfert haben? Wie oft hat man sie nicht sehen Unternehmungen, die dem Staate Ruhm und Ehre würden gebracht haben, vernichten, damit nicht die Ehre davon auf ihre Nebenbuhler kommen möchte? Wie oft haben sie nicht Dinge zu befördern gesuchet, die vermögend waren den Umsturz des Reiches nach sich zu ziehen, damit sie nur ihre Nebenbuhler unter seinen Trümmern begraben möchten? Ja wie oft haben sie sich nicht der Gefahr ausgesetzet, alles zu verderben, damit sie nur einen einzigen Menschen in das Verderben stürzen möchten? I. Th. 172-174. S.

Von der Rache.

Es ist fast keine Wiederversöhnung zu finden, die das Herz ändert, und welche nicht ein falscher Schein der Aenderung des Herzens ist. Man versöhnet sich, damit man den Vorstellungen und Bitten seiner Freunde nachgeben, ein gewisses unangenehmes Aufsehen, das eine offenbare Uneinigkeit nach sich ziehen würde, und welches auf uns selbst zurückfallen könnte, vermeiden, und sich nicht gewisser Gesellschaften berauben möge, derer man sich entziehen müßte, wenn man sich aus Hartnäckigkeit mit seinem Bruder nicht wieder vertragen wollte. Man versöhnet sich aus Gefälligkeit gegen die Großen, welche diese Höflichkeit von uns fordern; um sich den Ruhm zu erwerben, daß man sich zu mäßigen wisse, und großmüthig sey; um nicht bey den Leuten ein Aufsehen zu machen, welches mit dem Begriffe, den man sich nach unserem Verlangen von uns machen soll, nicht übereinstimmen möchte; um den unaufhörlichen Klagen, und den nachtheiligen Reden eines Feindes Einhalt zu thun, der uns vielleicht nur gar zu genau kennet, und mit welchem wir viel zu vertraut umgegangen sind, als daß wir ihn nicht schonen und ihm durch unsere Aussöhnung ein Stillschweigen auferlegen sollten.

Man trifft in der Welt Leute an, die in öffentlichen Ehrenämtern stehen, Familien, die einen großen Namen füh-

führen, welche noch immer gewisse Regeln des Wohlstandes gegen einander beobachten, die man, ohne ein Aergerniß zu geben, nicht übertreten kann, welche aber dem ungeachtet ganz verschiedene Absichten haben, den Neid, die Eifersucht und die Erbitterung deutlich und öffentlich gegen einander an den Tag legen; die einander martern, schaden, mit eifersüchtigen Augen ansehen, ihre Creaturen zu Waffenträgern ihrer Rache und ihres Abscheues machen, in der Welt, am Hofe, und in der Stadt Spaltungen erregen; ihre häuslichen Uneinigkeiten in öffentliche Streitigkeiten verwandeln; und in der Welt die Meynung und das Aergerniß ausbreiten, daß man einander nicht liebet, daß eines das andere gern in das Verderben stürzen möchte, daß man zwar den Schein noch beybehalte, daß aber auch im Grunde die eigennützigen Absichten und die Neigungen allezeit, ja immer und ewig von einander entfernet bleiben. Und dennoch hat man auf beyden Seiten das Ansehen, als ob man gottesfürchtig lebe, und gute Werke ausübe. Und die Beichtväter, welche die Richter unseres Hasses hätten seyn sollen, werden oftmals die Vertheidiger desselben. Sie theilen sich nebst der übrigen Gemeinde, nehmen an der Erbitterung und den vorgefaßten Meynungen ihrer Beichtkinder Theil, machen die Billigkeit ihres Streites öffentlich bekannt, und bringen es dahin, daß das einzige Mittel, welches das Uebel noch heilen kann, weiter zu nichts dienet, als es mit dem Scheine des Rechten zu bedecken, und desto unheilbarer zu machen.

Man hält insgemein dafür, der Gesetzgeber der Juden habe sich, als er das Gesetz von der Vergebung der Beleidigungen bekannt gemachet, einer Art von Nachsicht bedienet, und gewissermaßen schonen wollen; er

habe sich genöthiget gesehen, der Schwachheit eines fleischlichen Volkes nicht zu nahe zu treten; und weil er auch noch über dieses wäre überzeugt gewesen, daß unter allen Tugenden die Liebe der Feinde dem menschlichen Herzen am schwersten auszuüben fiele: so habe er nur der Rache Regeln vorschreiben, und gewisse Gränzen bestimmen wollen. Allein, er ließ keinesweges darum die kleinen und geringen Vergehungen zu, damit er dadurch den größeren zuvor kommen möchte. Dieses Gesetz war, wie alle übrige, heilig, gut und gerecht: es war aber vielmehr eine politische Verordnung, als eine Regel der Gottseligkeit. Es war geschickt die äußerliche Ruhe des Staates zu erhalten: aber es griff das Herz nicht an, und gieng nicht bis auf die Quelle des Hasses und der Rache hinein. Man hatte dabey nur die Absicht, entweder den, der den andern angreifen wollte, abzuhalten, indem man ihm mit eben der Strafe drohete, die er seinem Bruder würde angethan haben; oder der Hitze des Beleidigten Einhalt zu thun, indem man ihn in Furcht setzete, wenn er in seiner Rache zu weit gienge: so liefe er Gefahr, wegen seiner Ausschweifungen selbst bestrafet zu werden.

Es giebt Leute, die sonst kein Zeichen der Gottesfurcht von sich blicken lassen, und sich dennoch täglich mit ihrem Nächsten aussöhnen; und die, welche sich in Ansehung der leichtesten Pflichten des Christenthums nicht überwinden können, scheinen dennoch in der Erfüllung dieser, als der beschwerlichsten unter allen, rechte Helden zu seyn. Dergleichen Menschen sind Helden der Eitelkeit, und nicht der Liebe. Sie lassen das zurück, was die Wiederversöhnung heldenmüthiges und beschwerliches vor Gott hat, und in der Vergessung des Unrechtes und der Verände-

rung des Herzens gegen unsern Bruder besteht; und behalten nur dasjenige davon bey, was sie vor den Menschen rühmlich machet, einen Schein der Mäßigung, und eine leichte Art den Sinn zu ändern, welches die Welt selbst lobet.

Die Sittenlehre der Weltweisen hatte die Verzeihung der Beleidigungen unter die Zahl der Tugenden gesetzet. Es war aber dieses vielmehr ein Geboth, das von der Eitelkeit herrührete, als daß es eine Regel der Zucht gewesen wäre. Sie glaubeten, es wäre mit der Rache etwas niederträchtiges und ausschweifendes verbunden, welches das Bild und die stolze Ruhe ihres Weisen würde verunzieret haben. Sie hielten es für schimpflich, wenn man sich nicht über eine Beleidigung erheben könnte. Wenn sie also ihren Feinden vergaben: so rührete solches von nichts anderem, als von der Verachtung her, die man gegen sie hegete. Man rächete sich, indem man die Rache verachtete; und der Stolz beraubete sich ohne Mühe des Vergnügens denen, die uns geschadet haben, wieder zu schaden, weil er sich eine Ehre daraus machete, sie zu verachten. II. Th. 130. 141. 108. 131. 109. S.

Von dem Geize.

Ein Geiziger scharret nur deswegen zusammen, damit er zusammenscharren möge. Er thut es nicht darum, daß er seinen nothdürftigen Unterhalt haben möge; denn er entzieht sich denselben. Sein Geld ist ihm weit lieber, als seine Gesundheit, sein Leben, ja als er selbst. Alle seine Handlungen, Absichten und Neigungen sind auf nichts, als auf diesen schändlichen Gegenstand gerichtet. Kein Mensch betrügt sich dabey; aber er giebt sich nicht die geringste Mühe, die elende Neigung, von welcher er eingenommen ist, vor den Augen der Menschen zu verbergen. Denn von der Art ist diese schändliche Leidenschaft, daß sie sich allenthalben an den Tag legt, und äußerlich nicht das geringste unternimmt, das nicht diesen verfluchten Charakter an sich haben sollte; und daß sie nur allein für denjenigen, der davon eingenommen worden, ein Geheimniß ist. Alle übrige Leidenschaften suchen wenigstens äußerlich einen guten Schein zu haben. Man verbirgt sie vor den Augen der Menschen. Sie kommen zwar bisweilen aus Unvorsichtigkeit an den Tag; derjenige aber, so damit behaftet ist, suchet, so viel als ihm möglich ist, sich zu verbergen. Was aber den Geiz anbetrifft, so verbirgt ihn ein Geiziger vor niemand

mand, als vor sich selbst. Anstatt vorsichtig zu seyn, und diese Leidenschaft vor den Leuten zu verheelen: so verkündiget sie vielmehr alles an ihm. Alles leget sie auf das deutlichste an den Tag! Sie ist in seine Sprache in seine Handlungen, in sein ganzes Bezeigen, ja ihm, so zu sagen, an die Stirne geschrieben.

Das Alter und vernünftige Ueberlegungen heilen gemeiniglich die übrigen Leidenschaften; da hingegen der Geiz in dem Alter wiederum aufzuleben und neue Kräfte zu bekommen scheint. Je mehr man sich dem Augenblicke nähert, in welchem dieser ganze verächtliche Haufe verschwinden, und uns entzogen werden soll, desto mehr hängt man das Herz daran. Je mehr der Tod herannahet, desto mehr richtet man seine Augen auf seinen elenden Schatz; desto mehr hält man ihn für eine nöthige Vorsichtigkeit auf eingebildete zukünftige Fälle. Es verjünget also, so zu sagen, das Alter diese schändliche Leidenschaft. Die Jahre, die Krankheiten, das Nachdenken, alles präget sie der Seele immer tiefer ein, und sie nähret und entflammet sich durch eben die Mittel, welche alle übrige heilen und unterdrücken. Man hat Leute gesehen, die so alt gewesen sind, daß sie kaum noch Kräfte genug hatten, einen ganz erstorbenen Körper zu unterstützen, der bereits in Staub und Asche zerfallen wollte, welche aber bey dem gänzlichen Verfalle der Kräfte ihrer Seele den Ueberrest der Empfindung, und, so zu sagen, das Zeichen des Lebens nur allein für diese schändliche Leidenschaft aufbewahreten. Diese allein erhielt und ermunterte sich auf den Trümmern alles übrigen. Der letzte Seufzer war noch für sie. Man wurde sie noch bey den Unruhen der letzten Augenbli-

cke gewahr; und der Unglückselige, welcher starb, war, noch sterbende Blicke, welche verloschen, auf ein Geld, das ihm der Tod entriß, zu welchem er ihm aber die Liebe nicht hatte aus seinem Herzen reissen können. XIII. Theil, 113. 118. S.

Von der Eigenliebe.

Weil wir uns selbst gar sehr lieben, und unseren Begierden keine Schranken setzen: so sind wir mit unserem Zustande, mit unserer Hoheit und mit unseren Ehrenstellen niemals zufrieden. Wir werden beständig gewahr, daß der allzuheftigen Begierde unserer Eigenliebe noch etwas mangelt. Wenn wir nicht alles haben, was wir wünschen: so sehen wir alles dasjenige, was wir besitzen, für nichts an. Wir sind unerschöpflich an Absichten, Anforderungen, Entwürfen und Maaßregeln. Wir können dasjenige, was uns die Vorsehung zuwendet, nicht auf eine ruhige und christliche Weise genießen. Das, was uns mangelt, beunruhiget uns um so viel desto mehr, weil das, was wir besitzen, uns keine Genüge thut. So lange wir noch etwas zu thun vor uns sehen, so lange sind wir mit dem, was bereits geschehen ist, nicht zufrieden. Wir gleichen einem Schiffer, der sich auf der offenbaren See befindet.

det. Sind wir so weit gekommen, als unsere Augen sehen, und unsere Hoffnung gehen konnte: so entdecken wir aus diesem neuen Gesichtspuncte neue Länder und weitläuftige Gegenden, die unsere Ansprüche erneuern. Je höher wir steigen, desto weiter gehen unsere Absichten. Je weiter wir fortgehen, desto länger ist der Weg, den wir noch zurück zu legen haben. Das Ziel unseres Verlangens ist, wenn wir dasselbe erreichet haben, nichts anders, als ein Weg, der uns zu vielen andern führet. Unser gegenwärtiger Zustand ist niemals derjenige, der uns gefällt. Das Schicksal, welches Gott für uns bestimmet, ist niemals dasjenige, welches wir uns selbst erdichten. Wir sind scharfsinnig, uns unglücklich zu machen. Wir verschwören uns beständig wider unsere eigene Ruhe; und um uns vor einem Gute, das wir lange Zeit gewünschet haben, einen Ekel zu erwecken, ist es schon genug, daß uns die Vorsehung dasselbe schenket. VI. Th. 150. Seite.

Wenn es uns übel geht: so scheinen uns unsere Widerwärtigkeiten deswegen allezeit sehr groß zu seyn, weil die Liebe, die wir zu uns selbst tragen, sehr groß ist. Die Heftigkeit unserer Eigenliebe ist die Ursache von der Heftigkeit unseres Leidens. Unser Verlust ist uns nur deswegen so schmerzhaft, weil unser Herz gar zu sehr an den verlornen Gegenständen hieng. Wir werden niemals auf eine empfindliche Art betrübt, als wenn unsere Neigung heftig ist. Und die Größe unserer Widerwärtigkeiten ist allemal eine Strafe für unsere allzugroßen ungerechten Neigungen. Wir vergrößern allemal dasjenige, was uns etwas angeht. So gar die Vorstellung, daß unsere Widerwärtigkeiten von einer ganz besondern Art sind, schmeichelt unserer Eitelkeit zu eben der Zeit, da wir glau-

ben,

ben, wir hätten Ursache zu murren. Wir wollen niemals andern gleich seyn. Wir finden ein gewisses heimliches Vergnügen darinnen, daß wir glauben, wir wären die einzigen von unserer Art. Wir wünschen, daß sich alle Menschen nur allein mit unsern Widerwärtigkeiten beschäfftigen möchten, gleich, als ob wir die einzigen Unglückseligen auf der Welt wären. VIII. Th. 150. S.

Unsere Eigenliebe macht, daß wir alles auf uns selbst beziehen. Wir lassen alles, was um und neben uns ist, uns nur allein zu Dienste stehen, gleich als ob alles nur um unsert willen wäre erschaffen worden. Wir bilden uns ein, es geschähe alles, was in der Welt vorgeht, nur um unsert willen. Mit einem Worte, wir leben, gleich ob wir allein in der Welt wären, und als ob die ganze Welt nur um unsert willen wäre erschaffen worden. Ob wir nun aber gleich in dieser großen Welt nur ein unsichtbares Stäubchen sind: so wünschen wir doch, daß wir die ganze Maschiene derselben nach dem Wohlgefallen unserer Lüste und Begierden möchten regieren können; daß sich alle Begebenheiten nach unsern Absichten richteten; daß die Sonne nur allein um unsert willen auf- und wieder untergienge; wir möchten gerne der Zweck aller Wege und Absichten Gottes seyn, gleich wie wir uns selbst zu dem einzigen Zwecke aller unserer Wege und aller unserer Unternehmungen auf der Welt machen. Wir beurtheilen also alles, was geschieht, nur in Absicht auf uns; und alles, was unsere Ergötzlichkeiten nur einen Augenblick störet, was unsere weitläuftigen Absichten, und unsere stolze Hoffnung zu nichte machet, das erbittert uns, und bringt uns auf.

Da wir uns, wegen unserer Eigenliebe, ganz allein klug und weise zu seyn dünken: so wird alles dasjenige, was hier auf der Welt mit unsern Absichten und mit unserer

Ein-

Einsicht nicht übereinstimmet, von uns getadelt, und verworfen. Wir verlangen, daß die Ehrenstellen nach unserm Gefallen möchten ausgetheilet werden; daß die allgemeine Wohlfahrt nach unsern Absichten und nach unsern Rathschlägen befördert werde; daß die Gunstbezeugungen nur denen zu Theile würden, für welche wir sie längst bestimmet haben; und daß die öffentlichen Angelegenheiten nur nach den Maaßregeln, die wir selbst angegeben haben, möchten besorget werden. Wir tadeln die Wahl unserer Oberherren täglich, und halten niemanden der Ehrenstelle, die er bekleidet, würdig.

Unsere Eigenliebe hat sich der ganzen Welt bemächtiget, und wir sehen alles, was wir wünschen und begehren, als das Unserige an. Wir betrachten die Ehrenstellen und die Ehre, die wir nicht erhalten, sondern andern zu Theile werden, als Güter, die uns zugehöreten, und welche man uns unrechtmäßiger Weise entzieht. Alles, was über oder neben uns glänzet, blendet und verleßet uns. Wir sehen die Erhebung unserer Brüder mit neidischen Augen an. Ihr Wohlstand beunruhiget uns; ihr Glück ist unser Unglück; ihre glücklichen Unternehmungen erregen in unserem Herzen ein heimliches Gift, welches unser ganzes Leben verbittert. Der Beyfall und die Lobeserhebungen, die sie erhalten, sind gleichsam Beschimpfungen, die uns demüthigen; wir kehren alles, was ihnen günstig ist, wider uns; und da wir mit unserem eigenen Unglücke nicht zufrieden sind: so machen wir uns noch aus dem Unglücke unsers Nächsten ein Unglück. VI. Th. 148. 151. S.

Von

Von der Ungerechtigkeit.

Ein ungerechter Mensch, der in dem Staube und in der Dunkelheit ist geboren worden, und den seine Raubereyen und Plackereyen aus denselben hervorgezogen, und hernach mit Ehre und Reichthümern überhäufet haben, kennet sich nach seiner Erhebung nicht mehr. Anstatt, daß er sich der verhaßten Pracht, die ihn umgiebt, schämen, uud sich die niederträchtigen und lasterhaften Handlungen, welchen er sie zu danken hat, ingeheim vorrücken sollte: so macht er sie durch sein stolzes und verächtliches Bezeigen gegen andere, die geringer, als er, sind, noch verächtlicher. Er sieht einen unschuldigen Mittelstand als ein Unglück und als einen Fluch an. Er führet keine andere, als bittere und beißende Reden gegen diejenigen, die sein Ansehen und seine Glücksumstände nöthigen, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen. Und wenn er ihnen ja zu einigem Schutze Hoffnung macht:] so geschieht es deswegen, damit er die Lügen und die Treulosigkeit mit einem unerträglichen Stolze verbinden, und die Unglückseligen mit Schmerzen überhäufen möge; indem er ihr Bitten und ihre Mühe fruchtlos macht. Sie mögen ihn immerhin an seinem Versprechen erinnern, ihre Klagen ziehen ihnen nichts anders, als Beschimpfungen und Flüche zu. Sein Mund thut sich in keiner andern Absicht auf; und er freuet sich, daß er sie hinter das Licht

gefüh-

geführet hat, gleich als ob es eine Ehre für ihn wäre, alle Menschlichkeit und Redlichkeit gegen die übrigen Menschen abgeleget zu haben.

Steht ihm das Erbtheil des Unschuldigen an; leget jenes Glück dem seinigen einige Hindernisse in den Weg; oder befürchtet er, er möchte, nachdem er seine Betrügereyen erfahren, sich in seinem Gewissen verbunden achten, dieselben bekannt zu machen: so bewirbt er sich um die Gunst der Großen. Er läßt sich mit denen in neue Verbindungen ein, die ihn in das Verderben stürzen können. Er verschwendet zu dem Ende ingeheim seine Güter und seine Schätze. Er bringt mächtige Leute auf seine Seite. Und wenn es scheint, als ob er ganz stille säße, und nichts mehr vor hätte: so geschieht solches doch nicht eher, als bis er alle seine Fallstricke geleget hat, der Untergang des Unschuldigen gewiß ist, und er seinen boshaften und arglistigen Nachstellungen nicht mehr entgehen kann.

Der Ungerechte hat seine Augen beständig auf den Armen gerichtet, um die Zeit und Stunde zu ersehen, wenn er ihn unterdrücken könne. Er ist ein Löwe, der sich bey dem Eingange in seine Höhle verstecket hat, und voll Ungeduld auf seine Beute wartet. Ob er gleich mit Reichthümern überhäufet ist, derer er aber niemals satt wird: so sieht er sich doch allenthalben nach Leuten um, die von aller Hülfe und von allem Ansehen entblößet sind, damit er sie desto gewisser unterdrücken könne, ohne deswegen etwas zu befürchten zu haben. Diejenigen sind unglücklich, die ihm vor die Augen kommen. Ob sie gleich nur wenige Glücksgüter besitzen: so haben sie deren doch noch genung, die Begierde dieses Löwens, der nach dem Blute der Armen dürstet, zu erregen. Es ist ihm genug, daß sie sich ohne Hülfe und Beystand befinden. Sie gerathen

über

über kurz, oder über lang, in die Fallstricke, die er ihnen ingeheim leget, und werden ihm zur Beute.

Die Menschen sind so verderbt, daß die Begierde Schätze zu sammeln, den Erdboden mit Tyrannen bevölkern würde, wenn nicht ein plötzlicher Fall, ein unglücklicher und unversehener Umsturz ihres ganzen Glücks, und ein Streich, der von einer unsichtbaren Hand herrühret, unter ihren Nachfolgern eine Furcht und Bestürzung erregete, und den Menschen zu erkennen gäbe, es sey ein allerhöchstes Wesen über uns, welches die Welt regieret. Die Welt würde, wegen des allgemeinen Umsturzes, den sie auf derselben verursachen würden, gar bald weiter nichts, als ein unförmlicher Klumpen seyn. Sie würden alle Redlichkeit, Sicherheit und Schamhaftigkeit aus derselben verbannen; und die einzigen Laster, die sie nicht begiengen, würden diejenigen seyn, die sie nicht zu begehen im Stande wären. Wenn aber der Herr von einer Zeit zur andern aus dem Verborgenen hervorgeht, und die wichtigen Streiche vollführet, welche die Welt in Erstaunen setzen; und wenn er die stolzen Häupter demüthiget, welche sich bis in die Wolken erheben, gleich als ob sie ihn so gar in seiner heiligen Wohnung antasten wollten: so zeiget er sich als ein unumschränkter Herr. Alsdenn erschrickt der Gottlose. Und wenn er seinen Willen, Böses zu thun, nicht ganz ändert: so thut er doch wenigstens den Wirkungen desselben Einhalt. Er befürchtet, der Donner, welcher sich annoch hören läßt, möchte ihn gleichfalls zerschmettern.

Sieht der Ungerechte ein, daß es viel zugefährlich für ihn seyn werde, seinen Nächsten offenbar zu unterdrücken: so nimmt er seine Zuflucht zu der List, und es ist keine, derer er sich nicht bediente. Die niederträchtigsten

und

und unanständigsten Arten derselben werden ohne Bedenken gebrauchet, so bald sie seine bösen Absichten befördern können. Wenn er nur dem Elenden und Unglückseligen alles das Seinige rauben, und sich damit ausschmücken kann: so wird der Betrug, die Arglist, die Treulosigkeit, und der Meineid für nichts geachtet. Diejenigen, welche er unterdrücken will, locket er durch süße Worte, und durch den Schein der Freundschaft in seine Netze. Er suchet sie zu überreden, sie würden bey ihm Schutz und Hülfe finden. Er berücket sie durch mancherley nichtigen Schein. Hat er den schrecklichen Namen des Herrn von nöthen, sein Versprechen dadurch zu bekräftigen, und ihnen ihr Mistrauen zu benehmen: so macht er sich kein Gewissen daraus. Haben sie ihm aber einmal getrauet, und hat er sie einmal in seinem Netze: so leget er alle diese äußerliche Freundlichkeit und Leutseligkeit ab. Er ist ein grausamer und wilder Herr, welcher sich einbildet, er dürfe mit seinen Sclaven nach seinem Gefallen umgehen. Er fällt ihn auf eine so grausame Art an, welche durch nichts kann gelindert werden. Er zerschmettert ihn, und nichts kann seine Wuth besänftigen, so lange dem Unglückseligen noch ein Hülfsmittel übrig bleibt, aus dem Abgrunde, in welchen er ihn gestürzet hat, heraus zu kommen.

Umschreibung des 9 Psalms.

Von der Schmeicheley.

Wenn wir unsere eigene Aufführung untersuchen, und unsre Pflichten, Verbindungen und Unterredungen etwas genauer betrachten wollen: so werden wir sehen, daß alle unsere Reden und Unternehmungen weiter nichts, als Milderungen der Wahrheit, und solche Einrichtungen sind, vermöge welcher wir sie mit den Vorurtheilen, oder Leidenschaften derer, bey welchen wir leben müssen, zu vereinigen suchen. Wir zeigen ihnen die Wahrheit niemals von einer andern Seite, als von welcher sie ihnen gefallen kann. Wir treffen an ihren beklagungswürdigen Lastern allemal eine schöne Seite an. Und da eine jedwede Leidenschaft allemal einer gewissen Tugend ähnlich ist: so suchen wir uns jederzeit, vermöge dieser Aehnlichkeit, heraus zu helfen. VII. Th. 116. S.

Die Großen wollen gelobet seyn. Da nun die Nachahmung unter allen Lobeserhebungen die schmeichelhafteste und deutlichste ist: so kann man gewiß glauben, daß man ihnen gefalle, so bald man ihnen ähnlich zu werden trachtet. Sie sind erfreut, daß sie in ihren Nachahmern die Vertheidigung ihrer Laster finden; und sie suchen in allem, was sie umgiebt, dasjenige mit einer gewissen Gefälligkeit, womit sie sich wider sich selbst zu frieden stellen können. I. Th. 8. Seite.

Ist

Ist es wohl zu verwundern, wenn die ungerechten und wollüstigen Menschen bey ihrem Wohlstande Gottes vergessen? Alles, was um und neben ihnen ist, verführet und schläfert sie durch unaufhörliche Schmeicheleyen ein. Ihre unrechtmäßigsten Begierden und strafbarsten Unternehmungen werden allezeit von schlechten und lohnsüchtigen Leuten gelobet. Man leget ihren schrecklichsten Lastern den ehrwürdigen Namen der Tugend bey. Sie glauben, es wäre ihnen alles erlaubt, weil alles, was sie sich erlauben, Beyfall erhält. Sie sind nicht werth, die Wahrheit kennen zu lernen, weil sie sie nicht lieben. Sie billigen ihre Leidenschaften selbst, und genießen ihren Irrthum in Ruhe und Friede. Sie wollen gern hintergangen seyn; und es mangelt denen niemals an der Verführung der Schmeicheleyen, welche sie lieben, und sie sich durch Belohnungen zu wege bringen können.

Umschreibung des 9 Psalms.

Ein jeder Schmeichler seines Herrn ist ein Verräther desselben. Die Treulosigkeit, die sie betriegt, ist eben so strafbar, als diejenige, die sie vom Throne stürzet. Die Wahrheit ist die erste Pflicht, die man ihnen schuldig ist. Zwischen der Untreue eines Schmeichlers und der Untreue eines Rebellen, ist kein großer Unterschied. Man hält nicht mehr über Ehre und Pflicht, so bald man nicht mehr über die Wahrheit hält, welche die einzige Ehre des Menschen, und der Grund aller Pflichten ist. Eben die Ehrlosigkeit, mit welcher die Verrätherey und die Empörung bestraft wird, sollte auch die Strafe der Schmeicheley seyn. Die öffentliche Sicherheit muß den Fehler der Gesetze ersetzen, welche sie nicht unter die großen Laster gezählet haben, die mit dem Tode zu bestrafen sind. Denn es

ist eben so strafbar, wenn man sich an dem Vertrauen der Prinzen vergreift, als wenn man ihre geheiligte Person antastet. Wenn man ihnen die Wahrheit nicht saget: so ist es eben so schlimm, als wenn man es an der Treue fehlen läßt: ja man hat sich vor dem Feinde, der uns öffentlich schaden will, nicht so sehr zu fürchten, als vor dem Schmeichler, der uns zu gefallen suchet. I. Th. 3r. S.

Wir reden jederzeit vor einem Ehrgeizigen von der Liebe zur Ehre, und von dem Verlangen sich in die Höhe zu schwingen, als von den einzigen Neigungen, welche große Männer hervorbringen. Wir schmeicheln seinem Stolze. Wir machen seine Begierden durch eine schmeichelhafte Hoffnung und durch seltsame Vorherverkündigungen rege. Wir unterhalten seine falschen Vorstellungen mit Erdichtungen und Hirngespinnsten, an welchen er sich beständig ergötzet. Wir beklagen zwar wohl die Menschen bisweilen überhaupt, daß sie sich um Dinge, die von einem blinden Ungefähr abhängen, und welche uns der Tod über lang oder über kurz rauben wird, so viel Mühe geben; aber wir unterstehen uns nicht den Thoren zu tadeln, der seine Ruhe, sein Leben und sein Gewissen einer solchen nichtigen und vergänglichen Sache aufopfert.

Reden wir mit einem Rachsüchtigen: so suchen wir seine Empfindlichkeit und seinen Zorn zu rechtfertigen. Wir machen, daß er sich sein Laster nicht so groß vorstellet, indem wir ihm zu erkennen geben, seine Klagen wären gerecht, und wir schonen seiner Leidenschaft, indem wir das Unrecht seines Feindes vergrößern. Wir sagen vielleicht wohl, man müsse vergeben; allein wir unterstehen uns nicht hinzuzusetzen, der erste Grad der Vergebung bestehe darinnen, daß man von dem Unrechte, welches uns ist angethan worden nicht mehr rede.

Einem

Einem Hofmanne, der wegen seines Glücks misvergnügt, wegen des Glückes anderer aber eifersüchtig ist, stellen wir seine Nebenbuhler eben nicht auf die beste Art vor. Wir wissen ihre Verdienste und ihre Ehre auf eine geschickte Art zu verdunkeln, damit sie dem Eifersüchtigen, mit welchem wir reden, nicht auf eine verdrüßliche Art in die Augen fallen mögen. Wir verringern und verdunkeln den Glanz ihrer Geschicklichkeiten und Dienste; und durch dieses ungerechte Verfahren vermehren wir seine Leidenschaft; wir helfen ihn vollends ganz und gar verblenden, und machen, daß er die Ehre, die andern wiederfährt, als eine solche ansieht, die man ihm raubet.

Haben wir mit einem Verschwender zu thun: so nennen wir seine Verschwendungen ein edelmüthiges und prächtiges Wesen. Die Härte und Kargheit eines Geizigen heißt eine kluge Mäßigung und Häuslichkeit. Befinden wir uns bey einem Vornehmen: so sind wir allemal bereit, seine Vorurtheile und Irrthümer zu vertheidigen. Wir halten seine Leidenschaften, wie sein Ansehen, in Ehren, und seine Vorurtheile werden allemal die unsrigen. VII. Th. 116-118. Seite.

Die angenehmen Rathschläge sind selten nützliche Rathschläge; und das, was den Regenten wohlgefällt, ist gemeiniglich das Unglück der Unterthanen. Durch die Schmeicheleyen werden die Laster der Großen gestärket; es werden so gar ihre Tugenden dadurch verderbet. Und was für ein Hülfsmittel kann wohl für solche Leidenschaften noch übrig seyn, welche mit nichts als Lobreden umgeben sind. Ach! sollten wir wohl diejenigen von unsern Fehlern, die man lobet, hassen und verbessern, da wir zu solchen, die man tadelt, in uns selbst nicht nur Neigung, sondern auch so gar Gründe, die sie rechtfertigen, finden? Wir selbst

vertheidigen unsere Laster gegen uns; werden wir nicht vielmehr betrogen seyn, wenn alle, die um uns herum sind, uns dieselben als Tugenden vorstellen? I. Th. 27. 28. S.

Das heißt der Ehre eines Fürsten dienen, wenn man seinen Leidenschaften nicht dienet. O es ist etwas schönes, wenn man das Herz hat, sich vielmehr seinen Unwillen zuzuziehen, als die Treue, die man ihm geschworen hat, zu verletzen. Und wenn sich die Fürsten auf einen getreuen Freund Rechnung machen können: so müssen sie ihn unter denen suchen, die sie dergestalt geliebet haben, daß sie sich das Herz genommen, ihnen bisweilen zu misfallen. Je größer die Anzahl derer ist, die ihnen unaufhörlich ihren Beyfall ertheilen; desto größere Achtung müssen sie gegen einen tugendhaften Mann hegen, der sich nicht zu den öffentlichen Schmeichlern gesellet. Allein, diese heldenmüthige Treue ist an den Höfen etwas seltenes. So steht es um die Monarchen: Eben die Macht, welche die Schmeichler um sie vermehret, vermindert auch bey ihnen die Anzahl der Freunde. I. Th. 176. S.

Der Geist der Welt weiß von nichts, als von Demüthigung, Hochachtung, Gefälligkeit, Aufmerksamkeit und Behutsamkeit. Man muß niemals einen eigenen Gedanken haben, sondern allezeit wie der größte, oder doch wenigstens wie der stärkste Haufe denken. Man muß, so zu sagen, allezeit Stimmen in Bereitschaft haben, und, um sie von sich zu geben, nur auf den Augenblick, da sie angenehm seyn können, warten. Man muß zu einem bösen und gotteslästerlichen Ausdrucke lächeln, einem wohlversteckten Zoten seinen Beyfall ertheilen, seine Ohren an die empfindlichsten und grausamsten Verläumdungen gewöhnen, und der Ehrsucht und Begierde sich empor zu schwingen, Lobsprüche beylegen können. Mit einem Worte,

te, wenn man in der Welt leben will: so muß man denken, oder wenigstens reden, wie die Welt. Man nimmt nach und nach, und ohne daß man es selbst gewahr wird, an den Vorurtheilen, den Entschuldigungen, und den nichtigen Gründen, derer sich die Weltmenschen zur Rechtfertigung ihrer Misbräuche bedienen, Theil. Je öfter man sie besucht, desto weniger strafbar scheinen sie zu seyn. Man vertheidiget so gar bey nahe ihre Weichlichkeit, ihre Trägheit, ihren Stolz, ihren Ehrgeiz, ihren Haß, und ihre Eifersucht. Man gewöhnt sich, allen diesen Leidenschaften, nach Art der Welt, gelinde Namen beyzulegen. Und wir verharren bey diesem neuen Lebenswandel, weil er durch den Beyfall der Weltkinder gebilliget wird; weil die Welt unserer Niederträchtigkeit und Feigheit die schönen Namen der Mäßigung, eines hohen Geistes, der Klugheit der Welt, und der Geschicklichkeit die Tugend liebenswürdig zu machen; dem gegenseitigen Verhalten aber die verhaßten Namen der Schwachheit, der Grobheit, der Ausschweifung und der Härtigkeit beylegt, welches nur allein vermögend wäre, von dem Guten zu entfernen, und die Gottseligkeit entweder verhaßt, oder verächtlich zu machen. Man geht also aus Erkenntlichkeit ganz höflich mit einer Welt um, welche unserer Zaghaftigkeit alle Ehre, die der Klugheit gebühret, erweiset. Man hält sie für unschuldiger, seitdem sie angefangen hat uns höher zu schätzen. Man läßt ihren Lastern weit mehrere Gnade wiederfahren, seitdem sie selbst unsere Laster in Tugenden verwandelt hat. XI. Th. 65. 67. S.

Ein einziger getreuer Unterthan erhält oftmals die Glückseligkeit eines Reiches und die Ehre eines Regenten. Es ist aber auch nur ein einziger Schmeichler nöthig, die ganze Ehre eines Fürsten zu Schanden zu machen, und ein

Reich in Unglück zu bringen. In Wahrheit, die Schmeichelen gebieret den Stolz, und der Stolz ist allemal die gefährliche Klippe aller Tugenden. Indem der Schmeichler den Großen die löblichen Eigenschaften beyleget, die ihnen fehlen: so machet er damit, daß sie auch so gar diejenigen verlieren, die sie von der Natur erhalten haben. Er verwandelt die Neigungen, welche Tugenden von ihnen hoffen ließen, in Lasterquellen. Aus der Herzhaftigkeit wird Uebermuth. Die Majestät, welche die Geburt einflößt, und einem Regenten sowol ansteht, ist weiter nichts, als ein eitler Stolz, der ihn herunter setzet, und verächtlich machet. Die Liebe zum Ruhme, welche nebst dem Blute der Könige ihrer Vorfahren in ihren Adern fließt, verkehrt sich in eine thörichte Eitelkeit, nach der man die ganze Welt zu den Füßen gebeuget zu sehen wünschet, und nur deswegen zu streiten begehret, damit man die nichtige Ehre zu überwinden, haben möge; dabey man aber anstatt die Feinde zu bezwingen, nur neue erwecket, und die Nachbarn und Bundesgenossen wider sich in den Harnisch bringt. Die Leutseligkeit, welche bey erhabenen Personen so liebenswürdig, und gleichsam die erste Regung ist, die man den Königen von ihrer Kindheit an einzuflößen sucht, erstreckt sich bey verschwenderischen Geschenken und einer allzugroßen Vertraulichkeit nur bis zu einer geringen Anzahl Günstlinge, und läßt bey ihnen weiter nichts, als eine harte Unempfindlichkeit gegen das allgemeine Elend übrig. Selbst die Pflichten der Religion, derer vornehmste Beschützer sie sind, und welche in ihren jüngern Jahren ihre Hauptbeschäfftigung gewesen waren, scheinen ihnen gar bald weiter nichts, als ein kindisches Spielwerk der Jugend zu seyn. I. Th. 28. 29. S.

Je höher ihr erhaben seyd, desto mehr werden eure Leidenschaften durch die künstlichen Lobeserhebungen vor euch verheelet; desto weniger kömmt die Wahrheit vor euch, desto mehr verstellt man sich vor euren Augen, damit man euch selbst vor den eurigen verbergen möge; desto mehr seyd ihr zu beklagen, weil alles, was um und neben euch ist, nur darauf denket, wie es euch hintergehen und entweder seine eigenen Leidenschaften in euch erregen, oder sich nach den euren richten möge. Dieses ist das Unglück der Höfe, und das traurige Schicksal der Großen. Das unschuldige Vergnügen der Aufrichtigkeit, ohne welches in dem Umgange mit den Menschen nichts mehr angenehm ist, ist ihnen untersagt. Sie befinden sich unter Menschen, die sie nicht kennen, welche insgesammt die Maske anlegen, wenn sie sich ihnen nähern, und von welchen sie niemals etwas mehr, als die Kunst und das Aeußerliche sehen. III. Th. 355. 356. S.

Was für eine Strafe für die Fürsten sind nicht die Leute, welche nur deswegen auf der Welt leben, daß sie ihre Leidenschaften billigen, oder ihrer Unschuld Fallstricke legen! Was für ein Unglück ist es nicht für die Völker, wenn sich die Fürsten diesen Feinden ihrer Ehre überlassen, weil sie Feinde der Weisheit und der Wahrheit sind! Die Plagen des Krieges und der Unfruchtbarkeit sind solche Plagen, die bald vorüber gehen; und glücklichere Zeiten bringen gar bald den Frieden und den Ueberfluß zurück. Die Völker werden davon geplaget, aber die Weisheit der Regenten läßt sie Hülfsmittel hoffen. Die Plage der Schmeicheley aber schließt alle Hoffnung besserer Zeiten aus. Sie ist ein solches Unglück für den Staat, aus welchem täglich neue Arten desselben entstehen. Die Unterdrückung der Unterthanen verkündiget noch weit beschwerlichere La-

sten, da sie ihren Oberherren verheelet wird. Das Seufzen, welches die allgemeine Noth auspresset, muß gar bald ein Murren heißen. Die gegründetesten und ehrerbiethigsten Vorstellungen werden von der Schmeicheley für eine strafbare Verwegenheit ausgegeben, und die Unmöglichkeit zu gehorchen, bekömmt hinführo keinen andern Namen, als die Empörung und der böse Wille, der sich widersetzet. I. Th. 26. S.

Wenn die Fürsten von einer ausschweifenden Ehrbegierde eingenommen sind: so wird von jedermann böses Feuer zu Krieg und Verwüstung zugeblasen. Wie viel Völker werden nicht alsdenn ihrem Hochmuthe aufgeopfert! Wieviel allgemeines Elend, wovon sie allein die Urheber sind! Können wohl ihre Thränen jemals die mit dem Blute so vieler Unschuldigen gefärbten Felder abwaschen? und kann wohl ihre Reue einzig und allein den Zorn des Himmels entwaffnen, da sie noch so viel Unruhen und Unglück auf dem Erdboden nach sich läßt? Hat die Liebe zur Wollust den Vorzug vor der Ehrbegierde bey ihnen: so steht alsdenn alles zu ihren Leidenschaften bereit. Alles bemühet sich ein Diener derselben zu seyn; alles erleichtert ihren Fortgang, alles erwecket ihre Begierden; alles hilft die Lust befördern. Nichtswürdige Unterthanen begünstigen sie; die Schmeichler legen ihr Ehrentitel bey; profane Schriftsteller besingen sie, und schmücken sie aus; die Künste erschöpfen sich, um das Vergnügen zu verändern, und zuvervielfältigen; alle Gaben, welche von dem Urheber der Natur zur Ordnung und zur Auszierung der Gesellschaft bestimmt sind, dienen weiter zu nichts, als zur Beförderung des Lasters. I. Th. 11. 12. S.

Die Religion macht einzig und allein wahre und aufrichtige Menschen; Menschen, welchen die Ausschweifun-

gen der Großen viel zu sehr zu Herzen gehen, als daß sie dieselben loben sollten. Sie wünschen ihre Seligkeit viel zu brünstig, als daß sie durch schmeichelhafte Rathschläge an ihrem Untergange Theil haben sollten. Sie haben schweigen gelernet, weil es nicht allemal Zeit zu reden ist. Wenn sie aber reden: so geschieht es in keiner andern Absicht, als der Wahrheit die Ehre zu geben, und das Laster trifft bey ihnen niemals, weder die niederträchtigen Schmeicheleyen, die es bewundern, noch die künstlichen Milderungen, die es rechtfertigen, an. Die Großen lernen von ihnen dasjenige, was ihnen die Menge der Schmeichler, die sie umgiebt, verheelet. Sie allein erkühnen sich, ihnen zu widersprechen, und sich der Wahrheit wider sie anzunehmen; weil sie allein nicht befürchten, sich weniger angenehm zu machen, wenn sie sich nur nützlicher machen. Sie allein bemühen sich nicht die Neigungen der Großen in der Absicht kennen zu lernen, damit sie ihnen ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art ertheilen mögen: sondern sie machen sich ihre Pflichten bekannt, damit sie ihre Neigungen nach denselben einrichten mögen, weil sie allein ihre Person mehr, als ihren hohen Stand lieben, und von ihrer Seligkeit mehr, als von ihren Wohlthaten gerühret werden. III. Th. 355. S.

Die Prinzen werden gemeiniglich tugendhaft, und mit solchen Neigungen, die ihrem Blute anständig sind, geboren. Die Geburt giebt sie uns so, wie sie seyn sollten; aber bloß die Schmeicheleyen machen sie so, wie sie sind. Da sie nun durch die Lobreden verderbt sind: so untersteht man sich nicht mehr, die Sprache der Wahrheit mit ihnen zu reden. Ihnen allein ist dasjenige in ihrem Staate unbekannt, was sie allein wissen sollten. Sie schicken Gesandte ab, damit sie von dem geheimsten Dingen und Be-

geben,

gebenheiten der entferntesten Höfe und entlegensten Königreiche Nachricht erhalten mögen: aber niemand untersteht sich ihnen dasjenige zu berichten, was in ihrem eigenen Königreiche vorgeht. Die schmeichlerischen Reden belagern ihren Thron, bemächtigen sich aller Zugänge, und verstatten der Wahrheit nicht den geringsten Zutritt. Es ist also der Monarch der einzige Fremdling unter seinem Volke. Er glaubet, daß er die geheimsten Triebfedern seines Reichs in den Händen habe und regiere, und weiß doch die öffentlichen Begebenheiten desselben nicht. Man verheelet ihm seinen Verlust; man vergrößert ihm seine Vortheile: man verringert ihm das öffentliche Elend; man spottet seiner, je mehr man ihn verehret. Er sieht nichts mehr so, wie es ist: sondern es scheint ihm alles so zu seyn, wie er es wünschet. I. Th. 29. 30. S.

Von

Von der Verstellung.

Nichts würde dem Menschen schwerer fallen, als wenn er sich so zeigen sollte, wie er wirklich beschaffen ist. Da der Stolz unsere stärkste Leidenschaft ist, uns aber doch auch, wegen der innerlichen Empfindung unserer Mängel und Gebrechen nicht unbekannt seyn kann, daß, wenn wir uns so zeigten, wie wir wirklich beschaffen sind, wir höchst verachtungswürdig seyn würden: so pflegen wir insgesammt das, was in uns vorgeht zu verheelen. Unser ganzes Leben ist fast nichts anders, als eine unaufhörliche Verstellung. Wir spielen in allen unsern Handlungen die Person eines andern; und was wir von uns selbst blicken lassen, ist niemals unsere wahre Person. So sieht es um den Menschen aus. Da er als ein stolzes und elendes Geschöpfe auf die Welt gekommen ist: so kann er nicht anders groß scheinen, als wenn er sich nicht als denjenigen zeiget, der er wirklich ist; und die Verstellung ist die einzige Stütze seiner Eitelkeit. III. Theil, 16. Seite.

Wir hören bisweilen, daß sich diejenigen, welche große Ehrenstellen bekleiden, über unendliche Unruhen, die von ihren Aemtern unzertrennlich sind, beklagen; daß sie nach der Ruhe seufzen; das Schicksal eines ruhigen Privatlebens beneiden, und beständig sagen: es werde

endlich einmal Zeit, für sich zu leben, nachdem sie so lange Zeit für andere gelebet hätten. Allein, dieses sind weiter nichts, als bloße Reden. Sie scheinen unter der Last der Geschäffte, die auf ihnen liegen, zu seufzen, aber die Last der Ruhe und des Privatlebens würde ihnen noch weit beschwerlicher und schmerzhafter fallen. Sie haben einen Theil ihres Lebens angewendet, sich um die Unruhe zu bewerben, die mit öffentlichen Ehrenämtern verbunden ist; und den andern Theil wenden sie an, sich über das Unglück, sie erhalten zu haben, zu beklagen. Es ist dieses eine Sprache der Eitelkeit. Sie wollen gern das Ansehen haben, als ob sie sich weit über ihre Glücksumstände erhoben hätten, und haben sich doch nicht einmal über den kleinsten Unglücksfall, und die geringste Widerwärtigkeit, die ihnen bevorsteht, erhoben. V. Th. 220. S

Von der Verläumdung.

Die Verläumdung ist ein Laster, welches niemals ein Umstand entschuldigen kann. Nichts desto weniger ist es dasjenige Laster, welches man am meisten vor sich selbst zu verheelen sucht, und dem heute zu Tage so wohl die Welt, als die Frommen, sehr viele Gnade wiederfahren lassen. Es kömmt aber dieses nicht daher, als ob der Charakter eines Verläumders bey den Menschen nicht verhaßt wäre; sondern man begreift unter dieser Anzahl nur gewisse Verläumder von einer gröbern und boshaftern Art, die ohne Kunst und ungescheut verläumden; und welche, ob sie gleich boshaft genung sind zu tadeln, dennoch nicht Geschicklichkeit genug besitzen, sich beliebt zu machen.

Die Zunge des Verläumders ist ein verzehrendes Feuer, welches alles, was es ergreift, verderbet; das seine Wuth an dem guten Korne eben so sehr, als an der Spreu, und an den Unheiligen eben so, wie an dem Heiligen, ausläßt; welches allenthalben, wo es nur hinkömmt, nichts als Zerstörung und Verwüstung anrichtet; so gar bis in das Innerste der Erde hineindringt, und auch die verborgensten Sachen nicht unberührt läßt; dasjenige, was uns nur vor kurzer Zeit so herrlich und köstlich zu seyn schien,

schien, in Staub und Asche verwandelt; auch so gar zu der Zeit, da es verborgen und ganz verloschen zu seyn scheint, auf eine weit heftigere und gefährlichere Art, als jemals wirket; das, was es nicht verzehren kann, schwarz machet, und bisweilen, ehe es schadet, glänzet und gefällt. Es giebt eine Art von Verläumdern, welche die Verläumdung verdammen, und ihr doch ergeben sind; die ihren Nächsten ungescheut lästern, und sich noch dabey viel wissen, daß sie es nicht ärger machen; ja die so gar mit ihren Pfeilen das Herz verletzen; dennoch aber, weil diese sehr scharf sind, die Wunde nicht sehen, die sie gemacht haben.

Die Verläumdung ist ein Zusammenfluß von Ungerechtigkeit; ein niederträchtiger Neid, welcher, weil er dem Nächsten seine Naturgaben, oder seinen Wohlstand misgönnet, diesen tadelt, und sich alle Mühe giebt, sie auf alle Art und Weise zu verdunkeln; ein verstellter Haß, welcher die geheime Verbitterung des Herzens in allen Worten merken läßt; eine unanständige Falschheit, welche öffentlich lobet, ingeheim aber lästert; eine schändliche Leichtsinnigkeit, die sich nicht überwinden kann, ja nicht einmal über ein Wort Herr ist, und welche oftmals ihr Glück und ihre Ruhe einem unvorsichtigen Tadel, der ein Vergnügen erwecken kann, aufopfert; eine unempfindliche Grausamkeit, die ihren abwesenden Nächsten tödtet; und eine Ungerechtigkeit, vermöge welcher wir ihm das Liebste und Angenehmste rauben.

Woher kömmt es, daß wir allezeit nur eine gewisse Person tadeln, und daß wir uns niemals auf eine angenehmere und scharfsinnigere Art ergötzen, als wenn wir an ihre Fehler gedenken? Sollte es nicht eine geheime Eifersucht seyn? Sollten nicht etwan ihre Naturgaben, ihr Glück, ihre Gunst, ihre Ehrenstelle, und ihr Ansehen einen

nen weit größern Eindruck in uns machen, als ihre Fehler? Würden wir sie wohl unseres Tadels würdig achten, wenn sie nicht so gute Eigenschaften besäße, welche sie über uns erheben? Würden wir wohl ein so großes Vergnügen empfinden, ihre schwache Seite zu zeigen, wenn nicht ein jeder so viel Gutes an ihr wahrnähme? Woher kömmt es, daß wir einem jedweden andern Menschen seine Fehler weit eher übersehen? daß wir sonst alles entschuldigen; hier aber in unserem Munde alles zu Gifte wird? Wir versichern, es geschähe weder aus Haß, noch aus Feindschaft gegen unsern Nächsten; ich will dieses zugeben: allein, sollten nicht etwan unsere beißenden Reden aus noch niederträchtigern und schändlichern Bewegungsgründen herrühren? Suchen wir nicht etwan unsern Nächsten vor einem Großen, der ihm nicht gut ist, zu tadeln? Wollen wir uns nicht etwan beliebt machen, indem wir unsern Bruder lächerlich und verächtlich machen? Opfern wir nicht sein Ansehen unserem Glücke auf? Und wollen wir uns nicht gefällig machen, indem wir einen Menschen, welcher misfällt, lächerlich machen? Die Großen sind zu beklagen, so bald sie sich einem so ungerechten Hasse und Abscheue überlassen. Man kann auch so gar in der Tugend, welche ihnen misfällt, gar bald Laster finden. IV. Th. 207 = 216. S.

Es giebt Leute, welche böse Gesellschaften aufrichten, in denen der gute Name ihres Nächsten ohne Barmherzigkeit durchgezogen wird. Ihre Tugend selbst ist allda vor ihrem boshaften Tadel nicht sicher; und die spitzigsten Pfeile sind wider die Tugendhaftesten gerichtet. Es sind dieses blutige Gesellschaften, in welchen die Wunden, die ihre Zungen der reinsten Unschuld schlagen, ein Schauspiel werden, das ihnen die lange Weile verkürzet, und woran

sie sich bey ihrem Verdrusse ergötzen. Sie erinnern uns jener schrecklichen und entsetzlichen Spiele des Heidenthums, da sich die Menschen ein Vergnügen daraus machten, wenn sie sich bey schändlichen Schaubühnen einfinden, und allda mit ansehen konnten, wie andere Menschen einander tödtliche Wunden versetzten, und gar um das Leben brachten, um den Zuschauern ein Vergnügen zu erwecken. Grausames Vergnügen! Es muß den Nächsten sein Blut und seine Ehre kosten, wenn sie sich ergötzen sollen; und derjenige, welcher ihm den Dolch am geschicktesten und tiefsten in die Brust stößt, ist der, welcher so wohl öffentlich, als von dieser bösen Gesellschaft gelobet wird.

Umschreibung des 15. Psalms.

Die Verläumdung ist ein unruhiges Uebel, welches in der Gesellschaft Unordnung anrichtet; an den Höfen und in den Städten Uneinigkeiten erwecket; die genauesten Freundschaften zerstöret; die Quelle des Hasses und der Rachgierigkeit ist; allenthalben Unordnung und Verwirrung anrichtet; und überall eine Feindinn des Friedens, der Sanftmuth, und Höflichkeit ist. Sie ist eine Quelle voll tödtliches Giftes; alles, was von ihr herkömmt, ist vergiftet, gleichwie sie alles, was um sie herum ist, vergiftet. Es sind so gar ihre Lobeserhebungen vergiftet, ihr Beyfall ist boshaft, und ihr Stillschweigen strafbar; ihre Mienen, ihre Bewegungen, ihre Blicke, alles hat seinen Gift, und breitet ihn nach seiner Art aus.

Die mit dem Laster bekannt gewordene Welt, und welche, weil sie sieht, daß die abscheulichsten Laster, die Laster des größten Haufens sind, wird von demselben fast nicht mehr gerühret, und nennet die Verläumdungen, welche die schändlichsten und strafbarsten Schwachheiten betref

betreffen, etwas geringes. Der Verdacht einer Untreue in dem Ehestande ist keine wirkliche Beschimpfung mehr; sondern man treibt nur seinen Spott damit, und lachet darüber. Einem Hofmanne Treulosigkeit Schuld geben, heißt nicht mehr seine Ehre angreifen; sondern nur, die Versicherungen der Redlichkeit und Aufrichtigkeit, die er uns vorsagt, lächerlich machen. Die reinste Gottesfurcht in den Verdacht der Heucheley setzen, heißt nicht, Gott in seinen Heiligen lästern; sondern es ist eine Spötterey, welche die Gewohnheit eingeführet hat. Mit einem Worte, ausser den Lastern, welche öffentlich gestraft werden, und wodurch wir uns entweder die Ungnade des Landesherrn zuziehen, oder uns um unser Vermögen, und um unser Glück bringen, scheint alles übrige gering zu seyn, und ist gemeiniglich dasjenige, wovon öffentlich gesprochen, und welches auch öffentlich getadelt wird.

Wir setzen zu den Lastern, die wir tadeln, allezeit etwas von dem Unserigen hinzu. Wir geben sie niemals für dasjenige aus, was sie wirklich sind. Wir mischen unsere boshaften Muthmaßungen unter die Erzählung, die wir davon machen. Wir stellen sie in einen gewissen Gesichtspunct, der sie aus ihrem natürlichen Zustande setzet. Wir schmücken unsere Erzählung aus. Und damit wir einen lächerlichen Helden, welcher gefällt, vorstellen mögen: so schildern wir ihn also ab, wie man ihn wünschet, nicht aber so, wie er wirklich ist.

Der Stolz, welcher nicht gern unterthänig ist, suchet sich allezeit schadlos zu halten, indem er an denen, welchen er gehorchen muß; Schwachheiten und Gebrechen wahrnimmt. Je erhabener sie sind, desto mehr sind sie unserem Tadel unterworfen. Ja es ist so gar die Bosheit, in Ansehung ihrer, weit scharfsichtiger. Man verzeiht ih-

nen nichts. Bisweilen sind die, welche sie vor andern mit Wohlthaten überschüttet, oder ihres vertrauten Umgangs gewürdiget haben, diejenigen, welche ihre Unvollkommenheiten und ihre Laster auf die verwegenste Art bekannt machen; und außer dem, daß man die heilige Pflicht der Ehrerbiethung verletzet: so verfällt man auch noch in das niederträchtige und schändliche Laster der Undankbarkeit.

Die unglückseligen Vertrauten, welchen ein Verläumder die Laster seines Nächsten bekannt macht, haben solches ihres Ortes gar bald wiederum verschiedenen andern gesagt, welche nun das, was sie gehöret haben, nicht mehr als ein Geheimniß ansehen, sondern es einem jeden, der ihnen zuerst vorkömmt, bekannt machen. Ein jedweder wird, wenn er es weiter erzählet, neue Umstände hinzusetzen, ein jedweder wird es nach seiner Art zu vergiften suchen, und jemehr man es bekannt machen wird, desto mehr wird es wachsen und zunehmen. Es wird wie ein Funken seyn, welcher, nachdem er von einem heftigen Winde an verschiedene Orte ist getrieben worden, die Wälder und Felder anzündet. Dieses ist das Schicksal der Verkleinerung und Verläumdung. Dasjenige, was wir heimlich und im Verborgenen gesagt haben, war anfangs nichts, und schien unter der Asche erstickt und vergraben zu seyn. Allein, dieses Feuer ist nur deswegen verborgen, damit es sich desto stärker entzünden möge. Dieses Nichts wird etwas wirkliches werden, indem es durch verschiedene Mäuler geht. Ein jedweder wird dasjenige hinzusetzen, was er, nach seiner Leidenschaft, nach seinem Vortheile, nach seiner Gemüthsart, und nach seiner Bosheit für wahrscheinlich halten wird. Die Quelle wird beynahe nicht merklich seyn. Nachdem sie aber in ihrem Laufe durch unzähliche fremde Bäche ist vergrößert worden: so wird der

Strom, der daraus entsteht, den Hof, die Stadt, und das Land überschwemmen; und dasjenige, was anfangs nur ein geheimer und unvorsichtiger Scherz, eine bloße Anmerkung, und eine boshafte Muthmaßung war, wird endlich eine ernsthafte Sache, ein ordentliches und öffentliches böses Geschrey, die Materie aller Gespräche, und eine unaufhörliche Beschimpfung seyn. Werden wir uns wohl der öffentlichen Lästerung widersetzen, und ganz alleine die Lobredner unseres Nächsten werden? Gesetzt, daß wir es thäten: so würde man uns doch für Fremdlinge und Neulinge halten, welche nicht wüßten, was in der Welt vorgienge; und unsere Lobreden, welche viel zu späte kämen, würden weiter zu nichts dienen, als daß sie ihm neue Spöttereyen zuzögen.

Das Aergerniß der Verläumdung ist ein Aergerniß, das uns überleben wird. Die ärgerlichen Historien der Höfe sterben niemals mit ihren Helden. Muthwillige Schriftsteller haben die Stachelschriften, und die Ausschweifungen der Höfe, die vor uns gewesen sind, bis auf unsere Zeiten kommen lassen; und es werden sich auch unter uns freche Schriftsteller finden, welche die künftigen Zeiten von den öffentlichen Gerüchten, von den ärgerlichen Begebenheiten, und von den Lastern der Unsrigen unterrichten werden. IV. Th. 211-229. S.

Von der Wollust.

Die Entsagung der Wollust ist oftmals weiter nichts, als eines von den Verdiensten, die man dem Alter zu danken hat, eine von den späten Regelmässigkeiten, die vielmehr ein Schmuck des Alters, als eine Zierde des Herzens sind; die den Trümmern des Leibes ein Ansehen verschaffen, an statt die Trümmer der Seele wieder herzustellen; woran der Wohlstand mehr Theil, als die Gnade hat; und welche sonst fast nichts tugendhaftes an sich haben, als die Ohnmacht, noch ferner Laster zu seyn. IX. Th. 74. S.

Ehemals verbarg sich die Wollust: heute zu Tage aber macht sie sich eine Ehre daraus, wenn sie sich öffentlich kann sehen lassen. Ehemals war sie ein Werk der Schande und der Finsterniß: itzo aber sucht sie das Licht, und läßt sich, wie es scheint, so gar bey einem Geschlechte, dessen ganzes Verdienst zu allen Zeiten in der Schamhaftigkeit bestanden hat, am hellen Tage sehen. Man sieht unglückselige Weibespersonen ihren Schimpf und ihre Schande, auf eine stolze Weise, an ihrer Stirne tragen; sich eine schändliche Ehre daraus machen, daß es jedermann weiß, wie glücklich der Erfolg ihrer schädlichen Reizungen gewesen ist; welche die schwachen Seelen, die sie in das Garn gelocket haben, für eben so viel Siege und Ehrenzeichen ansehen; die selbst den Vorhang, ohne sich zu schämen, zerreißen, den der Wohlstand bis anher über die Unord-

ordnung gebreitet hatte; und sich, wie es scheint, eben so viel Mühe geben, ihre Schande öffentlich bekannt zu machen, als sich die vorhergehenden Zeiten gegeben hatten, dieselbe zu verbergen. Man sieht, daß die Unverschämtheit etwas wohlanständiges geworden ist; daß man das Unanständige bis zu einem solchen Grade getrieben hat, daß es auch so gar bey denen, welchen es gefallen will, einen Ekel erreget; und daß der Name der Schamhaftigkeit ein solcher ist, den man verachtet und verspottet. X. Th. 93. Seite.

Was für Unruhen haben nicht die unreinen Lüste und Begierden des Fleisches zu allen Zeiten angerichtet? Weil sich der Mensch nicht mehr seiner vortrefflichen Natur und seines heiligen Ursprungs erinnerte: so überließ er sich ohne Bedenken, wie die unvernünftigen Thiere, der Heftigkeit dieser viehischen Neigung. Da er wahrnahm, daß diese in seinem Herzen die heftigste und gemeinste unter seinen Neigungen war: so hielt er sie auch für die unschuldigste und rechtmäßigste. Und damit er ihr ein noch desto grösseres Ansehen verschaffen möchte: so mengte er sie so gar unter seinen Gottesdienst, und erdichtete sich unreine Götter, in derer Tempeln dieses schändliche Laster das einzige Opfer war, welches er auf ihren Altären brachte. Weil auch so gar ein Philosoph, welcher sonst einer der Weisesten unter den Heiden war, befürchtet hatte, der Ehestand möchte dieser beklagenswürdigen Leidenschaft gewisser maßen Einhalt thun: so wollte er diese heilige Verbindung abschaffen; unter den Menschen, wie unter den Thieren, eine viehische Vermischung einführen, und das menschliche Geschlecht nicht anders, als durch Laster und Schandthaten vermehren. Je allgemeiner dieses Laster wurde, desto weniger wurde es für ein Laster gehalten. Aber was für Un-

glück hatte es nicht auf der Welt angerichtet? Auf was für eine wüthende Art hatte es nicht ein Volk wider das andere, einen König wider den andern, einen Freund wider den andern, und einen Bruder wider den andern in die Waffen gebracht? Wie hatte es nicht allenthalben Unruhen und Blutvergießen angerichtet, ja die ganze Welt in Bewegung gebracht? Die zerstörten Städte, die blühendesten, aber auch in Verfall gerathenen Reiche, und die entrissenen Zepter und Kronen waren die öffentlichen und betrübten Denkmäler, die ein jedwedes Jahrhundert aufrichtete, damit es, wie es scheint, das betrübte Andenken von den Widerwärtigkeiten, welche dieses Laster dem menschlichen Geschlechte unaufhörlich zugezogen hatte, auf die Nachkommen fortpflanzen möchte. Ja es war selbst für denjenigen, der sich ihm damals gänzlich überließ, eine unerschöpfliche Quelle von Unruhen und von Verdrusse. Es versprach den Frieden und die Ergötzlichkeiten. Aber die Eifersucht, der Verdacht, die Wuth, die Ausschweifungen, der Ekel, die Unbeständigkeit und der Verdruß folgeten ihm allezeit auf dem Fuße nach; so daß, weil es auch so gar durch die Gesetze, die Religion, und das allgemeine Beyspiel unterstützet wurde, die einzige Liebe zur Ruhe, in diesen finstern und verderbten Zeiten, nur eine kleine Anzahl weiser und kluger Männer davon zurücke hielt. VII. Th. 25. 26. S.

Vergeblich hat die Welt der Wollust scheinbare Namen beygeleget. Vergeblich hat sich die Gewohnheit bemühet, ihr, durch die Pracht der Schaubühnen, durch die Zubereitung der Schauspiele, durch die zärtlichen Gedanken, und durch die ganze Kunst einer geilen Poesie, ein Ansehen zu verschaffen. Vergeblich beschimpfen weltliche Schriftsteller ihre Federn, und ihre Geschicklichkeit, durch schänd-

schändliche Vertheidigungen dieses Lasters. Die Lobeserhebungen, die man ihm beyleget, haben eben so wenig etwas wirkliches, als die Schaubühnen selbst, wo man sie bekannt macht. Auf den fabelhaften Schaubühnen ist es die Leidenschaft der Helden, und die Schwachheit großer Seelen. Wenn man aber von denselben hinweggeht, ich will sagen, wenn man die Sache nach der Wahrheit und Wirklichkeit betrachtet, nach dem gemeinen Lebenswandel: so ist es eine Heruntersetzung, die den Menschen beschimpfet. Es ist ein Schandfleck, der die größten Thaten verächtlich macht, und das schönste Leben der Welt mit einer Wolke bedecket. III. Th. 253. S.

Wir halten einen unordentlichen Lebenswandel für ein Schicksal des Alters. Wir halten der Jugend das Laster zu gute. Es scheint, als ob es eine Zeit für die Leidenschaften gäbe, und als ob die Ordnung und die Schamhaftigkeit nur alsdenn eine Tugend würden, wenn uns ein reiferes Alter dieselben, als eine Nothwendigkeit, oder wenigstens als einen Wohlstand vorschrieben. Man sagt täglich, man müsse der Jugend etwas zu gute halten. Ist denn also die Zeit der Gefährlichkeiten diejenige, zu welcher man sich am wenigsten vor ihnen zu fürchten hat? Geben uns die weit lebhaftern Leidenschaften ein Recht, uns vor allem, was sie unterhält und erreget, weniger in Acht zu nehmen? Ueberdieses, hören wohl unsere Leidenschaften mit der Jugend auf? Lassen nicht die ersten Unordnungen eine Schwachheit zurück, die mit den Jahren immer grösser zu werden scheint? Und ist nicht die Gebrechlichkeit eines lasterhaften Alters fast allemal die Frucht und die Strafe für die Frechheit der Jugend? Will nicht ein weltlich gesinntes Frauenzimmer noch immer der Welt gefallen, ob sie gleich nur ein Gespött, oder ein Abscheu derselben ist?

Suchet sie nicht noch immer Blicke, die sie fliehen? Bemühet sie sich nicht noch immer ein verfallenes und veraltetes Gesicht durch Kunstgriffe zu verjüngen, die mehr ihre Jahre, als ihre Reizungen an den Tag legen? Verschaffet sie sich nicht noch immer eine geborgte Jugend, die sonst keine, als ihre Augen betriegt? Ja erkaufet sie sich nicht vielleicht strafbare Besuche, die sie nicht mehr zu verdienen im Stande ist? Wird nicht eine schimpfliche Wahl die Zuflucht ihrer ungeziemenden Schwachheit? Und hat wohl das Alter, indem es ihre Gesichtszüge verändert, etwas an ihrem schändlichen Charakter geändert? X. Th. 89. 90. Seite.

Was kann man wohl der Wollust abschlagen, wenn sie einmal die Herrschaft über ein Herz erlanget hat, und man ihr Sclave geworden ist? Die Ehre, die Vernunft, die Billigkeit, unser Ansehen, ja so gar unser eigenes Beste mögen sich immerhin dem, was sie verlanget, widersetzen; alle ihre Erinnerungen machen einen gar zu schlechten Eindruck, und es findet nichts einiges Gehör. Bittet einmal einen Mann, der in einem öffentlichen Ehrenamte steht, um eine ungerechte Gnade, die dem Volke zur Last, und dem Staate zum Schaden gereichet. Seine Ehrenstelle, sein Gewissen und sein Ansehen werden ihn vergeblich davon abzuhalten suchen. Wenn es aber die Wollust haben will: so muß alles nachgeben, und ihr könnet gewiß versichert seyn, daß ihr eure Bitte erlangen werdet. Bittet einen Großen um die Ungnade und den Untergang eines Nebenbuhlers, der unschuldig ist, und dessen ganzes Verbrechen in seinen Verdiensten besteht. Vergeblich wird jedermann wider eine solche Ungerechtigkeit schreyen. So bald es die Wollust verlanget, wird eure Bitte erhöret. Hat ein vornehmer und angesehener Mann das Unglück,

glück, einer geliebten Person zu misfallen: so reden seine Geschicklichkeiten, seine Dienste und seine Redlichkeit vergebens für ihn. Es ist umsonst, daß der Staat von seiner Entfernung Schaden leidet. Die Wollust will es haben; er muß also aufgeopfert werden; und der Fürst wird sich lieber durch die Aufopferung eines getreuen und dem Staate nützlichen Dieners, die allgemeine Verachtung und den allgemeinen Unwillen zuziehen, als den schändlichen Gegenstand seiner Leidenschaft nur einen Augenblick betrüben. Schlaget ihm aber auf der andern Seite einen unwürdigen Unterthan vor, der weder Tugend noch Geschicklichkeiten besitzt, dessen sich auch so gar die Ehre eines Volkes schämen würde, ihn eine Ehrenstelle bekleiden zu sehen, und dessen Ungeschicklichkeit dem öffentlichen Wohlstande zuwider seyn würde: so wird er doch zu den höchsten und wichtigsten Aemtern geschickt, so bald ihn die Wollust dazu bestimmt. Der Staat mag immerhin in seinen Händen zu Grunde gehen, das Regiment mag durch ihn beschimpfet werden, die Fremden mögen darüber spotten, und die Unterthanen murren, die Wollust wird ihn auf den höchsten Gipfel der Ehre erheben, und keinesweges befürchten, daß sie durch eine solche seltsame und ungerechte Wahl das Aufsehen und das Aergerniß, welches das Laster anrichtet, vermehren werde. VIII. Th. 286. 287. S.

Man muß ein unreines Vergnügen durch die gezwungensten Maaßregeln erkaufen, und wenn nur das geringste daran fehlet, so ist alles verloren. Man muß die öffentlichen Reden, und das Murren der Bedienten vertragen, man muß den Eigensinn, die Veränderlichkeit, die Verachtung und vielleicht gar die Treulosigkeit des Gegenstandes, der uns gefangen hält, erdulden; wir müssen unsern Pflichten, dem Wohlstande, und unsern Vorthei-

len, die sich niemals mit unsern Ergötzlichkeiten zusammen reimen lassen, Gnüge thun; ja man muß sich *wider* sich selbst zu unterstützen suchen. Der Anfang der Leidenschaft zeiget uns nichts anders, als was reizend und ergötzend ist. Bey den ersten Schritten, die man thut, geht man auf nichts, als auf Rosen. Die erste Raserey dieses Lasters betäubet vornehmlich die Vernunft, und läßt ihr keine Zeit, ihr Elend recht einzusehen. Die Begriffe, die man sich alsdenn von der Leidenschaft macht, sind noch edel und schmeichelnd; die Sprache stimmet mit den Begriffen überein; man kündiget sie einander nur durch erhabene Gedanken, durch das gute Herz, durch die Bescheidenheit, durch die Ehre, durch die Redlichkeit, durch die vorzüglichen Verdienste, und durch die Uebereinstimmung der Neigungen an; alles schmeichelt alsdenn der Eitelkeit noch. Hat aber die Leidenschaft ein wenig nachgelassen; hat man das ungerechte Vergnügen genossen; ist die erste Hochachtung durch den vertrauten und langen Umgang geschwächet worden; sind der Eitelkeit durch alles dasjenige, was die Leidenschaft schimpfliches an sich hat, die Augen geöffnet worden: so kommen die unangenehmen Reden, das öffentliche Murren, die häuslichen Uneinigkeiten, der Verfall des Vermögens, der Verdacht, die Eifersucht, der Ekel, die Untreue, und die Raserey noch darzu. III. Theil. 249. 250. S.

Ein wollüstiger Großer ist viel unglückseliger, und weit mehr zu beklagen, als der Geringste und Verachteste unter dem gemeinen Volke. Alles hilft ihm seine ungerechte Leidenschaft stillen, und alles, was sie stillet, erwecket sie auch. Seine Begierden nehmen mit seinen Lastern zu. Je mehr er sich seinen Neigungen überläßt, desto mehr wird er ein Spiel und Sclave derselben. Sein

Glücks-

Glücksstand bläst ohne Unterlaß das schändliche Feuer an, so ihn verzehret, und läßt es aus seiner eigenen Asche wieder hervor kommen. Die Sinne, welche seine Herren geworden sind, werden seine Tyrannen. Er sättiget sich mit Ergötzlichkeiten, und eben diese Sättigung ist seine größte Strafe. Es entstehen also seine Unruhen aus seinem Ueberflusse. Da seinen immer gesättigten Begierden nichts übrig bleibt, das sie noch begehren könnten: so lassen sie ihn mit sich selbst in einem traurigen Zustande ganz allein. Das Uebermaaß seiner Ergötzlichkeiten vermehret von Tage zu Tage das Leere derselben; und je mehr er davon genießt, desto betrübter und bitterer werden sie. I. Th. 68. Seite.

Man beruft sich, seine Schwachheiten zu entschuldigen, auf das Temperament. Es ist ein Unglück, spricht man, auf eine gewisse Art geboren seyn. Man kann sich kein Herz nach seinem Gefallen machen. Man kann nicht härter, als Erzt seyn, wenn man eine zärtliche und empfindliche Seele mit auf die Welt gebracht hat. Wir treffen Neigungen in uns an, welchen man zwar eine Zeitlang ausweichen, fast unmöglich aber allezeit ganz und gar entgehen kann. Allein, wo ist wohl ein Laster zu finden, welches nicht auf diese Art zu entschuldigen wäre? Setzen nicht alle Laster, auch so gar die abscheulichsten, bey denen, die sie begehen, Neigungen voraus, die sie dazu verleiten? Höret das Laster auf ein Laster zu seyn, so bald es das Herz auf seiner Seite hat? Würde es wohl nöthig seyn, uns dasselbe zu verbiethen, wenn uns nicht ein unglückseliger Geschmack dasselbe liebenswürdig machte? X. Th. 91. 92. Seite.

Dieses ist die Eigenschaft der Wollust. Sie umgiebt die Vernunft mit einer dicken Wolke. Weise, geschick-

schickte und erleuchtete Menschen verlieren hier auf einmal alle ihre Geschicklichkeit und Weisheit. Alle Grundsätze, wornach man seine Handlungen einzurichten pflegte, sind in einem Augenblicke zernichtet. Man macht sich eine neue Denkungsart, aus welcher alle gemeine Begriffe verdammet sind. Es ist nicht mehr die Einsicht und die Klugheit, sondern eine ungestüme Neigung, welche alle Unternehmungen entscheidet und einrichtet. Man vergißt so wohl, was man andern, als was man sich selbst schuldig ist. Man ist in Ansehung seines Glücks, seiner Schuldigkeit, seiner Ehre, seiner Vortheile, ja so gar in Ansehung des Wohlstandes, worauf die übrigen Leidenschaften so eifersüchtig sind, blind; und indem man macht, daß alle Leute auf uns sehen, sieht man sich ganz allein selbst nicht. III. Th. 239. S.

Was ist das Temperament, welches die Abscheulichkeit unserer Fehler in unsern Augen vermindert? Es ist ein langwieriger Gebrauch der Unordnung, der uns dieselbe gleichsam nothwendig gemacht hat. Es ist ein von den Leidenschaften überwundenes Herz, dem die Gelegenheit allemal zum Falle gereichet. Es ist eine schändliche Gebrechlichkeit, die allemal unterliegt, so oft sie widerstehen muß. Es ist ein den Lastern ergebener Wille, welcher, weil er das Joch der Pflichten beständig abwirft, endlich so gar von dem Wohlstande nichts mehr weiß. X. Th. 93. Seite.

Wenn wir die Geschichte der Familien durchsuchen; wenn wir bis auf die Quelle ihres Verfalls zurücke gehen; wenn wir die Asche der großen Häuser, derer Titel und Güter in fremde Hände gekommen sind, durchwühlen; und wenn wir bis zu demjenigen unter ihren Vorfahren hinauf

stei-

steigen wollten, welcher zu dem Unglücke seiner Nachkommen den ersten Grund legte: so würden wir den Anfang davon in der Leidenschaft finden, von welcher ich anitzo rede. Wir würden die Ausschweifungen eines Wollüstigen an der Spitze der langen Reihe von Unglücksfällen wahrnehmen, welche seine Nachkommen betroffen haben. Und ohne den Beweis und die Beyspiele hiervon in den vorigen Zeiten aufzusuchen, wieviel große Häuser, die beynahe in die Vergessenheit gerathen sind, leiden heute zu Tage vor unsern Augen für die Ausschweifungen dieses Lasters? Wieviel schon halb zu Grunde gegangene Häuser sehen täglich mit der Schwelgerey und der verderbten Gesundheit eines ausgelassenen Menschen alle Hoffnung ihrer Nachkommen, und alle Herrlichkeit der Titel zu Grunde zu gehen, welche ihnen eine lange Reihe von Jahrhunderten zuwege gebracht, und die der Tugend ihrer Vorfahren so viel Blut und Arbeit gekostet hatten? III. Th. 247. S.

Wozu ist nicht ein weltlich gesinntes Frauenzimmer, in Ansehung des strafbaren Gegenstandes, der sie eingenommen hat, und gefangen hält, fähig? Was für einen Muth! was für Kräfte! was für Aufopferungen wird man nicht an ihr gewahr! Die Schwierigkeiten machen sie nur desto muthiger. Die Ruhe, die Ehre, die Freyheit, die Gesundheit, das Glück, nichts kann ihrer Leidenschaft widerstehen. Man wird täglich gewahr, daß diese unglückseligen Heldinnen vermögend sind die größten Dinge zu unternehmen. Sie opfern ihrem ungerechten Geschmacke alles auf. Sie treffen in ihrem Geschlechte einen Muth an, der alle menschliche Herzhaftigkeit weit übertrifft. Und nachdem sie die Schamhaftigkeit desselben vergessen haben: so haben

sie auch, wie es scheint, seine Furchtsamkeit und Schwachheit vergessen. X. Th. 102. S.

Es liegt in der Wollust etwas, das der Vortrefflichkeit der Vernunft, und der Hoheit unserer Natur so zuwider ist, daß man sich deswegen seine eigene Schwachheit ohne Unterlaß selbst vorrücket, und sich heimlich schämet, daß man das Joch, das uns drücket, nicht abwerfen kann. Darinnen besteht die Eigenschaft dieses Lasters, daß es in den Herzen eine Traurigkeit zurücke läßt, die es naget, die ihm allenthalben nachfolget, und über alle seine Ergötzlichkeiten eine geheime Bitterkeit ausbreitet. Das Reizende flieht und verschwindet; das unreine Gewissen kann vor sich selbst nicht mehr fliehen; man wird seiner Unruhen müde, und kann ihrer doch kein Ende machen; man hat vor sich selbst einen Ekel, und hat doch das Herz nicht, eine Aenderung vorzunehmen; man wünschet, daß man sein eigenes Herz möchte meiden können, und man trifft sich doch allenthalben an. Die Ergötzlichkeiten, die man genießt, sind nur schnelle und flüchtige Augenblicke; aber die grausamen Gewissensbisse machen gleichsam den dauerhaften Zustand und den Grund des ganzen lasterhaften Lebens aus. III. Th. 248. S.

Was sind die Gelegenheiten, die uns verführen? Sind es die unglückseligen Gaben der Annehmlichkeiten und der Schönheit, womit uns die Natur begabet hat? Aber eben dieses sollte uns desto aufmerksamer machen. Kann man sich wohl mit den Wohlthaten des Schöpfers entschuldigen, wenn man sie wider ihn gebrauchet? Ist nur der Abschaum in der Welt zum Dienste Gottes geschickt? Jedoch noch mehr, ver-

verbinden wir nicht mit den Annehmlichkeiten der Natur eine gefährliche Mine, die sie so wohl andern, als uns selbst schädlich macht? Suchet man nicht den glücklichen Erfolg seiner betrübten Reizungen durch Bemühungen zu befördern, die schon ein Laster für uns sind, ehe sie noch andern Gelegenheit zum Fallen geben? Suchen wir nicht etwann die Gaben, die uns die Natur versagt hat, durch eine Frechheit zu ersetzen, welche dem Herzen allemal ein Gift weit gewisser einflößet, als alle Annehmlichkeiten einer keuschen und schamhaften Schönheit? Und erreget man nicht etwann durch schändliche Unternehmungen da zum voraus strafbare Begierden, wo man sonst kaum eines bloßen Anblickes würde seyn gewürdiget worden? X. Th. 95. Seite.

Von der Freundschaft.

Die drey gemeinsten Grundsätze, welche die Menschen unter einander verbinden, und woraus alle menschliche Vereinigungen und Freundschaften entstehen, sind der Geschmack, die Begierde und die Eitelkeit. Der Geschmack. Man folget einer gewissen Neigung der Natur, welche, weil sie machet, daß wir an gewissen Personen mehr Uebereinstimmung mit unseren Neigungen, und vielleicht auch mehr Gefälligkeit gegen unsere Fehler finden, uns mit denselben verbindet, und die Ursache ist, daß wir in ihrer Gesellschaft ein Vergnügen antreffen, welches sich in der Gesellschaft aller übrigen Menschen in einen Verdruß verwandelt. Die Begierde. Man suchet nützliche Freunde; sie sind unserer Freundschaft würdig, so bald sie zur Beförderung unserer Ergötzlichkeiten, oder unseres Glücks nothwendig werden. Der Eigennutz ist für die mehresten Herzen eine große Lockspeise. Die Titel, die uns mächtig machen, verwandeln sich gar bald in Eigenschaften, die uns liebenswürdig vorstellen; und es fehlet uns niemals an Freunden, wenn wir die Freundschaft derer, die uns lieben, bezahlen können. Die Eitelkeit. Freunde, die uns Ehre bringen, sind uns allezeit lieb und angenehm. Es scheint, als ob wir, indem wir sie lieben, an der Ehre und dem Vorzuge, den sie in der Welt haben, Antheil nähmen. Wir suchen uns, so

zu sagen, mit ihrem Ansehen zu schmücken, und weil wir ihnen an Verdiensten nicht gleich kommen können: so ehren wir uns durch ihre Gesellschaft, damit andere Leute wenigstens denken sollen, es sey zwischen ihnen und uns eben kein gar zu großer Unterschied, und wir liebeten niemanden, als unsers gleichens. II. Th. 110. S.

Es giebt Große, welche zwar mit einigen wenigen guten Freunden vertraut umgehen, aber die übrigen Menschen ihren Stolz und Eigensinn empfinden lassen; und welche alles, was sie schätzbares an sich haben, nur in einer vertrauten Gesellschaft zeigen, ihre Mängel und Gebrechen aber für die übrigen Menschen aufheben.

Die Fürsten und die Großen wissen gemeiniglich nicht viel von dem Vergnügen der Freundschaft, und können die Süßigkeit geliebet zu werden nicht schmecken. Sie schätzen die Menschen nicht hoch genug, daß sie von ihrer Freundschaft könnten gerühret werden. Der Werth der Herzen ist ihnen nicht bekannt genug. Die Schmeicheleyen, die sie seit langer Zeit gewohnt sind, machen sie gegen die wahre Zärtlichkeit ganz unempfindlich. Ihr hoher Stand macht entweder, daß andere Leute nicht vor sie kommen können, oder daß sie dieselben verachten. Sie vermengen die Ehrfurcht, die man dem hohen Stande schuldig ist, mit der Freundschaft, die nur der Person gehöret. Sie sind mehr darauf bedacht, wie sie sich Ehrerbiethung zu wege bringen, als wie sie Herzen gewinnen wollen; oder wenn sie sich ja beliebt zu machen wissen, so pflegen sie doch selbst niemals gar sehr zu lieben. IX. Th. 113. 111. S.

Es fehlet zwar der Größe und Hoheit niemals an Schmeichlern: aber den Großen fehlet es oftmals an Freunden. Da sie nur allein ihr Glück lieben: so liebet man auch nur ihr Glück an ihnen. Die Freundschaft,

dieser süße Trost bey allen Widerwärtigkeiten des Lebens, dieses angenehme Band der Gesellschaft, dieses einzige Vergnügen des Herzens, ist für sie ein beschwerliches Band, und ein Vergnügen ohne Annehmlichkeiten. Und gleichwie sie nur allein um ihrentwillen leben: also liebet man sie auch nur um seinet willen. IX. Th. 64. S.

Die Freundschaft ist fast das einzige Vergnügen, aus dessen Beraubung sich die mehresten Großen eine Ehre machen. Da sie die vorgefaßte Meynung hegen, als ob ihnen die Menschen alles schuldig wären: so glauben sie ihnen selbst nichts schuldig zu seyn, und stehen in den Gedanken, ihr Eifer und ihre Bemühungen würden dadurch zur Gnüge bezahlt, daß sie dieselben um sich litten. Die Freundschaft, welche weit aufrichtiger ist, und sich deswegen nicht so tief erniedriget, und nicht so eifrig ist, als die Schmeicheley, scheint ihnen eine dürre und vertrocknete Ehrerbiethung zu seyn. Auch so gar ihre Neigung und ihr Vertrauen ist nur ein flüchtiger Geschmack, der ihnen gar bald beschwerlich und verdrüßlich fällt, und dessen sie sich, als eines Zwanges entledigen. Da sie sich nun also, so bald sie unter der Menge Menschen, von welchen sie umgeben sind, keine Freunde haben, ganz allein befinden: so bringen ihre Laster Schmeichler, ihre Wohlthaten Undankbare, und ihre Tugenden selbst ungerechte Tadler hervor. Alle übrige Güter haben wir entweder dem Glücke, oder der Geburt; das Vergnügen der Freundschaft aber haben wir nur allein uns selbst zu danken. X. Th. 65. 66. S.

Von

Von dem Unglauben.

Ohne Gott, ohne Gottesdienst, ohne Grundsätze und ohne Hoffnung leben; glauben, daß die größten Schandthaten und die reinesten Tugenden weiter nichts, als Namen und Worte sind, die nichts wirkliches anzeigen, alle Menschen, als die nichtigen und wunderlichen Figuren ansehen, die man auf einem Schauplatze sich bewegen und reden läßt, und welche weiter zu nichts, als zu einem Spielwerke dienen, worüber die Zuschauer spotten; sich selbst als ein Werk eines blinden Ungefährs, und als einen ewigen Besitz des Nichts ansehen; dergleichen Gedanken und Vorstellungen haben, ich weiß nicht was, verdrüßliches und betrübtes an sich, welches die Seele nicht ohne Entsetzen ansehen und betrachten kann; und es ist wahr, daß der Unglaube vielmehr die Verzweifelung des Sünders, als ein Hülfsmittel wider die Sünde ist. VIII. Th. 25. S.

Ein Ungläubiger ist ein Mensch, bey dem man weder Sitten, noch Redlichkeit, noch sonst etwas rühmliches antrifft; der keine andere Regel und Richtschnur, als seine Leidenschaften; kein anderes Gesetz, als seine ungerechten Neigungen; keinen andern Herrn, als seine Begierden; keinen andern Zaum, als die Furcht vor der Obrigkeit; und keinen andern Gott, als sich selbst hat. Er ist ein aus der Art geschlagenes Kind, weil er glaubet, er habe

nur von ungefähr Aeltern bekommen; ein ungetreuer Freund, weil er die Menschen nur als traurige Früchte eines seltsamen und ungefähren Zusammenflusses ansieht, zu welchen er nur auf eine weitläuftige Art gehöret; ein grausamer Herr, weil er sich einbildet, derjenige sey der stärkste und glückseligste, welcher allemal Recht hat. Nach seiner Meynung zwischen den schrecklichsten Lastern, und den reinsten Tugenden kein Unterschied, weil er glaubet, es werde eine ewige Zernichtung gar bald den Frommen und den Gottlosen in einerley Umstände versetzen, und sie in dem Grabe auf immer und ewig vermischen. II. Theil. 91. 92. Seite.

Die Welt ist voll solcher thörichter Leute, denen alles, was sie nicht begreifen können, verdächtig vorkömmt. Sie richten in sich selbst einen gottlosen Richterstuhl auf, den sie noch über das göttliche Ansehen selbst setzen. Sie machen in der Welt eine schreckliche Gesellschaft aus, in welcher sie ihre Gotteslästerungen ingeheim ausschütten. Ihre unreinen Zungen erkennen nichts für heilig. Das ehrwürdige Joch des Glaubens kömmt ihnen als eine kindische Sclaverey vor, welche sich die Schwachheit und der Aberglaube des menschlichen Geschlechtes aufgebürdet hat. Sie wollen selbst die Schiedsrichter ihrer Religion und Pflichten, wie ihres Schicksals seyn. Dieses sind Menschen, welche von der Welt sollten verflucht werden, und dennoch werden sie oftmals als kluge und große Geister geehret; schwache und ausschweifende Menschen, welche in den Finsternissen und unbegreiflichen Abgründen der Gottlosigkeit noch weit weniger sicheres und gegründetes, als in den Glaubenswahrheiten antreffen.

Umschreibung des 25 Psalms.

Es ist nicht die wenige Gewißheit, die man in der Religion antrifft, welche uns Anlaß giebt, den Schluß zu machen, man müsse sich den Ergötzlichkeiten ergeben; sondern es ist ein wollüstiges Leben, das uns, in Ansehung der Religion, ungewiß machet. Es wird also der Glaube nicht eher verdächtig, als wenn er anfängt beschwerlich zu fallen; und der Unglaube hat bis auf diese Stunde noch keinen wollüstigen Menschen gemacht, aber die Wollust hat fast alle Ungläubige hervorgebracht. IV. Theil, 253. Seite.

Welches ist wohl thörichter zu glauben, entweder dieses, daß ein bloßes Ungefähr das menschliche Geschlecht auf den Erdboden gesetzet, und daß der so vortreffliche Bau ihrer Körper seine Einrichtung nur einem ungefähren und seltsamen Zusammenflusse der Materie zu danken habe; oder daß, wenn sie Gott selbst aus dem Nichts hervorgezogen, er sie als unnütze Dinge auf den Erdboden geworfen habe, ohne sich in das, was sie anbetrifft, mischen zu wollen, und sie hier auf der Welt ohne Bestimmung, ohne Gesetz, und ohne Hoffnung herumirren zu lassen, indem sie von der bloßen Hitze ihrer Leidenschaften geleitet würden, und, wie die unvernünftigen Thiere, keinen andern Zaum hätten, als einen viehischen Trieb, und die allgemeine Freyheit demselben Gnüge zu leisten, wenn sich ihnen kein Hinderniß dabey in den Weg legt?

Umschreibung des 25. Psalms.

Es kann der Unglaube durch nichts mehr gedemüthiget werden, als wenn man ihn zu seinem Ursprunge zurückführet. Er wird mit einem falschen Namen der Wissenschaft und des Lichtes belegt; und ist doch ein Kind des Lasters und der Finsternisse. Es ist also nicht die Stärke

der Vernunft, welche unsere Ungläubigen so weit gebracht hat: sondern es ist die Schwachheit eines verderbten Herzens, welches seine höchstschändlichen Neigungen nicht mehr hat überwinden können. Es ist so gar eine Feigheit, welche, weil sie das Schrecken und die Drohungen der Religion nicht mehr mit unerschrockenen Augen ansehen kann, sich aller Sinne zu berauben suchet, indem sie unaufhörlich saget, es wäre eine kindische Furcht. Der Unglaube ist wie ein Mensch, der sich in der Nacht fürchtet, und welcher, indem er ganz allein im Finstern geht, singt, damit er sich einen Muth machen möge. Ein wollüstiger Lebenswandel machet uns allezeit feig und furchtsam; und es rühret nur von einer allzugroßen Furcht vor den ewigen Strafen her, wenn uns ein Freygeist unaufhörlich vorsagt, sie wären zweifelhaft. Er zittert, und will sich gern selbst einen Muth machen. Er kann den Anblick seiner Laster, und der Strafe, welche auf sie wartet, nicht zu gleicher Zeit ertragen. Er ist eine feige Seele, die ihre Furcht hinter einer verstellten Herzhaftigkeit verbirgt. IV. Th. 255. Seite.

Als der Gottlose geboren wurde: so brachte er die Grundsätze der natürlichen Religion, die allen Menschen gemein sind, mit sich auf die Welt. In sein Herz war ein Gesetz geschrieben, das die Gewaltthätigkeit, das Unrecht, die Treulosigkeit, und alles, was man sich selbst nicht will gethan haben, verboth. Diese natürlichen Begriffe wurden durch die Auferziehung gestärket. Man lehrete ihn einen Gott erkennen, denselben lieben und fürchten. Man zeigete ihm die Tugend nach den Regeln. Man machete sie ihm in den Beyspielen liebenswürdig. Und ob sich gleich in ihm Neigungen fanden, die seiner Pflicht entgegen stunden, als er sich von denselben hinreißen ließ: so

ergriff doch sein Herz ingeheim, wider seine eigene Schwachheit, die Partey der Tugend. Auf diese Art lebete anfangs der Gottlose auf der Welt. Er bethete nebst den übrigen Menschen ein allerhöchstes Wesen an. Er ehrete seine Gesetze. Er furchte sich vor seinen Strafen, und erwartete seine Belohnungen. Woher kömmt es denn also, daß er Gott hat verkennen lernen, daß ihm die Laster als menschliche politische Anordnungen, die Hölle, als ein Vorurtheil, das Zukünftige als ein Hirngespinst, die Seele als ein Hauch, der zugleich mit dem Leibe vergeht, vorgekommen sind? Durch was für Mittel und Wege ist er zu einer so neuen und sonderbaren Einsicht gelanget? Je unordentlicher seine Sitten geworden sind, desto verdächtiger sind ihm die Regeln vorgekommen. Je dümmer er geworden ist, desto mehr hat er sich zu überreden gesucht, der Mensch gleiche einem unvernünftigen Thiere. II. Th. 188. 189. Seite.

Man weiß es sich wenig Dank, daß man mit einem schwächern und furchtsamern Gewissen ist geboren worden. Man beneidet das Schicksal derer, welche, wie man glaubt, in der Gottlosigkeit fest und unbeweglich sind, da doch vielleicht diese, welche ingeheim die schrecklichsten Gewissensbisse empfinden, und sich aus einer Standhaftigkeit, die sie nicht besitzen, eine Ehre machen, ihres Ortes unser Schicksal ebenfalls mit neidischen Augen ansehen; weil, indem sie uns nur nach den frechen Reden, die wir führen, beurtheilen, uns für dasjenige halten, was sie selbst in unsern Augen zu seyn scheinen; ich will sagen, für das, was wir nicht sind, und was sie und wir gern seyn wollten. IV. Th. 257. Seite.

Es giebt noch Leute unter uns, die sich beynahe von der Gottheit einen eben so falschen, und eben so nichtigen

Begriff machen, als ehemals die heidnischen Weltweisen davon hatten, die sie, bey allen Vorfallenheiten des Lebens für nichts halten, welche leben, gleich als ob hier auf der Welt alle Dinge von einem blinden Ungefähr, oder von dem Eigensinne der Menschen abhiengen, und welche nur allein das Glück, oder das Unglück für die beyden einzigen Gottheiten erkennen, so die Welt regieren, und von welchen alles, was auf der Welt geschiehet, herrühret: Leute, welche, an statt die Geheimnisse des Zukünftigen in den tiefen und unerforschlichen Rathschlägen der Vorsehung zu verehren, dieselben in lächerlichen und kindischen Prophezeihungen suchen; dem Menschen eine Wissenschaft beymessen, die sich doch Gott ganz allein vorbehalten hat; die, bey einem thörichten Vertrauen auf die Träume eines falschen Propheten, auf die Begebenheiten und Veränderungen warten, welche das Schicksal der Völker und der Reiche entscheiden sollen; und welche auf dergleichen Dinge in Ansehung ihrer selbst, eine eitle Hoffnung gründen, und entweder die Ausschweifung der heidnischen Wahrsager und Zeichendeuter, oder die Ruchlosigkeit der Zauberinn des Sauls, und der Orakel zu Delphos und Dodona, erneuern. VII. Th. 15. 16. S.

Man muß den Unglauben bey den Leidenschaften zu Hülfe rufen; denn sie sind viel zu schwach, als daß sie sich ganz allein sollen erhalten können. Unsere Einsicht, unsere Empfindungen, unser Gewissen, alles bestreitet sie in uns. Man muß sich also nach einer Stütze für sie umsehen, und sie wider uns selbst vertheidigen. Man will nicht, daß Leidenschaften, die uns lieb sind, strafbar seyn sollen; man will aber auch nicht gerne die Vortheile seiner Ergötzlichkeiten wider die Vortheile seines Gewissens unaufhörlich vertheidigen; sondern man will seine Laster ruhig genießen,

und sich von dem beschwerlichen Tadler unaufhörlich befreyen, welcher unaufhörlich in uns die Partey der Tugend wider uns selbst nimmt. Man genießt seine Leidenschaften nur halb, so lange uns die Gewissensbisse das Vergnügen derselben streitig machen. Das Laster kömmt uns viel zu hoch zu stehen, wenn wir es so gar mit Verlust der Ruhe, die wir in demselben suchen, erkaufen müssen. Man muß also entweder seinem wollüstigen Leben ein Ende machen, oder dabey ruhig zu leben suchen. Da es nun aber viel zu viel kosten würde, demselben ein Ende zu machen; und da man auch auf keine andere Weise dabey ruhig leben kann, als wenn man an den Wahrheiten, die uns beunruhigen, zweifelt: so giebt man dieselben sich selbst für zweifelhaft aus; und damit man zur Ruhe kommen möge: so wendet man alle Mühe an, sich zu überreden, man sey ungläubig; ich will sagen, die große Bemühung eines unordentlichen Lebenswandels geht dahin, uns zu dem Verlangen nach dem Unglauben zu verleiten. IV. Th. 256. S.

Man trifft täglich Leute an, welche, weil sie viel zu schwach sind, Gott zu dienen, sich einbilden, sie wären stark, wenn sie sich stelleten, als ob sie ihn nicht kenneten; Leute, denen von der Wissenschaft des Glaubens sonst nichts als die Lästerungen, womit er angegriffen wird, bekannt ist; welche gelernt haben ungläubig zu seyn, ehe sie noch glauben lernen; die nur aus Prahlerey ruchlos sind, und welche oftmals andere zu dem Unglauben verleiten, zu dem sie selbst noch nicht haben gelangen können. IX. Theil, 177. Seite.

Der Gottlose suchet sich zu überreden, es sey kein Gott, damit er bey den Ausschweifungen desto ruhiger leben möge, welche, wie er wohl einsieht, nicht ungestraft bleiben können, wenn ein Rächer des Lasters über uns ist.

Sein

Sein Gewissen und seine Vernunft empören sich ingeheim wider diese Gottlosigkeit. Er kann das Geschrey der Natur nicht ersticken, welches beständig zu ihrem Urheber gerichtet ist. Allein, er hält es für ein Vorurtheil der Kindheit, und für einen Ueberrest der eitlen Furcht, welche vielmehr die Auferziehung, als die Natur, in seiner Seele zurücke gelassen hat. Das Laster weiß sich hier auf der Welt auf keine andere Art zu helfen. Man muß das ganze Joch der Religion abwerfen, wenn man das ganze Joch der Tugend, der Schamhaftigkeit, und der Unschuld ohne Gewissensbisse abschütteln, und die Früchte seiner Laster ruhig genießen will. Die Religion kann bey einem lüderlichen Leben nicht bestehen. Ihre Drohungen vergiften alle strafbare Ergötzlichkeiten. Man muß entweder seinen Ergötzlichkeiten entsagen, oder ohne Unterlaß Gewissensbisse, Furcht und Schrecken empfinden, die uns beunruhigen, und das Herz abfressen. Die Wahl ist gar bald geschehen; man glaubet nichts mehr, und lebet bey seinen Lastern ruhig.

Umschreibung des 9. Psalms.

Warum wünschen denn unsere vermeynten Ungläubigen so sehr wirkliche Ungläubige zu sehen, die bey ihrer Ruchlosigkeit standhaft und unerschrocken sind? Warum suchen sie dieselben auf? Warum lassen sie sie so gar aus fremden Ländern kommen, wie ehemals den Spinosa, den man nach Frankreich kommen ließ, um ihn um Rath zu fragen, und sich mit ihm zu besprechen? Es geschieht solches deswegen, weil unsere Ungläubige in dem Unglauben nicht fest sind; weil sie nirgends jemanden finden, der es wirklich wäre; und weil sie gern, zu ihrer Beruhigung, jemanden antreffen möchten, der ihnen in dieser schrecklichen

Sache wirklich recht fest zu seyn schiene. Sie suchen in dem Ansehen Hülfe und Vertheidigung wider ihr eigenes Gewissen. Und da sie sich nicht erkühnen, ganz allein gottlos zu werden: so erwarten sie von einem Beyspiele, was ihnen ihre Vernunft und so gar ihr Herz versaget. Und hierdurch verfallen sie in eine Leichtgläubigkeit, die weit kindischer und thörichter ist, als diejenige, welche sie den Gläubigen vorwerfen. Spinosa, jenes Ungeheur, welcher, nachdem er verschiedene Religionen angenommen hatte, endlich damit beschloß, daß er gar keine hatte, gab sich keine Mühe, einen offenbaren Gottlosen aufzusuchen, der ihn in der Ruchlosigkeit und Atheisterey verstärket hätte. Er hatte sich das unerforschliche Chaos der Gottlosigkeit, das Werk der Verwirrung und der Finsterniß selbst verfertiget, wo bloß die Begierde, nicht an Gott zu glauben, bey denen, so darinnen lesen, den Verdruß und den Ekel vertreiben kann; wo außer der Gottlosigkeit alles unverständlich ist: und welches, zur Schande der Menschlichkeit, gleich anfangs in eine ewige Vergessenheit würde gerathen seyn, und niemals Leser bekommen haben, wenn es nicht das allerhöchste Wesen angegriffen hätte. Dieser Gottlose, sage ich, lebete ganz im Verborgenen, einsam und stille; seine einzige Beschäfftigung waren seine dunkeln Schriften, und er hatte zu seiner Beruhigung niemanden, als sich selbst, nöthig. Aber diejenigen, die ihn so begierig aufsucheten, die ihn sehen, mit ihm sprechen, und ihn um Rath fragen wollten, diese nichtswürdigen und lüderlichen Menschen waren Thoren, die gern gottlos werden wollten. Weil sie aber in dem Zeugnisse aller Jahrhunderte nicht Ansehen genug fanden, gläubig zu bleiben: so sucheten sie in dem Zeugnisse eines einzigen unbekannten Menschen eines Abtrünnigen von allen Religionen, ein Ansehen, welches

sie in der Gottlosigkeit befestigen, und wider ihr eigenes Gewissen vertheidigen sollte. IV. Th. 278. 279. S.

Man trifft Leute, besonders von einem gewissen Geschlechte an, bey denen die Unwissenheit, in Ansehung verschiedener Dinge, ein Verdienst seyn sollte; bey welchen es wenigstens die Klugheit zu leben und der Wohlstand erforderten, daß, ob man gleich etwas wüßte, man sich doch stellete, als wüßte man nichts; Leute, die von der Religion nicht einmal so viel wissen, als ihnen, zu guter Einrichtung ihrer Sitten, zu wissen von nöthen ist, und dennoch allerley Schwierigkeiten machen, zu viel zu glauben befürchten, bey allen Dingen Zweifel, aber nur in Ansehung ihres Elendes, und der augenscheinlichen Ausschweifung ihres Lebenswandels keine haben. II. *Theil*, 96. 97. Seite.

Es würde für einen eitlen Menschen, der in den Wollüsten ganz ersoffen ist, viel zu betrübt seyn, und zu niederträchtig lassen, wenn er ingeheim zu sich sagen wollte: Ich bin noch viel zu schwach, und den Ergötzlichkeiten noch viel zu sehr ergeben, als daß ich denselben absagen könnte. Bey diesem Vorwande würde er noch alle seine Gewissensbisse behalten. Er kömmt weit eher davon, wenn er zu sich selbst spricht: Es ist nicht nöthig, besser zu leben, weil mit dem Tode alles aus ist. Dieser Vorwand ist weit bequemer, weil er allen Dingen ein Ende machet. Er läßt uns in einem gewissen Zustande, der Unempfindlichkeit verbleiben, welcher machet, daß wir uns nicht selbst untersuchen, und keine gar zu traurigen Betrachtungen über unsere Leidenschaften anstellen. Wir empfinden wenig Gewissensbisse, weil wir voraus setzen, wir wären ungläubig; und weil uns diese angenommene Meynung fast eben die Sicherheit verschaffet, die man bey der wirklichen

Gott-

Gottlosigkeit findet. Wenigstens ist es eine Veränderung, welche die Empfindlichkeit des Gewissens verringert und zurückhält. Und indem sie machet, daß wir uns allezeit für dasjenige halten, was wir nicht sind: so bringt sie es dahin, daß wir leben, als ob wir wirklich dasjenige wären, was wir zu seyn wünschen. Es ist eine Art der Unpartheylichkeit zwischen dem Glauben und der Gottlosigkeit, welche der Unempfindlichkeit sehr wohl gefällt; weil, wenn man eine von beyden Parteyen ergreifen will, Bewegung dazu gehöret. Wenn man aber unparteyisch leben will: so wird weiter nichts erfordert, als an nichts zu gedenken, und zu leben, wie man schon lange gelebet hat. Eine beständige und offenbare Gottlosigkeit hat, ich weiß nicht was, entsetzliches an sich; hingegen zeiget die Religion auf der andern Seite Gegenstände, welche beunruhigen, und sich mit den Leidenschaften nicht vertragen. Was soll man nun zwischen beyden einander entgegen gesetzten Dingen thun, davon das eine der Vernunft, das andere aber den Sinnen zuwider ist? Man bleibt unschlüßig und wankelmüthig. Man genießt unterdessen die Ruhe, die man bey diesem unschlüßigen und gleichgültigen Zustande findet. Man lebet, ohne daß man zu wissen verlanget, wer man sey; weil es viel bequemer ist, nichts zu seyn, und zu leben, ohne zu denken, und ohne sich zu kennen. IV. Theil, 258-260. Seite.

Wir treffen Leute an, welchen alles dasjenige, was der Unglaube dem Glauben schwaches und thörichtes entgegensetzet, allezeit als wahrscheinlich und überzeugend vorkömmt; die durch den ersten nichtigen Zweifel, den ein Gottloser vorbringt, ganz außer sich gesetzt werden, denen es ist, wie es scheint, ein Vergnügen seyn würde, wenn die Religion falsch wäre; und welche von der ehrwürdigen

Last der Beweise, die eine stolze Vernunft zu Boden drücken, und die Wahrheit derselben darthun, weit weniger gerühret werden, als von einer nichtigen und vergeblichen Rede, die sie bestreitet, und wobey oftmals sonst weiter nichts ernsthaftes zu finden ist, als die Kühnheit der Ruchlosigkeit und Gotteslästerung. Leute, welche es dem gemeinen Volke überlassen, so viele wunderbare Begebenheiten, die wir in der Geschichte der Religion aufgezeichnet finden, zu glauben; welche, wie es scheint, dafür halten, alles, was dem Menschen unmöglich ist, wäre auch Gott unmöglich, und welche die Wunder einer Religion nicht zugestehen wollen, die sich doch nur allein auf sie gründet, und welche selbst das größte Wunder unter allen ist. VII. Th. 16. 17. S.

Die Ungläubigen sind falsche Helden, die sich für das ausgeben, was sie nicht sind. Sie rühmen sich unaufhörlich, daß sie nichts glauben; und durch ihr vieles Rühmen bereden sie es sich selbst. Sie sind wie gewisse neue Edelleute unter uns, welche den schlechten und geringen Stand, in welchem sich ihre Vorfahren befanden, kaum verlassen haben, und dennoch das Ansehen haben wollen, als ob sie von den vornehmsten Familien herstammeten. Durch ihr oftmaliges Wiederholen, Bejahen, und Ausbreiten bringen sie es beynahe dahin, daß sie es selbst glauben. Eben so verhält es sich nun auch mit unsern vermeynten Ungläubigen. Sie hängen, so zu sagen, noch an dem Glauben, den sie, als sie geboren wurden, empfangen haben, der noch mit ihrem Blute in ihren Adern fließt, und in ihrem Herzen noch nicht verloschen ist. Allein, er ist in Ansehung ihrer, gleichsam eine Art von Niederträchtigkeit, derer sie sich schämen. Weil sie unaufhörlich sagen, sie glaubten nichts; weil sie es versichern, und sich dessen

rüh-

rühmen: so bilden sie sich ein, nichts zu glauben, und haben in diesem Stücke eine weit bessere Meynung von sich selbst, weil dieses beklagenswürdige Bekenntniß des Unglaubens eine nicht gemeine Einsicht, eine Stärke und Hoheit des Verstandes, und ein gewisses sonderbares Wesen, welches gefällt und schmeichelt, voraussetzet. Man hat hören sagen, daß gewisse große Männer, die zu ihren Zeiten berühmt gewesen sind, und in großem Ansehen gestanden, nicht geglaubet haben. Es scheint rühmlich zu seyn, nach so berühmten Mustern nichts zu glauben. Man hat ihre Namen beständig in dem Munde. Es ist aber ein falscher Glanz, den man sich beylegt, woran der Unglaube nicht so viel Antheil hat, als eine lächerliche Eitelkeit und ein kleiner Verstand, weil in der That nichts so klein und so elend ist, als wenn man sich für dasjenige ausgiebt, was man nicht ist, und sich aus der Person eines andern eine Ehre machet. IV. Th. 280 = 282. S.

Der offenbare Unglaube ist vielleicht ein Laster, das unter uns etwas seltsames ist: aber der einfältige Glaube ist es vielleicht nicht weniger. Man heget zwar in Absicht auf den Grund der Geheimnisse keine Zweifel: aber man gehorchet als ein Philosoph, indem man sich selbst das Joch aufleget. Man würde sich scheuen, von dem Glauben seiner Voraltern abzuweichen: aber man will über ihre Redlichkeit klügeln. Vornehmlich giebt es zu unsern Zeiten sehr viel solche Halbgläubige, welche unter dem Vorwande, die Religion von dem allen zu befreyen, was man entweder aus Leichtgläubigkeit, oder aus Vorurtheilen hinzugesetzet hat, dem Glauben alles Lob, das er von seiner Unterwerfung haben könnte, entziehen. II. Theil, 95. Seite.

Oftmals giebt uns eine freche Gesellschaft Anlaß, die Sprache der Gottlosigkeit zu reden. Man will denen ähnlich zu seyn scheinen, mit welchen uns die Ergötzlichkeiten und ein wollüstiges Leben verbinden. Man glaubt, es würde eine Schande seyn, ein lüderliches Leben zu führen, und dennoch vor denen, welche Zeugen unseres unordentlichen Lebenswandels sind, und an demselben Theil nehmen, das Ansehen zu haben, als ob man noch glaubte. Ein lüderlicher Mensch, der noch glaubet, ist eine schwache und niederträchtige Seele. Damit nun ein lüderlicher Lebenswandel wohl lassen möge: so muß man die Gottlosigkeit und die Frechheit damit verbinden; sonst würde man nur noch ein Anfänger in der Lüderlichkeit seyn, und ein Ueberrest der Religion würde noch ein wenig gar zu sehr nach der Kindheit und der Schule schmecken. IV. Theil, 282. Seite.

Die erhabensten Dinge der Religion sind dasjenige, wovon man in weltlichen Gesellschaften redet. In diesen wird von allem gesprochen; alles wird auf eine freye Art beurtheilet und entschieden. Eitele und eingebildete Leute, deren ganzes Erkenntniß von der Religion weiter in nichts besteht, als daß sie etwas mehr Verwegenheit besitzen, als der Unwissende und das gemeine Volk; welche statt aller Wissenschaft nichts, als gemeine und längst abgedroschene Zweifel vorbringen, die sie von andern gehöret, und nicht einmal selbst erfunden haben; Zweifel, die so oftmals schon sind beantwortet und gehoben worden, und welche, wie es scheint, nur deswegen noch da sind, damit sie der Wahrheit Ehre bringen mögen. Leute, welche bey einer zerstreueten Lebensart auf die Religionswahrheiten niemals, auch nur eine Stunde lang, eine ernsthafte Aufmerksamkeit verwendet haben, beurtheilen und entscheiden

Din-

Dinge, die derjenige kaum würde in ein Licht setzen können, welcher in seinem ganzen Leben dem Studieren ergeben gewesen wäre. II. Th. 96. S.

Wenn unser Unglaube seinen Grund in wirklichen Ungewißheiten, die wir in Ansehung der Religion hegeten, hätte: so würde der Unglaube, so lange diese Ungewißheiten vorhanden wären, allezeit eben derselbe seyn. Da aber unsere Zweifel von nichts anderem, als von unsern Leidenschaften herrühren; unsere Leidenschaften aber nicht allezeit eben dieselben, auch nicht allezeit gleich stark, und Beherrscherinnen unseres Herzens sind: so verändern sich unsere Zweifel unaufhörlich, wie unsere Leidenschaften. Sie nehmen zu, und auch wieder ab; sie verschwinden und kommen wieder zum Vorscheine; sie sind eben so veränderlich, und allezeit eben so stark, als unsere Leidenschaften; mit einem Worte, sie folgen dem Schicksale der Leidenschaften, weil sie nichts anders, als die Leidenschaften selbst sind. IV. Th 263. S.

Die Anzahl derer ist gar sehr geringe, die von den Irrwegen zurücke kehren, auf welche sie die Gottlosigkeit geführet hat. Man läßt von dem bösen Verderbnisse der Vernunft nicht leichte ab. Die Leidenschaften werden mit den Jahren alt und schwach: aber der Stolz des Unglaubens vereiniget sich mit denselben, und nimmt mit ihnen zu. Je ernsthafter die Jahre werden, ein desto größeres Ansehen verschaffen sie, nebst einer gewissen Art der Wohlanständigkeit, der Philosophie der Gottlosigkeit; und das hohe Alter ist die Zeit, da sich der Gottlose eine weit größere Ehre daraus macht, und wo sie ihm auch von Seiten seiner Nachfolger, weit mehrere Lobeserhebungen zu wege bringt.

Umschreibung des 13 Psalms.

Wenn die Religion nichts, als Geheimnisse vortrüge, welche die Vernunft übersteigen, ohne zugleich mit denselben Lehren und Wahrheiten zu verbinden, die den Leidenschaften einen Zwang anthun: so könnten wir kühnlich sagen, die Ungläubigen würden rar seyn. Die abstracten Wahrheiten und Irrthümer, in Ansehung welcher es gleichgültig ist, ob man sie glaubet oder nicht, gehen fast niemanden zu Herzen. Man wird wenig Leute, die von der bloßen Wahrheit eingenommen sind, antreffen, welche gewisse Puncte, die auf einer Speculation beruhen, und in nichts einen Einfluß haben, nur allein deswegen eifrig vertheidigen, weil sie dieselben für wahr halten. Die abstracten mathematischen Wahrheiten haben zu unsern Zeiten einige eiferige und verehrungswürdige Anhänger gefunden, die dasjenige in ein Licht zu setzen gesucht haben, was in den unendlichen Geheimnissen und in den tiefen Abgründen dieser Wissenschaft am unerforschlichsten ist: allein, diese Anhänger sind seltene Leute, und die einzigen in ihrer Art gewesen. Man hatte nicht Ursache zu befürchten, daß ihnen viele andere nachfolgen würden; wie es denn auch nicht geschehen ist. Man bewundert sie; allein, man verspüret kein Verlangen bey sich, ihnen nachzufolgen. Wenn die Religion keine andern, als solche abstracte Wahrheiten, die in Absicht auf die sinnliche Glückseligkeit so gleichgültig sind, und in die Leidenschaften und die Eigenliebe einen so geringen Einfluß haben, vortrüge: so würden die Gottlosen noch weit seltener seyn, als die Mathematikverständigen. Man greift die Religionswahrheiten an, weil sie uns drohen: aber die andern läßt man unangetastet, weil sie, sie mögen wahr oder falsch seyn, in Ansehung unser, nichts entscheiden.

Wenn man die mehresten von denen untersuchet, die sich für Ungläubige ausgeben, und unaufhörlich wider die gemeinen

meinen Vorurtheile schreyen: so findet man, daß ihre ganze Wissenschaft in einigen alten und gemeinen Zweifeln besteht, die man zu allen Zeiten vorgebracht hat, und die man noch täglich in der Welt vorbringt; daß sie weiter nichts wissen, als eine gewisse unverständliche Sprache der Frechheit, die einer von dem andern höret, die man, ohne sie zu untersuchen, annimmt, und, ohne sie zu verstehen, wiederhohlet. Man findet, daß ihre ganze Geschicklichkeit und ihr ganzes Religionserkenntniß in gewissen frechen Reden, die, so zu sagen, auf den Gassen herumschwärmen, und in gewissen oft wiederhohlten Grundsätzen bestehen, welche, wegen ihrer oftmaligen Wiederhohlung, anfangen, zum Sprüchworte zu werden. Diejenigen, welche dergleichen Reden führen, sind Leute, die sich ganz und gar den Ergötzlichkeiten ergeben haben, und welchen es gar nicht gelegen seyn würde, wenn sie einen Augenblick Zeit übrig hätten, Wahrheiten, die sie nicht einmal wissen mögen, auf eine verdrüßliche Art zu untersuchen; Leute von einem schlechten und leichtsinnigen Charakter, die keiner Aufmerksamkeit und Untersuchung fähig sind, und welche nicht einen Augenblick eine Sache ernsthaft und gelassen bey sich überlegen können. Sie wissen weiter nichts, als die Sprache der Zweifel, die sie gelernt haben. Sie haben sie nicht selbst ersonnen; sondern sie wiederhohlen nur, was sie gehöret haben. Es ist eine Fortpflanzung der Unwissenheit und Gottlosigkeit, die sie angenommen haben. Sie zweifeln auch nicht in der That; sondern sie thun weiter nichts, als daß sie für ihre Nachfolger die Sprache der Ruchlosigkeit und der Zweifel aufbewahren. Sie sind nicht ungläubig; sondern nur das Echo des Unglaubens. Mit einem Worte, sie wissen, was man sagen muß, um zu zweifeln: aber sie wissen nicht genug, um selbst zu zweifeln. IV. Th. 268-275. S.

Von dem Verdrusse.

Der Verdruß, welcher, wie es scheint, das *Theil* des gemeinen Volkes seyn sollte, hat, dem Ansehen nach, seinen Wohnplatz nur allein bey den Grossen aufgeschlagen. Er ist wie ihr Schatten, der ihnen allenthalben nachfolget. Die Ergötzlichkeiten, welche in Ansehung ihrer fast ganz erschöpfet sind, verschaffen ihnen weiter nichts, als ein betrübtes Einerley, welches einschläfert und ermüdet. Sie mögen sie verändern, wie sie wollen: so verändern sie doch nur ihren Verdruß. Sie machen sich vergeblich eine Ehre daraus, daß sie sich an der Spitze aller öffentlichen Ergötzlichkeiten sehen lassen. Es ist dieses eine lebhafte Prahlerey; das Herz hat fast nicht den geringsten Theil daran. Der lange Genuß derselben hat sie ihnen unnütze und stumpf gemacht. Es sind abgenutzte Hülfsmittel, die sich täglich selbst hindern und schädlich sind. Es geht wie bey einem Kranken, dem eine langwierige Schwachheit alle Speisen unschmackhaft gemacht hat. Sie versuchen alles, aber nichts reizet und ermuntert sie. Ein entsetzlicher Ekel folget sogleich auf eine eitele Hoffnung des Vergnügens, womit sich ihre Seele anfangs geschmeichelt hatte. I. Th. 73. 74. S.

Nichts ist für die mehresten Menschen verdrüßlicher, als wenn sie mit sich selbst allein sind, und mit ihrem eigenen Herzen zu thun haben. Wieviel nichtige Leidenschaf-

ten reißen uns dahin; wieviel lasterhafte Verbindungen beflecken uns; wieviel unrechtmäßige Begierden nehmen alle Bewegungen unseres Herzens ein. Wenn wir in uns selbst gehen: so treffen wir darinnen nichts anders, als einen schrecklichen leeren Raum, grausame Gewissensbisse, unangenehme Gedanken, und betrübte Betrachtungen an. Wir suchen also in der Mannichfaltigkeit der Geschäffte, und in den unaufhörlichen Zerstreuungen, uns selbst zu vergessen. Wir fürchten uns vor der müßigen Zeit, weil wir sie als das Zeichen zum Verdrusse ansehen; und wir glauben in der Unordnung und Menge der äußerlichen Geschäffte die glückselige Trunkenheit anzutreffen, welche machet, daß wir gehen, ohne es gewahr zu werden, und daß wir unsere eigene Last nicht mehr fühlen. V. Th. 215. S.

Das ganze Leben der Großen ist weiter nichts, als eine beschwerliche Vorsichtigkeit wider den Verdruß. Sie beschleunigen ihn so gar, indem sie die Ergötzlichkeiten zu geschwind vervielfältigen und häufen. Alles ist in Ansehung ihrer bey dem Eintritte in das Leben schon abgenutzet; und ihre ersten Jahre empfinden schon den Ekel und den Misschmack, welche der Ueberdruß und ein langer Gebrauch der Dinge mit dem Alter zu verbinden scheinen. I. Th. 74. S.

Der Verdruß ist sonst nirgends, als bey einem unordentlichen und unruhigen Leben anzutreffen, bey dem sich niemals etwas an seinem rechten Orte befindet. Wenn wir auf etwas ungewisses in den Tag hinein leben: so sind wir uns selbst zur Last. Wir suchen täglich neue Beschäfftigungen: aber der Ekel vor denselben machet, daß es uns gar bald reuet, sie gesuchet zu haben. Wir verändern den Ort unseres Aufenthaltes beständig, um vor uns zu fliehen;

aber wir tragen uns selbst allenthalben mit uns herum. Mit einem Worte, unser ganzes Leben ist nichts anders, als eine verschiedene Kunst den Verdruß zu vermeiden, und eine unglückselige Gabe ihn allenthalben anzutreffen. Wo keine Ordnung ist, da muß nothwendiger Weise der Verdruß herrschen; und anstatt, daß ein unordentliches und unruhiges Leben ein Mittel darwider seyn sollte, so ist es vielmehr die fruchtbarste und gemeinste Quelle desselben. V. Th. 215. 216. S.

Je höher die Großen erhaben sind, desto unglückseliger sind sie auch. Da sie nichts zwingt: so ist auch nichts zu finden, das sie binden oder fest halten könnte. Je weniger sie von andern abhängen, desto mehr sind sie sich selbst überlassen. Ihr Eigensinn entsteht aus ihrer Unabhängigkeit. Sie wenden ihre Macht gegen sich an. Nachdem ihre Leidenschaften alles versuchet, und alles gebrauchet haben: so bleibt ihnen weiter nichts übrig; als daß sie sich selbst noch verzehren. Ihr seltsamer Geschmack wird das einzige Mittel wider ihren Ueberdruß und Ekel. Da sie die Ergötzlichkeiten, welche bereits insgesammt erschöpfet sind, nicht mehr verändern können: so wissen sie sonst nirgends eine Veränderung mehr anzutreffen, als in den ewigen Ungleichheiten ihrer Gemüthsneigungen; und sie suchen sich, wegen des Leeren, welches alles, so um sie ist, in ihnen selbst zurücke läßt, ohne Unterlaß an sich zu erhohlen. Es ist dieses keinesweges eines von den eitlen und erdichteten Bildern, die man durch rednerische Künste ausschmücket, und bey welchen man dasjenige durch die Zierrathen zu ersetzen suchet, was ihnen an der Aehnlichkeit mangelt. Nähert euch einmal den Großen, richtet eure Augen selbst auf eine von denjenigen Personen, die in

den Leidenschaften alt geworden sind, und welche der lange Gebrauch der Ergötzlichkeiten eben so ungeschickt zu dem Laster, als zu der Tugend gemacht hat; was für eine ewige Wolke hat sich vor das Gemüth gezogen. Was für ein Abgrund von Verdruß und Eigensinn! Es gefällt nichts, weil man sich selbst nicht mehr gefallen kann. Man rächet sich an allem, was uns einen heimlichen herznagenden Verdruß erwecket. Es scheint, als mache man andern Menschen ein Verbrechen daraus, daß man nicht mehr so lasterhaft seyn kann, als sie sind. Man tadelt sie ingeheim wegen alles dessen, so man sich selbst nicht mehr erlauben kann; und man setzet die Gemüthsbeschaffenheit an die Stelle der Ergötzlichkeiten. I. Th. 79. 80. S.

Von dem Glücke.

Der Mensch trifft sein Glück auf der Welt nirgends an. Die Reichthümer beunruhigen ihn; die Ehre ist ihm beschwerlich; die Ergötzlichkeiten ermüden ihn; die Wissenschaften beschämen ihn, und reizen vielmehr seine Neugierigkeit, als daß sie derselben Genüge leisten sollten; die Ehre leget ihm einen Zwang auf, und beunruhiget ihn. Alles dieses kann den weiten Raum seines Herzens nicht erfüllen, sondern läßt für ihn noch immer etwas zu wünschen übrig. Alle übrige Wesen, die mit ihrem Schicksale zufrieden sind, scheinen, nach ihrer Art, in den Umständen, in welche sie der Urheber der Natur gesetzet hat, glückselig zu seyn. Die an dem Firmamente ruhigen Gestirne verlassen den Ort ihres Aufenthaltes nicht, um hinzugehen, und einen andern Erdball zu erleuchten. Die Erde, welcher ihre ordentlichen Bewegungen vorgeschrieben sind, schwingt sich nicht in die Höhe, um einen andern Platz einzunehmen. Die Thiere kriechen auf den Feldern herum, ohne den Menschen der in Städten und prächtigen Pallästen wohnet, zu beneiden. Die Vögel ergötzen sich in den Lüften, ohne daran zu denken, ob es auf dem Erdboden glückseligere Geschöpfe, als sie sind, giebt. Es ist, so zu sagen, alles glückselig, und es befindet sich in der Natur alles an seinem gehörigen Orte; Nur allein der Mensch ist unruhig und misvergnügt;

der

der Mensch allein ist ein Raub seiner Lüste und Begierden, läßt sich von mancherley Furcht martern, findet in seiner Hoffnung seine Strafe, und wird mitten unter seinen Ergötzlichkeiten traurig und unglückselig: Der Mensch allein trifft hier auf der Welt nichts an, wobey sich sein Herz beruhigen könnte. II. Th. 198. S.

Wir ermüden uns, indem wir beständig einem Gespenste des Glücks nachlaufen, welches in eben dem Augenblicke, da wir es zu haben vermeynen, uns entwischet und verschwindet, und uns weiter nichts übrig läßt, als die Schande und den Verdruß, daß wir uns so oftmals haben betrügen lassen, ohne daß wir dadurch klüger geworden wären. Erlangen wir das, was wir auf das begierigste gewünschet haben: so folget der Ekel und Ueberdruß dem Genusse auf dem Fuße nach, weil entweder ein neues Verlangen in unserem Herzen entsteht, oder weil wir das, was wir hoffeten, nicht darinnen finden; oder aber auch, weil uns die Furcht, dasselbe zu verlieren, mehr Verdruß und Unruhe verursachet, als uns die Freude, es zu besitzen, Vergnügen bringt. Es scheint bisweilen, als ob wir in dem Ueberflusse aller Dinge schwömmen, und weiter nichts zu wünschen hätten, und wir werden doch gewahr, daß wir elende Menschen sind, weil wir nicht alle Ergötzlichkeiten auf einmal mit einander vereinigen können, und ein Vergnügen nur mit dem Verluste des andern genießen; und unser Herz wird von einer niederträchtigen Eifersucht gemartert, wenn es sieht, daß andere das genießen, was wir, aus einer thörichten Eitelkeit, gern allein genießen möchten. Unsere Gesundheit darf nur den geringsten Schaden leiden: so verfallen wir in die größte Schwermuth. O! wie deutlich sehen wir alsdenn die Ungewißheit und Nichtigkeit aller irdischen

Güter

Güter ein. Nichts desto weniger befürchten wir, wir möchten sie verlieren, weil unser Herz an denselben hängt, und wir nichts an ihre Stelle zu setzen haben, um die Lücke, welche sie in demselben lassen, wieder voll zu machen.

Umschreibung des 31. Psalms.

Es trifft ein jedweder in seinem Stande, so glückselig er auch immer zu seyn scheinen mag, allerhand Kreuz und Widerwärtigkeiten an, die den Ergötzlichkeiten allemal die Wage halten. Die Hoheit hat ihre Demüthigungen und Unruhen. Bey dem geringen Stande finden sich Erniedrigungen und Verachtungen. Der Ehestand hat seine Widerwärtigkeiten und rasenden Ausschweifungen; und die Freundschaft entweder ihren Verlust, oder ihre Treulosigkeiten. Der Verdruß ist auf dem Throne eben so wohl, als an dem niedrigsten und geringsten Orte anzutreffen. In den prächtigen Pallästen findet man eben so grausame Sorgen und Bekümmernisse, als in der Hütte des Armen und Tagelöhners. Und damit uns der Ort unsers Aufenthaltes nicht gar zu angenehm vorkommen möge: so werden wir allezeit an sehr viel Orten gewahr, daß uns etwas an unserer Glückseligkeit abgeht. VIII. Theil, 130. 131. S.

Alle Creaturen, die der Mensch zu seinen Ergötzlichkeiten gebrauchen will, werden Werkzeuge seiner Bestrafung. Die angenehmsten Begierden, mit welchen er sein Herz zu laben suchet, werden die Tyrannen und eine Marter desselben. Alle seine scheinbarsten Entwürfe, welche die Einbildunskraft nur deswegen erfindet und ausschmücket, damit sie seine Widerwärtigkeiten einschläfern möge, erregen und vergrößern dieselben. Die lebhaftesten Ergötzlichkeiten, welche, wie es scheint, seinem Herzen hätten Genüge leisten sollen, erregen in demselben nichts, als Ueber-

Ueberdruß, und vermehren den Ekel, das Leere und die Unruhe desselben. Vergeblich erdichtet er sich eine Glückseligkeit bey dem Laster. Sein Herz widerspricht dieser Hoffnung gar bald, und es bleibt ihm weiter nichts wirkliches von dieser nichtigen Vorstellung des Glücks übrig, als der Verdruß, daß er sich dieselbe vergebens gemacht hat. Vergebens sondert er durch eine eitle Weltweisheit alles dasjenige von den Leidenschaften ab, was sie zu weit getriebenes und ermüdendes an sich haben, um sich mäßige und ruhige Ergötzlichkeiten zu verschaffen. Die von der Vernunft eingerichteten Ergötzlichkeiten sind von dem Verdrusse nicht weit entfernet; und diejenigen, welchen sie kein Ziel und Maaß setzet, sind weiter nichts, als Rasereyen und Abgründe. IX. Th. 224. 225. S.

Es ist eine Unordnung, dasjenige um sein selbst willen zu lieben, was weder unser Glück, noch unsere Vollkommenheit, und folglich auch nicht unsere Ruhe seyn kann. Denn lieben heißt, seine Glückseligkeit in dem Geliebten suchen; es heißt, in dem geliebten Gegenstande dasjenige finden wollen, was unserem Herzen mangelt; es heißt, ihn bey dem schrecklichen leeren Raume, den wir in uns wahrnehmen zu Hülfe rufen, und uns schmeicheln, er werde vermögend seyn, ihn auszufüllen; es heißt, ihn als die Quelle alles unseres Trostes, als das Hülfsmittel für alle unsere Krankheiten, und als den Urheber alles unseres Guten ansehen. Es ist eine Unordnung und Beschimpfung unseres Herzens, alles dieses in der Creatur zu suchen. Wir sehen auch die Ungerechtigkeit dieser Liebe selbst nur mehr als zu wohl ein. Wenn sie auch gleich noch so heftig ist: so werden wir doch bey den Creaturen, die sie in uns erregen, gar bald die Fehler und die Schwachheiten gewahr, welche sie derselben unwürdig machen. Je

mehr

mehr wir sie untersuchen, desto mehr sagen wir zu uns selbst, unser Herz habe sich betrogen, und dieses wäre dasjenige nicht, was es suche. Unsere Vernunft schämet sich ingeheim unserer niederträchtigen Neigungen; wir tragen unsere Fesseln fernerhin nicht anders, als mit Widerwillen; unsere Leidenschaft wird unser Verdruß und unsere Strafe. Nachdem wir aber wegen unseres Irrthums sind bestraft worden, ohne daß wir ihn deswegen los geworden sind: so suchen wir in der Veränderung das Hülfsmittel für unsern Irrthum. Wir verfallen von einem Gegenstande auf den andern; und wenn wir endlich ja bey einem verbleiben: so geschieht es nicht deswegen, als ob wir mit unserer Wahl zufrieden wären, sondern weil wir unserer Unbeständigkeit überdrüßig sind. V. Th. 307. 308. S.

Wenn der Mensch glücklich seyn will: so darf er nicht mehr denken. Er muß sich, wie die stummen Thiere, durch die Reizungen der gegenwärtigen Dinge leiten und führen lassen; und wenn er seine Ruhe erhalten will, seine Vernunft ganz und gar verläugnen. Dieses ist sein Schicksal. Nichts macht ihn glücklich, als die Trunkenheit, die Ausschweifung und die Verläugnung der Vernunft. Und da dieser Zustand nur einen Augenblick währet: so verschwinden die Annehmlichkeiten, und die Glückseligkeit höret auf, so bald sein Verstand ruhig wird, und wieder zu sich selbst kömmt; und der Mensch befindet sich alsdenn nebst seinem Gewissen und seinen Unruhen ganz alleine. VIII. Th. 7. 8. S.

Wir sehen insgesammt die Nichtigkeit der Ergötzlichkeiten ein. Es giebt gewisse Stunden, in welchen wir zum Nachdenken geschickt sind. Das Herz, welches für eine dauerhaftere Glückseligkeit ist erschaffen worden, vergnüget sich zwar: aber es kann sich nicht genug thun. Es

hüpfet

hüpfet zwar um die Creaturen herum: es findet aber bey denselben keine bleibende Stätte. Es trägt allenthalben eine Quelle der Unruhe und des Verdrusses mit sich herum, die es, auch so gar bey seiner Freude und bey seinen Ergötzlichkeiten, aufwecken. Mit einem Worte, man trifft sein Hülfsmittel in dem Uebel selbst, und den Ekel in dem Genusse an; und man empfindet sonst keine Neigung zu dem Vergnügen, als nur allein in dem Augenblicke, der vor demselben hergeht. VII. Th. 300. S.

Die Menschen können uns, mit aller ihrer Macht, keine vollkommnere Glückseligkeit verschaffen, als ihre eigene ist. Da sie nun aber niemals mehr, als halb glückselig sind: so dürfen wir uns nicht einbilden, daß sie uns in bessere Umstände, als die ihrigen sind, versetzen, oder um unsertwillen dasjenige thun werden, was sie nicht einmal um ihrer selbst willen thun können. Sie suchen uns oftmals zu schaden, indem sie sich stellen, als ob sie es gut mit uns meynten. Sie lieben uns nur in so fern, als wir ihnen nützlich sind; und wir sollen vielmehr ihre Glückseligkeit befördern helfen, als daß sie uns glückselig machen wollen. VI. Th. 170. 172. S.

Das Glück, welches wir suchen, ist weiter nichts, als eine beschwerliche Last, so bald wir es erlanget haben. Wir werden gewahr, daß sich unsere Sorgen mehren, je mehr die Gunstbezeigungen der Welt gegen uns zunehmen. Aus den Begierden, welche sind erfüllet worden, entstehen neue. Die Welt hält uns für glücklich: aber die Eifersucht, der Wohlstand anderer, dasjenige, was unserem Ehrgeize noch mangelt: so gar die Unzulänglichkeit alles dessen, was wir besitzen; selbst der Ekel und Ueberdruß, welcher allezeit auf den Besitz desjenigen folget, wornach wir am eifrigsten gestrebet haben; auch die Vor-

stellung, daß alles vergänglich, und auch das längste Leben, nur ein schnell vorüber gehender Augenblick ist; alles dieses zusammen vergiftet die ganze nichtige Glückseligkeit, welche die Zuschauer betrügt, und uns doch nicht glücklich machen, ja selbst verführen kann, wenn wir unsere Augen auf dieselbe richten.

Umschreibung des 4 Psalms.

Wir versprechen uns insgesammt hier auf der Welt eine ungerechte Glückseligkeit. Wir laufen alle einem Glücke und einer Ruhe nach, die wir nicht finden können. Kaum sehen wir bey dem Besitze eines Gegenstandes ein, daß wir uns in Ansehung des Glückes, welches uns dabey zu erwarten schien, betrogen haben: so werden wir von einer neuen Begierde auf gleiche Art getäuschet. Und indem wir unaufhörlich von der Hoffnung des Glücks zu dem Ueberdrusse, und von dem Ueberdrusse zu der Hoffnung fortgehen: so wird alles, was uns unsern Irrthum zu erkennen giebt, auch selbst die Lockspeise, die ihn verewiget, vereitelt.

Es scheint dem ersten Ansehen nach, als ob sich vor diesem Irrthume niemand, als das gemeine Volk zu fürchten hätte. Da es bey seinem schlechten Glücke unendlich vieles hoffen und wünschen kann: so würde man sich eben so gar sehr darüber nicht verwundern dürfen, wenn es sich bey einem erhabenen Stande, zu welchem es nicht gelangen kann, eine erdichtete Glückseligkeit vorstellete. Denn so ist der Mensch; alles dasjenige, was er nicht haben kann, ist eben das Glück, welches er suchet. Aber der Glanz des Ranges, der Titel, und der Geburt, vertreibt diese eitele Einbildung gar bald. Man mag so hoch steigen, als man will, und von den Flügeln des Glückes weit über alle andere Menschen geführet werden: so ist doch

die Glückseligkeit weit höher über uns gesetzet. Je mehr man sich erhebt, desto weiter scheint sie sich von uns zu entfernen. I. Theil, 66. 67. S.

Alles, was die Großen umgiebt, macht sie nicht glücklich. Alles, was sich außer uns befindet, kann uns niemals ein Glück zuwege bringen. Die Ergötzlichkeiten nehmen zwar das Aeußerliche ein: das Inwendige aber ist allezeit leer. Alles scheint für die Großen Freude und Vergnügen zu seyn: aber alles gereichet ihnen zum Verdrusse. Je mehr sich die Ergötzlichkeiten mehren, desto schlechter werden sie. Das heißt nicht glücklich seyn, wenn man nichts mehr zu wünschen hat; sondern es heißt des Vergnügens, des Irrthums beraubet werden. Es bestehet aber das Vergnügen nur in dem Irrthume, der es erwartet und wünschet. Die Größe und Hoheit ist an sich selbst eine Last, welche ermüdet. Der Verdruß steigt auf den Thron, und setzt sich neben dem Regenten nieder. Die Krone, welche das Haupt der Könige schmücket, ist oftmals mit nichts, als Stacheln und Dornen bewaffnet, die es zerfleischen. Und weit gefehlt, daß die Großen die Glückseligsten seyn sollten, sie sind vielmehr weiter nichts, als traurige Zeugen, daß man auf der Welt nicht glückselig seyn könne. Die Welt redet viel von Glückseligkeiten: aber sie macht niemanden glücklich. Die Großen zeigen uns die Glückseligkeit, und besitzen sie doch nicht. IX. Th. 155. 156. S. I. Th. 67. S.

Von der Ketzerey.

Der Ursprung der Ketzerey hat allemal etwas schändliches und schimpfliches an sich. Da der Stolz und die Frechheit die ersten Quellen derselben sind: so muß man von diesen ersten Zeiten, die sie unter den Menschen einführeten, den Vorhang wegziehen. Alsdenn wird man gewahr, daß die schändlichsten Leidenschaften bey der Geburt dieser Werke der Finsterniß zugegen sind, ihnen ihre Gestalt geben, und das Wachsthum und den Fortgang derselben befördern. Und wenn man sie, wie jene unglückselige Kinder, welche eine betrübte Frucht von der Schandthat ihrer Väter sind, beschämen will: so darf man sie nur ihres Ursprunges erinnern. VIII. Theil, 238. Seite.

Gott läßt zu, daß die verwegenen Tadler seiner Lehre selbst in unauflösliche Widersprüche verfallen, in welche sie, als in ein Garn verwickelt werden, woraus sie nicht wieder kommen können. So geht es dem Irrthume. Er verfertiget sich das Schwerdt selbst, welches ihm den tödtlichen Streich versetzen soll. Man darf ihn nur gehen lassen. Alle Maschinen, die er mit großen Kosten aufrichtet, das hohe und erhabene Gebäude des Glaubens über den Haufen zu werfen, fallen endlich auf seinen stolzen Kopf zurücke, und zerschmettern ihn völlig.

Umschreibung des 9 Psalms.

Die

Die Ketzerey, welche anfangs schüchtern und furchtsam ist, nimmt von Tage zu Tage jemehr und mehr zu, und beobachtet bey ihrem Anwachse weder Maaß noch Ziel. Anfangs machete sie sich bey uns nur an die vermeynten Misbräuche des Gottesdienstes: nachhero aber hat sie den Gottesdienst selbst angegriffen. Sie wollte die Religion verbessern: sie hat aber damit beschlossen, alle Religionen gut zu heißen, oder besser zu sagen, gar keine mehr zu haben, und von keiner etwas mehr zu wissen. Sie wollte sich an den Buchstaben der heiligen Schrift halten: es ist aber dieses für sie ein Buchstabe des Todes gewesen; und ihre falschen Propheten haben aus derselben eingebildete Gesichte und Erscheinungen in Absicht auf das Zukünftige genommen, welche der Erfolg nicht bestätiget, und derer sie sich selbst geschämet hat. I. Th. 181. S.

Die Unterwerfung der Kirche fällt uns keines weges schwer. Diese Unterwerfung ist weder unserem Stolze, noch unsern Neigungen, weder unserer Ehrsucht, noch unserem Glücke zuwider. Das aber geht uns nahe, daß wir unter denjenigen stehen, welche, wie wir glauben, uns bey weitem nicht beykommen; und daß wir die Last einer Macht und eines Ansehens ertragen sollen, welche, nach unserer Meynung, nicht recht angewendet sind. Wir mildern so gar die unvermeidlichste Unterwürfigkeit unseres Zustandes durch die geheime Verachtung derer, unter welchen wir stehen. Wir rächen uns an ihnen, wegen ihrer Erhebung, durch unsere Tadel. Unser Stolz, welcher sich genöthiget sieht, ihnen zu gehorchen, tröstet sich damit, daß er sie verachtet. Ihre Befehle machen uns sinnreich ihre Fehler zu entdecken. Und es ist etwas sehr seltenes, daß unsere Vorgesetzten und Herren eben die Macht über unser Herz

haben, die sie über unsere Person haben. VII. Theil, 269. Seite.

Die Freyheit, welche die Anhänger der Ketzerey so sehr herausstreichen, indem sie uns unsere Unterwerfung gegen das ehrwürdige Ansehen unserer Geistlichen, als eine blinde und abergläubische Leichtgläubigkeit vorrücken; diese Freyheit hat sie selbst zu Sclaven einer Lehre gemacht, die allezeit veränderlich und ungewiß ist, und welche weiter von keiner Regel etwas weiß, als von den unaufhörlichen Veränderungen des menschlichen Verstandes. Sie sind selbst in die Stricke gefallen, welche sie dem Glauben der Einfältigen legten. Ihre einmüthige Zusammenverschwörung wider die Kirche hat sie getheilet; und aus eben dem Grundsatze, welcher zu ihrem Ungehorsame und zu ihrer Empörung Gelegenheit gab, ist auch der ungeheure Lehrsatz entsprungen, welcher alle Macht und Gewalt verwirft, und einem jedweden das Recht giebt, sich wider die Lehre dieser falschen Apostel aufzulehnen, und sich selbst eine Religion nach dem Wohlgefallen und den beklagenswürdigen Ausschweifungen seines Verstandes zu erdichten. So stürzet Gott endlich die Feinde seines Dienstes, und so bedienet er sich, um den Irrthum zu vernichten, der Lehre selbst, aus welcher er entsprungen war.

Umschreibung des 9 Psalms.

Die Unruhen der Kirche sind von den Unruhen des Staates niemals weit entfernet. Man hat gegen das Joch der Gewaltigen keine Ehrerbiethung mehr, wenn man das Joch des Glaubens abgeworfen hat. Und wenn gleich die Ketzerey an diesem Schandflecke nicht Schuld seyn will: so hat sich doch das Feuer der Empörung allenthalben angezün-

det. Sie ist in der Widerspänstigkeit erzeuget worden. Indem sie die Grundfesten des Glaubens wankend macht: so erschüttert sie auch die Throne und Reiche; ja indem sie sich Anhänger verschaffet, so bringt sie Rebellen hervor. I. Theil, 55. Seite.

Der Betrug, dessen sich die Ketzerey vornehmlich bedienet, dem Stolze ihrer Anhänger zu schmeicheln, besteht darinnen, daß sie ihnen weiß macht, sie gebrauchten ihre Vernunft und ihre Freyheit ganz alleine, indem sie das Joch der Geistlichen, unter welchen wir stehen, abwürfen. Allein, warum merken sie denn nicht, daß sie sich in Ansehung der Dinge, an welchen ihnen am meisten gelegen ist, beständig betrügen, indem sie die Wahrscheinlichkeiten, nach welchen sie sich richten, gemeiniglich nur in ihren Vorurtheilen antreffen? Ob sie gleich in Ansehung der Sprache, der Gesinnungen und der Grundsätze, welche die wesentlichen Lehren, so uns sind offenbaret worden, betreffen, niemals unter einander einig sind: so wollen sie doch der Kirche eine Macht und ein Ansehen nicht zugestehen, welches sie sich selbst zuzueignen, kein Bedenken tragen.

Umschreibung des 9 Psalms.

Die Ketzerey mag immerhin sagen, es hätten ihr die Verfolgungen der Fürsten die Waffen zu einer rechtmäßigen Vertheidigung in die Hände gegeben; die Kirche hat den Verfolgungen niemals etwas anders, als Geduld und Standhaftigkeit entgegen gesetzt. Der Glaube war das einzige Schwerdt, mit welchem sie die Tyrannen überwand. Sie vermehrte die Anzahl ihrer Jünger nicht dadurch, daß sie das Blut ihrer Feinde vergoß; das Blut ihrer Märtyrer war ganz allein

der Saame ihrer Gläubigen. Ihre ersten Lehrer wurden nicht als Löwen in die Welt gesendet, die allenthalben Mord und Blutvergießen anrichten sollten, sondern als Lämmer, die selbst sollten erwürget werden. Sie bewiesen die Wahrheit ihrer Sendung nicht damit, daß sie für den Glauben fochten; sondern, daß sie um seinet willen sturben. Man sollte sie vor die Könige führen, daß sie von denselben als Missethäter gerichtet werden, nicht aber, daß sie vor denselben mit den Waffen in den Händen erscheinen, und sie zwingen sollten, ihnen günstig zu seyn. Sie verehrten so gar den Zepter in gottlosen und abgöttischen Händen; ja sie würden geglaubet haben, sie beschimpften und zerstörten das Werk Gottes, wenn sie es auf menschliche Hülfe zu bauen suchten. I. Th. 55. 56. S.

Von

Von der Abgötterey.

Wie weit hat nicht die Abgötterey ihren schändlichen Götzendienst getrieben? Der Tod einer geliebten Person machte sie gar bald zu einer Gottheit; und ihre nichtige Asche, auf welche ihr Nichts mit unauslöschlichen Buchstaben war geschrieben worden, war selbst der Grund von ihrer Ehre und Unsterblichkeit. Die eheliche Liebe erdichtete sich Götter. Die unreine Liebe that dieses nach, und wollte ebenfalls ihre Altäre haben. Die Ehegattinn und die Geliebte, der Ehegatte und der strafbare Liebhaber hatten ihre Altäre, ihre Priester, und ihre Opfer. Die Thorheit, oder vielmehr das allgemeine Verderben, ließ sich einen so seltsamen und so schändlichen Dienst gefallen. Die ganze Welt wurde damit angesteckt. Er wurde durch die Reichsgesetze unterstützet und gerechtfertiget. Die Pracht der Tempel, die Zubereitung der Opfer, und die erstaunlichen Kostbarkeiten der Götzenbilder machten diese Ausschweifung ehrwürdig. Ein jedwedes Volk wollte seine eigene Götter haben. In Ermangelung der Menschen räucherte es den unvernünftigen Thieren. Die unreinsten Ehrenbezeigungen machten den Dienst dieser unreinen Gottheiten aus. Die Städte und Berge, die Felder und Wüsteneyen wurden damit verunreiniget, und erblickten prächtige Gebäude, welche dem Stolze, der Unkeuschheit und der Rachbegierde gewidmet

waren. Die Menge der Gottheiten glich der Menge der Leidenschaften. Es wurden fast eben so viel Götter, als Menschen waren. Der Mensch hielt alles für einen Gott; nur allein der wahre Gott war der einzige, den der Mensch nicht kannte. VII. Th. 4. 5. S.

Rom, diese Hauptstadt der ganzen Welt, welche das Geheimniß gefunden hatte, alle Weisheit der Philosophie und menschlichen Staatsklugheit mit allen Ausschweifungen des Gottesdienstes zu vereinigen; Rom nahm alle die seltsamen Götter und allen Aberglauben der Völker, die es überwunden hatte, an; und setzte, so zu sagen, aus allen Thorheiten der Welt die Majestät seiner Religion und seiner Ceremonien zusammen. X. Th. 87. S.

Als die Menschen den Urheber ihres Seyns und der Welt vergaßen, so betheten sie anfangs die Luft, in welcher sie lebten; die Erde, die ihnen Nahrung und Speise verschaffte; die Sonne, die sie erleuchtete; und den Mond, welcher die Nacht regieret, an. Diese waren ihre Cybele, ihre Juno, ihr Apollo, und ihre Diana. Sie betheten die Helden an, die sie von ihren Feinden befreyet hatten; die gütigen und gerechten Fürsten, welche ihre Unterthanen glückselig, und das Andenken ihrer Regierung unsterblich gemacht hatten, und Jupiter und Hercules wurden unter die Götter versetzt, der eine wegen seiner vielen Siege, und der andere wegen seines glückseligen und ruhigen Regiments. Die Menschen wußten zu diesen abergläubischen und leichtgläubigen Zeiten von keinen andern Göttern, als von solchen, die ihnen Gutes thaten. Und dieses ist die Art der Menschen. Ihr Gottesdienst ist nichts anders, als ihre Liebe und Erkenntlichkeit. VII. Th. 78. 79. S.

Die Weltweisen, welche sich einzig und allein durch die Einsicht ihrer Vernunft genöthiget sahen, ein einziges al-

lerhöchstes Wesen zu erkennen, verstelleten die Natur desselben durch unzählige thörichte Meynungen. Die einen stelleten sich einen müßigen Gott vor, der sich nur allein mit sich selbst beschäfftigte; der nur sein eigenes Glück genoß, der sich um das, was auf der Welt vorgeht, nicht bekümmerte; der die Menschen, die er erschaffen hatte, für nichts hielt; der von ihren Tugenden eben so wenig, als von ihren Lastern, gerührt wurde; und welcher den Lauf der Jahre und der Zeiten, die Veränderungen der Reiche, das Schicksal eines jeden insbesondere, die ganze Maschine dieses ungeheuren Weltgebäudes, und alles, was unter den Menschen vorgeht, einem blinden Ungefähr überließ. Die andern unterwurfen ihn einem gewissen nothwendigen Zusammenhange der Begebenheiten. Sie machten einen Gott aus ihm, der weder Freyheit noch Macht hatte; und indem sie ihn, als den Herrn und Beherrscher der Menschen betrachteten: so hielten sie ihn zugleich für einen Sclaven des Schicksals. Die Ausschweifungen der Vernunft waren dazumal die einzige Regel der Religion, und des Glaubens derer, welche für die Klügsten und Weisesten gehalten wurden. VII. Th: 13. 14. S.

Von
den starken Geistern.

Seitdem sich der Mensch den schändlichsten Leidenschaften ergeben, und sie auf das höchste getrieben hat, suchet er sie gegen sich selbst zu rechtfertigen, indem er ingeheim zu sich saget, es sey kein Gott. Seine Zweifel entstehen keinesweges aus seiner Vernunft; denn Gott hat einen Strahl des Lichts in dieselbe geleget, der ihn dem Menschen allenthalben zeiget, und vermöge welches er das innerliche und unauslöschliche Zeugniß von der Gottheit allenthalben mit sich herumträgt; sondern sie entstehen aus seinem verderbten Herzen. Er wünschet, daß Gott nicht seyn möge; er suchet sich davon zu überreden; er macht sich so gar eine schreckliche Ehre daraus, daß er davon überzeugt zu seyn scheint. Er spottet der Leichtgläubigkeit derer, die über seine Gotteslästerungen erschrecken; auf eine verächtliche Weise; allein er ist ein Betrüger. Sein Mund verläugnet Gott ganz allein, und sagt, er sey nicht; da ihn indessen seine Vernunft erkennet und verehret.

Die starken Geister sagen, sie hätten es ohne Eigennutz gethan, daß sie das Joch der Religion abgeworfen hätten, und die Wahrheit habe sie ganz allein genöthiget, sich der gemeinen Irrthümer zu entschlagen; allein ihr Lebens-

benswandel leget deutlich an den Tag, daß ihre Reden gekünstelt und falsch sind. Man betrachte sie nur etwas genauer, man gehe auf eine vertraute Art mit ihnen um, man stelle sich, als ob man eben so, wie sie, die Lehre der Gottlosigkeit angenommen hätte: so legen sie die Maske ab, und zeigen sich so, wie sie wirklich beschaffen sind. Man wird an ihnen die schändlichsten Sitten gewahr; einen Lebenswandel, dessen sich der Pöbel bey seinen Unordnungen schämen würde; eine sonderbare Art von Ausschweifungen, die noch weit schrecklicher sind, als ihre sonderbare Lehre ist; eine Zügellosigkeit, die weder von einer Regel, noch von der Schamhaftigkeit, noch von dem Wohlstande etwas weiß; und eine gewisse Art über den Lebenswandel ein Urtheil zu fällen, welche macht, daß, weil man dasjenige nicht mehr achtet, was doch unter den Menschen für das Heiligste gehalten wird, man auch aus sich selbst nichts mehr machet.

Die Gottlosigkeit, welche auf nichts mehr bedacht seyn sollte, als wie sie sich vor den Augen der Menschen verbergen möchte, läßt sich auf eine recht freche und stolze Weise sehen. Sie hat endlich die Augen und Ohren gewöhnet, ihre abscheulichen Dinge mit anzusehen, und ihre Gotteslästerungen anzuhören, ohne daß sie darüber unwillig werden. Doch dieses ist noch nicht genug; sie verschaffet sich auch Anhänger. Sie erkühnet sich das Gift ihrer Lehre auszubreiten. Sie trifft alle Tage Herzen an, welche kommen, und sich dem ansteckenden Bisse der Otter selbst darstellen. Sie sehen dieses als eine erhabene Vernunft, und als einen Vorzug an, den, nach ihrer Meynung, die wenigsten Menschen erlangen können; und die Eitelkeit macht und vermehret ganz allein die Anzahl der

Ungläubigen, welche die Schande in den dicksten Finsternissen verbergen sollte.

Diejenigen Häuser und Familien sind unglücklich, welche den starken Geistern einen Zutritt bey sich verstatten. Die Unruhen, die Widerwärtigkeiten, und die häuslichen Uneinigkeiten schleichen sich gar bald bey ihnen ein. Sie werden gar bald solche Schulen, in welchen die Lehrsätze der Freygeisterey vorgetragen werden. Die treue Ehegenossinn sieht die Treue eines heiligen Ehebandes gar bald als einen nichtigen Gewissensscrupel an, den die Tyranney der Männer über ihr Geschlechte in der Welt eingeführet hat. In diesen unglückseligen Häusern ist weder Ordnung, noch Gehorsam, noch Vertrauen mehr anzutreffen. Das Kind glaubet ein Recht zu haben, die väterliche Macht und Gewalt zu verachten. Der Vater bildet sich ein, die ganze Auferziehung, die er seinen Kindern zu verschaffen schuldig wäre, bestünde darinnen, daß er sie nach den Trieben der Natur thun und handeln ließe. Die Ehegenossinn meynet, ihr Geschmack müsse die Regel seyn, wornach sie ihre Pflichten einzurichten hätte. Was für ein Friede und was für eine Einigkeit kann wohl an einem solchen Orte angetroffen werden, allwo diejenigen, die ihn bewohnen, einzig und allein durch die Freydenkerey und Verachtung alles und jeden Zwanges mit einander verbunden werden? Was für ein Chaos, und was für ein Schauplatz des Entsetzens und der Verwirrung würde nicht die allgemeine Gesellschaft der Menschen werden, wenn die Grundsätze der Freydenkerey unter ihnen die Oberhand erhielten, und als öffentliche Gesetze angesehen würden! Was für eine schreckliche Republik, wenn anders jemals eine auf der Welt entstehen könnte, würde diejenige seyn, die ganz und gar aus Gottlosen bestünde, und in welcher sich die

Men-

Menschen den Namen der Bürger durch nichts, als durch die Gottlosigkeit, erwerben könnten!

Die Gottlosen sagen, die Frommen und Gottesfürchtigen hätten vor ihnen weiter nichts voraus, als daß sie ihre geheimen Ausschweifungen weit künstlicher, als sie, vor den Augen der Menschen zu verbergen wüßten. Sie haben es auch nöthig, wenn sie bey ihrem schändlichen Lebenswandel ruhig leben wollen, daß sie sich zu überreden suchen, es wären ihnen alle Menschen, und auch so gar diejenigen, welche die heiligsten zu seyn scheinen, gleich. Was für einen Begriff müssen sie sich wohl von dem menschlichen Geschlechte machen, um nicht vor dem, was sie selbst sind, zu erschrecken? Es müssen alle diejenigen, welche auf der Welt den anständigsten, heiligsten und erbaulichsten Lebenswandel geführet haben, sonst nichts, als Bösewichter und Ungeheuer gewesen seyn, damit nur der Gottlose seine Gräuel und Laster vor sich selbst möge rechtfertigen können. Unterdessen ist dieses dasjenige, was er sich untersteht zu denken. Was hätte man wohl weiter nöthig, um den Ungläubigen von seiner Gottlosigkeit zu befreyen, als den Abgrund der Ausschweifungen und Widersprüche, in welchen er sich stürzen muß, wenn er seine abscheuliche Lehre vor sich verheelen will? Die starken Geister sehen die Bisse und die innerliche Furcht ihres Gewissens als Ueberbleibsel von den gemeinen Vorurtheilen an, welche die Auferziehung in ihnen zurücke gelassen hat, und das Nachdenken nicht mehr ausrotten kann; und ihre Gottlosigkeit macht gleichsam, daß sie ihrem Nächsten nichts mehr nütze sind, weil sie das Band der Religion, welches sie mit ihm vereinigte, zerrissen haben. Sie sind der Gesellschaft nichts nütze, weil sie dieselbe als einen Haufen Creaturen ansehen, die von ungefähr zusammen gekommen sind, und wo niemand von

einem andern Gesetze, als sich selbst, etwas weiß. Sie sind dem Vaterlande nichts nütze, weil sie die öffentliche Macht und Gewalt als einen unrechtmäßigen Eingriff in die Freyheit der Menschen ansehen. Sie sind ihren Anverwandten nichts nütze, weil sie sich einbilden, der Name eines Vaters, eines Kindes, eines Bruders, und eines Ehegattens wären solche Namen, die zu nichts verpflichteten, wenn nicht die blinde Neigung die Pflichten derselben billigte. Endlich sind sie auch sich selbst nichts nütze, weil ihre Vernunft eben das Licht ist, welches sie misbrauchen. Dieses sind Menschen, die zu allem Guten untüchtig und ungeschickt sind; ansteckende Menschen, Schandflecke der Religion und Gesellschaft, die auf der Welt keine bleibende Stäte finden sollten, dem ungeachtet aber Vertheidiger und Bewunderer antreffen.

Die Gottlosen suchen uns vergeblich zu überreden, es habe sie bloß die Stärke und die Vorzüglichkeit der Vernunft über die gemeinen Vorurtheile erhoben, und gemacht, daß sie die schreckliche Parten des Unglaubens ergriffen hätten; es ist solches viel mehr einzig und allein die Schwachheit und das Verderbniß ihres Herzens gewesen. Ihr Lebenswandel beschimpfet nicht nur die Religion; sondern auch so gar die Menschlichkeit. Die schändlichsten Laster sind in ihren Augen weiter nichts, als unschuldige Neigungen, welche die Natur auf uns fortpflanzet und rechtfertiget. Die schändlichsten Lüste haben, so bald sie in ihrem verderbten Herzen aufgestiegen sind, weiter nichts nöthig, als dieses, um für rechtmäßig angesehen zu werden. Die Leidenschaften, die ein jeder in sich antrifft, sind, nach ihrer Meynung, die einzige untrügliche und unveränderliche Regel, welche die erste Einrichtung der Natur den Menschen zurücke gelassen hat. Sie sehen die Gewaltthätigkei-

keiten, welche sich ein Frommer, um sie zu unterdrücken, anthut, als einen unrechtmäßigen Zwang an, den man gegen die Menschlichkeit ausübet, und als eine Tyranney, die sie der Rechte beraubet, welche mit ihr sind geboren worden. Ein starker Geist möchte gerne den Begriff von dem göttlichen Wesen in dem Verstande der übrigen Menschen zernichten, und er kann doch nicht einmal denjenigen, den er in sich selbst hat, zernichten. Er prediget die Gottlosigkeit, und kann doch nicht einmal selbst ganz gottlos werden. Er wirft sich zu einem Lehrer der Atheisterey auf, und ist doch noch nicht einmal ein rechter Schüler derselben. Er kann auch den Mischmasch, aus welchem die Ausschweifung und die Gottlosigkeit hervorleuchten, nicht lange ertragen. Er erschrickt darüber, daß er sich ganz allein wider das menschliche Geschlecht auflehnet, und daß er der einzige auf der Welt ist, der weder einen Gott erkennt, noch auch erkennen will. Er redet die Sprache aller übrigen Menschen. Er gesteht, es sey ein Gott. Indem er ihm aber sein Wesen läßt: so raubt er ihm alles, was ihn höchstweise, gerecht und anbethungswürdig macht. Er erdichtet sich einen Gott nach seiner Art. Er macht ihm die Ehre streitig, daß er die Welt aus nichts hervorgebracht habe und regiere. Er läßt ihn, als einen müßigen Götzen, auf dem Throne seiner Majestät sitzen, der sich um das, was in der Welt vorgeht, nicht bekümmert, und das Schicksal der Menschen dem Ungefähr und zufälligen Zusammenflusse der natürlichen Ursachen überläßt.

Die ganze Tugend der Gottlosen besteht darinnen, daß sie sich ganz und gar allem demjenigen überlassen, was das tiefe Verderben ihres Herzens von ihnen verlanget, weil sie befürchten, sie möchten der Natur widersprechen, oder einen Zwang anthun, wenn sie es nicht thäten. Sie

neh-

nehmen bisweilen den Schein der Klugheit und Regelmäßsigkeit an, damit sie sich nach den gemeinen Vorurtheilen richten mögen. Allein, sie lachen ingeheim über die Hochachtung, welche die Menschen auch so gar dem Scheine der Unschuld und Tugend wegen ihrer Vorurtheile erzeigen. Man rühmet bisweilen ihre Redlichkeit, und die strengen Grundsätze, die sie, ihrem Vorgeben nach, beobachten. Allein, was für Tugenden, wenn es auch gleich nur menschliche sind, können wohl bey solchen Leuten angetroffen werden, welche sich einbilden, es wäre ihnen alles, wornach sie gelüstet, erlaubt; welche die schändlichsten Laster für unschuldige Neigungen halten; die sich einbilden, sie wären sonst niemand etwas, als nur allein sich selbst schuldig; welche glauben, Gott sehe die Laster und die Tugenden mit einerley Augen an, und welche von keinen andern Regeln ihrer Sitten etwas wissen, als von eben den Leidenschaften, welche die ganze Unordnung derselben ausmachen? Je mehr sie einsehen, daß ihr Lebenswandel, wenn er bekannt wäre, sie zu einem Schandflecke der übrigen Menschen machen würde, desto mehr nehmen sie von außen den Schein der Mäßigung und Philosophie an. Sie befleißigen sich äußerlicher Tugenden, welche der Gesellschaft Ehre bringen. Sie wollen für getreue Freunde, und genaue Beobachter ihrer Versprechungen angesehen werden. Sie prahlen auf eine eitle Weise mit ihrer Redlichkeit und Aufrichtigkeit. Es ist aber nicht ein einziger zu finden, der nicht ingeheim allen Lastern ergeben wäre; nicht ein einziger, der nicht ein Meineidiger und Betrüger wäre, wenn er es ungestraft seyn kann, und ohne daß seine Ehre dabey Schaden leidet; nicht ein einziger, der im Stande wäre, etwas gutes zu thun, wenn es nicht entweder sein Nutzen, oder seine Ehre erforderten; ja nicht ein einziger, der ein vor-

theil-

theilhaftes oder angenehmes Laster unterließe, wenn sonst niemand, als er allein, einige Wissenschaft davon haben könnte.

Ein starker Geist sieht alle Religionen als eine Frucht der Vorurtheile und des Aberglaubens des Pöbels an. Es kömmt ihm so gar die Geschichte von den Wundern, die Gott zum Besten des alten Volkes gethan hat, damit er unter demselben die Erkenntniß seines Namens erhalten möchte, nicht anders, als eine fabelhafte Erzählung vor, welche entweder erfunden worden, der Eitelkeit zu schmeicheln, oder die Leichtgläubigkeit eines einfältigen und abergläubischen Volkes zu belustigen. Es sind so gar die Einführung des Evangelii, die Wunder, welche in der ganzen Welt sind bekannt geworden; die Arbeiten der apostolischen Männer, und so vieler Blutzeugen, welche die Welt von der Abgötterey befreyet haben; und so viele wunderbare Begebenheiten, in welchen sich die göttliche Allmacht auf eine so augenscheinliche Weise an den Tag legt, nach seiner Meynung, nichts anders, als ein thörichter Entwurf einer kleinen Anzahl, entweder leichtgläubiger oder betrüglicher Menschen. Leichtgläubiger oder betrüglicher Menschen! welche indessen aber doch die Macht gehabt haben den Klügsten und Weisesten auf dem Erdboden ein Stillschweigen aufzuerlegen; die Gestalt der Erden zu verändern; durch die schrecklichsten Martern, ja durch ihren Tod, von der Wahrheit und von Gott, der sie sendete, ein Zeugniß abzulegen; die Menschen von den öffentlichen Lastern und Ausschweifungen abzuziehen; und die weiseste, erhabenste, und für die Nothdurft der Menschen bequemste Lehre zu verkündigen, mit einem Worte diejenige, welche sich unter allen, von

denen man jemals auf dem Erdboden hat reden hören, für das allerhöchste Wesen am besten schickte. Sehet, dieses ist die so hochgerühmte Weisheit, ich will sagen, die verachtungswürdigste Narrheit derer, welche die Welt starke Geister nennet.

Umschreibung des 13. Psalms.

Von
dem Heldenmuthe.

Das Glück, oder die Verwägenheit, haben können Helden machen, aber die Tugend allein kann große Leute hervorbringen. Es kostet weit weniger, Siege zu erfechten, als sich selbst zu überwinden. Es ist viel leichter Länder zu erobern und Völker zu bezwingen, als eine Leidenschaft zu bändigen. Die Treffen, in welchen die Herzhaftigkeit, Tapferkeit und Kriegswissenschaft das Beste gethan haben, gehören unter diejenigen seltenen Thaten, die man in dem Laufe eines langen Lebens gar leicht zählen kann. Und wenn man nur gewisse Augenblicke groß seyn darf: so nimmt die Natur alle ihre Kräfte zusammen, und die Ehrbegierde kann dasjenige auf eine kurze Zeit ersetzen, was der Tugend abgeht. Aber ein Prinz, der Herr über seine Leidenschaften ist, welcher an

sich

sich selbst lernet, wie er über andere herrschen soll; der von der in Händen habenden Macht und Gewalt nichts anders schmecken will, als die Sorgen und die Mühe, welche die Pflicht damit verbindet; der von seinen Fehlern mehr gerühret wird, als von den eitlen Lobsprüchen, welche dieselben in Tugenden verwandeln, der das Beyspiel, so er den Völkern zu geben verbunden ist, als das einzige Vorrecht seines hohen Standes ansieht; der keinen andern Zaum und keine andere Richtschnur, als seine Begierden hat, dennoch aber die Regel und Richtschnur selbst zu einem Zaume aller seiner Begierden machet; welcher sieht, daß alle Menschen um ihn herum bereit sind, seinen Leidenschaften zu dienen, dennoch aber glaubet, er sey selbst nur deswegen da, daß er für ihre Nothdurft sorgen solle, der alles misbrauchen kann, und sich doch auch so gar dasjenige versaget, was er sich mit Rechte erlauben könnte; mit einem Worte, der von allen Reizungen des Lasters umgeben ist, aber niemals etwas anders, als Tugend von sich blicken läßt; ein Prinz von dieser Art ist der schönste Anblick, den Gott der Welt verschaffen kann. Ein einziger von seinen Tagen zählet mehr rühmliche Thaten, als der lange Lebenslauf eines Weltbezwingers. Der eine ist nur einen Tag lang ein Held gewesen, der andere aber ist es in seinem ganzen Leben. I. Th. 197. 199. S.

Die großen Männer, welche diesen Ehrentitel nur allein gewissen Handlungen, die ein Aufsehen machen, zu danken haben, haben bisweilen sonst nichts großes an sich, als was in die Augen fällt. Bey dergleichen seltenen Gelegenheiten legen die Augen der Menschen, und die rühmlichen Unternehmungen, der Seele eine Stärke und eine Größe bey, die ihr nicht eigen ist. Der Stolz entlehnet die Gesinnungen der Tugend. Der Mensch übertrifft

sich selbst, und zeiget sich auf eine ganz andere Art, als er wirklich beschaffen ist. Wie viele in den Geschichten berühmte Weltbezwinger scheinen, wenn sie sich an der Spitze der Kriegsheere befinden, oder eine Schlacht liefern, weit über die Helden erhaben zu seyn? Wenn man aber ihren Lebenswandel und ihr Verhalten gegen ihren Nächsten betrachtet: so waren sie kaum Menschen. Es rühret dieses daher, weil sich der Mensch bey gewissen sonderbaren Gelegenheiten gleichsam auf der Schaubühne befindet, und eine fremde Person vorstellet. Aber bey den Handlungen, die in dem gemeinen Leben vorfallen, ist er, so zu sagen, wider zu sich selbst gekommen. Man erblicket ihn, wie er eigentlich beschaffen ist. Er leget die fremde Person ab, und zeiget uns seine eigene. IX. Theil, 107. Seite.

Von
der Gesprächigkeit.

Es giebt eine Art verborgener und unerforschlicher Menschen, derer Herz allezeit von einer gewissen verdrießlichen Decke umgeben ist; welche, indem sie sich verbergen, sich bey dem Volke in Ansehen setzen; die man nur deswegen so sehr verehret, weil man sie niemals gesehen hat; und welche, wie jene Höhlen, die ehemals durch eine nichtige Religion geheiliget wurden, sonst nichts ehrwürdiges an sich haben, als ihre Dunkelheit. Man sieht sie gewisse geheiligte Augenblicke der Einsamkeit beobachten, die man erfunden hat, die Trägheit zu ehren. Ihre Häuser sind stolze und hoffärtige Häuser, in welchen diejenigen, so daselbst etwas zu verrichten haben, fast mehr darauf denken, wie sie mit ihrem Richter reden, als wie sie ihm ihr Recht und ihre Gerechtigkeit vorstellen wollen; wo man, bey einem tiefen Stillschweigen, und einer Ehrerbiethung, die einer göttlichen Verehrung gleicht, wartet, bis sich die Gottheit sehen läßt, und wo tausend Unglückseligen ihr Elend bey weitem nicht so beschwerlich ist, als ihr Verdruß. Bey ihnen ist ein bloßes Versehen ein Verbrechen, das man kaum mit vieler Mühe wieder gut machen kann. Nichtige Götzen, vor welche man nicht anders, als auf den Knien kommen; die man nicht an-

ders, als auf eine feyerliche Art bedienen; und nur auf eine religiöse Art anrühren kann; ja welche, wie die Bundeslade der Israeliten, tödten würden, wenn man es bey allem guten Willen ihnen zu helfen, an der geziemenden Ehrerbiethung mangeln ließe. IX. Th. 12. 14. S.

Ein gespräches Wesen und die Leutseligkeit würden die natürlichen Tugenden der Großen seyn, wenn sie bedächten, daß sie die Väter ihres Volkes wären. Weit gefehlt, daß die Verachtung und der Stolz Vorzüge ihres hohen Standes sind, sie sind vielmehr ein Misbrauch und Schandfleck desselben, und sie sind nicht mehr würdig Herren ihrer Unterthanen zu seyn, so bald sie vergessen, daß sie die Väter derselben sind. X. Th. 230. S.

Diejenigen, die sich mit einem zweifelhaften Alterthume schmücken, und welchen man den Glanz und die Vorzüge ihrer Vorfahren ingeheim nicht zugesteht, befinden sich in einer beständigen Furcht, man möchte von der Grösse ihres Geschlechtes nicht unterrichtet seyn. Sie führen sie deswegen beständig in dem Munde; sie glauben die Wahrheit derselben durch einen angenommenen Stolz und Hochmuth zu bestätigen; sie setzen ein hoffärtiges Wesen an die Stelle der Titel; und indem sie mehr verlangen, als ihnen gebühret: so machen sie, daß man ihnen auch so gar dasjenige streitig machet, was man ihnen erzeigen sollte. Man ist von seinem hohen Stande nicht so sehr gerühret, wenn man geboren ist, um groß zu seyn. Wer von der hohen Ehrenstufe, auf welche ihn die Geburt und das Glück erhoben haben, geblendet wird, der war nicht dazu bestimmt, daß er so hoch steigen sollte. Die höchsten Ehrenstaffeln stehen allemal weit unter großen Seelen; nichts machet sie aufgeblasen; nichts blendet sie, weil nichts höher ist, als sie sind. I. Th. 88. S.

Es giebt Menschen, welche die Barmherzigkeit mit einer sehr großen Härtigkeit gegen die Armen begleiten. Indem man ihnen eine hülfreiche Hand biethet: so zeiget man ihnen ein so hartes und finsteres Gesicht, daß ihnen eine bloße Verweigerung nicht so betrübt gewesen seyn würde, als eine so trockene und grausame Liebe. Denn das Mitleiden, welches von unserem Elende gerührt zu seyn scheint, tröstet sie fast eben so sehr, als die Gabe, womit man ihnen zu statten kömmt. IV. Th. 194. 195. S.

Es pflegt gar oftmals zu geschehen, daß, wenn man ein hohes Ehrenamt bekleidet, man eine so strenge Mine an sich nimmt, und so ungern jemanden vor sich läßt, daß es die Elenden und Geplagten für ihr größtes Unglück halten; wenn sie sich genöthiget sehen, mit demjenigen zu reden, der sie von ihrer Noth befreyen soll. Unterdessen sind die Ehrenstellen, welche uns über die Völker erheben, nur allein um ihrentwillen gemacht. Die öffentlichen Ehrenämter rühren von den öffentlichen Bedürfnissen her. Und wenn die Macht und Gewalt ein schweres Joch seyn soll: so soll sie für die eines seyn, die sie ausüben, und damit bekleidet sind; nicht aber für diejenigen, welche sie anflehen, und Schutz und Hülfe bey ihr suchen. Es ist wahr, die Gütigkeit würde bey Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten ganz allein etwas gefährliches seyn, wenn sie nicht durch eine gerechte Strenge gemäßiget würde. Und gleichwie die Prinzen das Scepter führen, um dadurch anzuzeigen, daß sie die Hirten ihrer Völker sind, und für sie sorgen sollen: also tragen sie auch das Schwerdt, um zu bedenken, daß sie die Misbräuche derselben entweder verbessern, oder bestrafen sollen. X. Th. 230. 231. S.

Oftmals vertreibt ganz allein die bloße Gemüthsbeschaffenheit weit mehr, als der Stolz, diejenige Heiterkeit

aus dem Gesichte der Großen, welche sie leutselig und gesprächig machet; und es rühret solches vielmehr von einer ungleichen Gedenkungsart, als von einem Hochmuthe her. Da sie mit ihren Ergötzlichkeiten beschäfftiget, und der Ehrerbiethung, die man ihnen erweist, überdrüßig sind: so nehmen sie diese nicht anders, als mit Widerwillen an. Die Gesprächigkeit scheint in Ansehung ihrer eine Pflicht zu seyn, die ihnen ungelegen und unbequem ist. Je mehr sie geehret werden, desto beschwerlicher fällt ihnen die Ehre, die man ihnen erzeiget; und sie entziehen sich oftmals der öffentlichen Ehrerbiethung, damit sie sich der Ungemächlichkeit sich gegen dieselbe empfindlich zu erweisen, entziehen mögen. Aber was für ein hartes Herz muß man nicht von Natur haben, wenn man es für eine Last hält, sich leutselig zu erzeigen! Ist es nicht eine Grausamkeit, wenn man von den Merkmaalen der Liebe und der Ehrerbiethung, die uns diejenigen, so unter uns stehen, erweisen, nicht nur nicht gerührt wird; sondern wenn man sie auch noch dazu mit Verdruß annimmt? Heißt das nicht deutlich zu verstehen gegeben, man sey der Neigung und Liebe der Völker nicht würdig, wenn man die zärtlichsten Beweisthümer derselben verwirft? Kann man sich wohl in diesem Stücke auf die verdrießlichsten Augenblicke berufen, welche mit der Sorge für die Größe und das Ansehen verbunden sind? Ist wohl die Gemüthsbeschaffenheit ein Vorrecht für die Großen, das ihre Laster entschuldigen kann? Wenn es ja jemals erlaubt seyn könnte, mürrisch, wunderlich, verdrießlich, und so wohl andern, als sich selbst zur Last zu seyn: so würde es jenen Unglückseligen erlaubt seyn müssen, welche von dem Hunger, dem Elende, der Noth, den häuslichen Bedürfnissen, und von allen verdrießlichen Sorgen gequälet werden. Sie würden es weit eher verdienen,

nen, daß man sie entschuldigte, wenn sie, da ihr Herz ohnedem schon oftmals mit Betrübniß, Bitterkeit und Verzweifelung angefüllet ist, bisweilen etwas davon äußerlich merken ließen. Daß aber die Großen, daß die Glückseligen auf der Welt, die alles anlachet, und welche allenthalben nichts als Freude und Vergnügen antreffen, aus ihrer Glückseligkeit so gar ein Vorrecht erzwingen wollen, das ihren Verdruß und ihren seltsamen Eigensinn entschuldigen soll; daß es ihnen vor andern erlaubet seyn soll, deswegen verdrießlich, unruhig und ungesprächig zu seyn, weil sie weit glückseliger als andere sind; daß sie es als ein dem Wohlstande eigenes Recht ansehen, die Unglückseligen, so bereits unter dem Joche ihres Ansehens und ihrer Macht seufzen, noch dazu mit der Last ihres Eigensinnes zu beschweren, das ist allerdings etwas sehr seltsames. Würde wohl dieses das Vorrecht der Großen, oder vielmehr die Strafe dafür seyn, daß sie ihre Größe so übel gebrauchen? I. Th. 92. 93. S.

Es giebt nichtswürdige Menschen, welche glauben, die Prinzen verdienten unsere Lobeserhebungen nicht eher, als wenn sie ihr Stolz und Hochmuth unserer Liebe unwürdig machten; ein zärtliches und mitleidiges Herz beschimpfe einen hohen Stand und eine vornehme Geburt; die Leutseligkeit setze den Menschen herunter, und man müsse hart und eigensinnig seyn, wenn man was großes vorstellen wolle. O was für eine Strafe würde es nicht für das menschliche Geschlecht seyn, wenn derjenige, welcher der Welt die Prinzen giebt, diese irrigen Begriffe dergestalt bestrafte, daß er uns Herren gäbe, die ihnen gleich wären! Und was bringt wohl der Größe und Hoheit mehr Ehre, als die Leutseligkeit? Die Prinzen sind nur deswegen mächtig, damit sie gütig seyn sollen. Sie haben, wenn

ich es sagen darf, ihre Macht und ihre Hoheit unserer Dürftigkeit zu danken; und wenn es keine Schwache und Unglückselige gäbe: so würde auch der Himmel der Welt keine Herren gegeben haben. X. Th. 66. S.

Man beweinet bey einem weltlichen Schauspiele, die erdichteten Begebenheiten einer auf dem Schauplatze stehenden Person. Man beehret ein verstelltes Unglück mit einem wahren Mitleiden. Wenn man von einem Schauspiele hinweg geht: so ist das Herz von der Erzählung der Unglücksfälle eines erdichteten Helden noch völlig eingenommen. Wenn uns aber bald hierauf ein Elender voller Wunden begegnet, der uns seine übergroße Noth erzählen will: so sind wir unempfindlich. Haben wir denn alle unsere Empfindlichkeit bey einem Schauplatze zurücke gelassen? und muß man, um uns zu rühren, den Ehrgeiz, die Rache, die Wollust, und alle Gräuel der heydnischen Zeiten wiederum aufleben lassen? IV. Th. 196. S.

Es liegt in der Gesprächigkeit eine Art von Vertrauen zu sich selbst, welches den Großen so wohl ansteht, und machet, daß man nicht befürchtet, man werde sich verringern, wenn man sich herunter läßt; ja welches gleichsam eine Art von friedfertiger Tapferkeit und Herzhaftigkeit ist. Das heißt schwach und furchtsam seyn, wenn man nicht gesprächig, sondern vielmehr stolz ist. Die Ursache, warum die Fürsten und Großen, welche den Völkern niemals ein anderes, als ein strenges und verächtliches Angesicht zeigen, weit weniger zu entschuldigen sind, ist diese; weil es ihnen so wenig kostet, sich die Herzen eigen zu machen. Sie haben hierzu weder Mühe noch Nachdenken vonnöthen. Ein einziges Wort, ein liebreiches Lächeln, ja ein einziger Blick ist schon dazu hinlänglich. Das Volk bezahlet ihnen alles. Ihr hoher Stand leget

allen Dingen einen gewissen Werth bey. Und kann man wohl Herzen, die man um einen so geringen Preiß haben kann, entwischen lassen? Heißt das nicht sich selbst verringern, wenn man alle Leutseligkeit so gar sehr verachtet! Und verdienet man wohl den Namen eines Großen, wenn man nicht einmal die Menschen nach ihrem Werthe zu schätzen weiß? Hat nicht die Natur den Völkern und Unglückseligen dadurch schon eine große Last auferleget, daß sie dieselben in der Unterwürfigkeit und gleichsam in der Sclaverey hat lassen geboren werden? Ist es nicht genug, daß die Niedrigkeit oder Unglückseligkeit ihres Standes es ihnen als eine Pflicht, und gleichsam als ein Gesetz vorschreibt, in dem Staube zu kriechen, und sich ehrerbiethig zu bezeigen? Muß man ihnen das Joch durch Verachtung, und durch einen an sich selbst verachtungswürdigen Stolz, noch schwerer machen? Ist es nicht genug, daß ihre Unterthänigkeit schon eine Last ist? Muß man noch machen, daß sie sich derselben, als eines Verbrechens schämen? Und wenn sich ja jemand seines Standes schämen sollte, wer sollte es wohl thun, der Arme, der ihn erträgt, oder der Große, der ihn misbraucht? I. Th. 90-92. S.

Man wirft oftmals den Elenden und Unglückseligen ihre Kräfte, ihre Faulheit, und ihr Herumlaufen vor. Man giebt ihnen zu verstehen, sie wären an ihrem Elende und an ihrer Dürftigkeit selbst Schuld. Und indem man ihnen zu Hülfe kömmt: so erkauft man sich dadurch das Recht, ihnen auf eine ungestüme und schimpfliche Art zu begegnen. Wenn es aber einem solchen unglückseligen Menschen, dem man Gewalt und Unrecht thut, erlaubt wäre, uns zu antworten; wenn sein elender und schlechter Zustand seiner Zunge nicht den Zaum der Scham und Ehrfurcht angeleget hätte; so würde er zu uns sagen: Was wer-

werfet ihr mir vor, ich führete ein müßiges und unnützes Leben, und ich gienge in der Irre herum? Womit beschäfftiget ihr euch bey eurem Ueberflusse? Mit den Sorgen des Stolzes, den Unruhen des Glücks, den Bewegungen der Leidenschaften, und den Klügeleyen der Wollust. Ich kann ein unnützer Knecht seyn: seyd ihr aber nicht selbst ein ungetreuer Knecht? O! wenn die Lasterhaftesten hier auf der Welt die Aermsten und Unglückseligsten wären; würdet ihr wohl vor mir etwas voraus haben? Ihr werfet mir Kräfte vor, derer ich mich nicht bediene; allein, wozu gebrauchet ihr die eurigen? Ich sollte nicht essen, weil ich nicht arbeite: seyd denn ihr aber von diesem Gesetze befreyet? Seyd ihr nur deswegen reich, damit ihr ein unanständiges, wollüstiges Leben führen möget? Und sind eure Verschwendungen erlaubter, als der unschuldige Kunstgriff, dessen ich mich bediene, mein elendes Leben fortzubringen? IV. Th. 155. S.

Ein wahrhaftig gesprächer Prinz läßt dem hohen Glanze seiner Geburt das Ansehen, welches macht, daß man sie in Ehren hält; er nimmt aber von demselben das eigensinnige und stolze Wesen hinweg, welches die Größe und Hoheit um nichts vermehret, den Großen aber gar vieles raubet. Er behält von seinem hohen Stande nur dasjenige bey, was nöthig ist, das gespräche Wesen, vermöge dessen er sich herunter läßt, noch angenehmer zu machen; und er weiß, vermöge eines von seiner Person unzertrennlichen Reizes, sich entweder Ehrerbiethung zu wege zu bringen, oder den Furchtsamen einen Muth zu machen, daß man, wenn man von ihm hinweg geht, allezeit das Vergnügen bey sich empfindet, sich nicht nur an ihm ergötzet zu haben, sondern auch mit sich selbst zu frieden zu seyn. IX. Th 114. 115. S.

Der Stolz, welcher gemeiniglich das Laster der Grossen ist, sollte sich nur bey dem Pöbel finden lassen. Man würde es, wie es scheint, denen, welche, so zu sagen, in dem Staube geboren werden, weit eher zu gute halten können, wenn sie sich aufbliesen, wenn sie sich erhüben, und durch einen heimlichen Stolz denen gleich zu machen sucheten, unter welche sie ihre Geburt so gar sehr erniedriget hat.

Unsere Könige verlieren nichts dabey, wenn sie einen jedweden vor sich lassen. Die Liebe der Völker ist ihnen gut dafür, daß man ihnen die schuldige Ehrerbiethung niemals versagen werde. Der Thron ist nur deswegen erhaben, damit er denen eine Zuflucht seyn möge, welche die Prinzen um ihre Gerechtigkeit und Gnade demüthigst anflehen. Je leichter sie ihren Unterthanen den Zutritt zu demselben machen, desto mehr vermehren sie seinen Glanz und seine Majestät. Und ist es nicht der Billigkeit gemäß, daß dasjenige Volk, welches unter allen denen, die auf dem Erdboden wohnen, seine Regenten am brünstigsten liebet, auch mehr Recht, als ein anderes, habe, sich denselben zu nähern?

Nichts bringt Leute von einer schlechten und geringen Herkunft mehr auf, als der erstaunliche Unterschied, der sich zwischen ihnen und den Großen befindet. Sie können sich allemal mit der eitlen Einbildung schmeicheln, die Natur habe unrecht gehandelt, daß sie sie in der Dunkelheit habe lassen geboren werden; da sie hingegen den Glanz des Blutes und der Titel für so viele andere aufbewahret habe, deren ganzes Verdienst in ihrem Namen besteht. Je niedriger und geringer sie sind, desto weniger glauben sie, daß sie sich an ihrem rechten Orte befinden. Es sind auch der Stolz und der Hochmuth solche Dinge, die oftmals bey den Geringsten unter dem Volke angetroffen werden;

den; und es ist zu den alten Zeiten der Monarchie mehr als einmal geschehen, daß er sich empöret hat, daß er das Joch der Edlen und Großen hat abwerfen, und eine Zusammenverschwörung anspinnen wollen, die ihren gänzlichen Untergang zum Zwecke gehabt hat. Die Großen hingegen, welche schon von der Natur so hoch gesetzet sind, können nicht mehr Ehre erlangen, als wenn sie sich erniedrigen. Von Seiten des Ranges und der Geburt können sie sich weiter keinen Vorzug verschaffen, sondern nur *allein* durch die Gesprächigkeit. Und wenn ihnen ja noch ein Stolz zu gute zu halten ist: so ist es der, welchen sie darinnen suchen, daß sie leutselig und gesprächig werden.

Der Stolz entsteht bey Leuten von mittelmäßigem Stande, bey welchen ihn weiter nichts, als eine List verbirgt. Dieses ist ein gewisser Beweis, daß man etwas verlieren würde, wenn man sich gar zu sehr in der Nähe sehen ließe. Man decket mit dem Stolze Fehler und Schwachheiten zu, welche der Stolz selbst verräth und bekannt machet. Man ersetzet, so zu sagen, durch den Stolz dasjenige, was den Verdiensten abgeht, und man weiß nicht, daß die Verdienste nichts an sich haben, das ihnen weniger gleicht, als der Stolz.

Die unsichtbaren und weibischen Prinzen, vor welchen man nicht ohne Lebensgefahr erscheinen durfte, wenn man nicht ausdrücklichen Befehl dazu erhalten hatte, und deren bloße Gegenwart das Blut in den Adern der Supplicanten in Eis verwandelte, waren, wenn man sie in der Nähe betrachtete, weiter nichts, als schwache Götzen, ohne Seele, ohne Leben, ohne Muth und ohne Tugend. Da sie sich in dem Innersten ihrer Palläste nur unter geringen Sclaven befanden, und sonst mit niemanden einigen Umgang hatten, gleich als ob sie es nicht werth gewesen wären,

ren, sich vor den Leuten sehen zu lassen, oder als ob andere, die eben solche Menschen, wie sie, waren, nicht würdig gewesen wären, sie zu sehen: so bestund ihre ganze Majestät in der Dunkelheit und Einsamkeit.

Die Gesprächigkeit ist gleichsam der unzertrennliche Charakter und das gewisseste Kennzeichen der Größe. Die Nachkommen jener berühmten und alten Geschlechter, welchen niemand den Vorzug des Namens und das Alterthum des Geschlechtes streitig macht, tragen den Stolz ihrer Geburt nicht an ihrer Stirne. Sie würden auch dieselbe unbekannt bleiben lassen, wenn sie anders unbekannt bleiben könnte. Die öffentlichen Denkmäler sagen genug davon, ohne daß sie selbst davon reden dürfen. Man kennet ihren hohen Stand an nichts anders, als an einer edlen Einfalt. Sie machen sich weit ehrwürdiger, indem sie die Ehrerbiethung, die man ihnen schuldig ist, nicht anders, als ungern annehmen; und unter so vielen Titeln, die sie auf eine vorzügliche Art von andern unterscheiden, ist die Höflichkeit und die Gesprächigkeit der einzige Vorzug, nach welchen sie streben. I. Th. 86 - 90. S.

Von der Ehre.

Die allezeit eitlen Menschen haben seit langer Zeit die Ehre zu ihrem Götzen gemachet. Sie verlieren sie mehrentheils, indem sie dieselbe suchen; und sie glauben sie gefunden zu haben, wenn man ihrer Eitelkeit die Lobsprüche beyleget, welche nur allein der Tugend gehören. I. Th. 124. S.

Die Ehre, die mit den Großen ein Ende nimmt, ist allemal eine falsche Ehre. Sie wird mehr ihren Titeln, als ihren Tugenden erwiesen. Sie ist ein falscher Glanz, der die Oerter, an welchen sie sich befinden, umgiebt, der aber nicht von ihnen selbst herkömmt. Sie sind unaufhörlich von Bewunderern umgeben, inwendig aber leer von den Eigenschaften, die man bewundert. Diese Ehre ist eine Frucht des Irrthums und der Schmeicheley; und man darf sich nicht wundern, wenn man sie mit demselben ein Ende nehmen sieht. Von dieser Art ist die Ehre der mehresten Fürsten und Großen. Man ehret ihre noch rauchende Asche mit einem Ueberbleibsel von Lobsprüchen; man füget diese eitle Auszierung der Pracht ihres Leichenbegängnisses noch bey: aber den Tag hernach ist alles vorüber und verschwunden. Man schämet sich der Lobsprüche, die man ihnen beygeleget hat. Es ist eine veraltete und abgeschmackte Sprache, derer man sich nicht noch einmal bedienen würde. Es schämen sich beynahe die öffentlichen

Denk-

Denkmäler, auf welchen sie noch geschrieben stehen, und wo sie, wie es scheint, nur deswegen noch befindlich sind, damit sie öffentlich ein Andenken erneuern, das sie widerleget. Es überleben also die Schmeicheleyen ihre Helden niemals; und weit gefehlt, daß die erkauften Lobreden die Ehre der Fürsten unsterblich machen, sie verewigen nur die Niederträchtigkeit, den Eigennutz, und die Leichtsinnigkeit derer, welche ihnen dieselben beygeleget haben. I. Th. 117. Seite.

Die herrlichen und in die Augen fallenden Thaten, und die großen Begebenheiten, so dieselben nach sich ziehen, verschaffen nicht allemal ein Recht, auf die Ehre einen Anspruch zu machen. Ich weiß, daß die Welt mit denselben Ehre verbindet, und daß bey ihr gemeiniglich nicht die Tugenden, sondern die glücklichen Unternehmungen große Leute machen. Eroberte Provinzen, gewonnene Schlachten, Unterhandlungen, die mit vieler Mühe sind zu Stande gebracht, ein wankender Thron, welcher ist befestiget worden; das sind diejenigen Dinge, welche die Titel und die Innschriften bekannt machen, und denen die Welt öffentliche Lobreden und Denkmäler widmet, um das Andenken derselben zu verewigen. Ich verlange nicht, daß man diese Merkmaale der öffentlichen Erkenntlichkeit verächtlich machen soll. Alles, was den Menschen Nutzen bringt, ist, in einem gewissen Verstande, ihres Dankes würdig. Da die Nacheiferung den Ländern vortreffliche Unterthanen verschaffet: so müssen die Belohnungen die Nacheiferung erwecken, und den glücklichen Unternehmungen müssen die Belohnungen allemal auf dem Fuße nachfolgen. I. Th. 135. S.

Wo ist wohl ein Leben, das, wenn es auch noch so schön und vortrefflich seyn mag, nicht seine Mängel und Gebrechen haben sollte? Wo sind die Siege, die nicht eine für den Ueberwinder eben nicht gar zu rühmliche Seite haben sollten? Welches sind die Unternehmungen, von welchen die einen nicht von ungefähr eben den Erfolg haben, der bey andern der Geschicklichkeit und Weisheit Ehre bringt? Welches sind die Heldenthaten, die man nicht dadurch verkleinert und geringschätzig macht, daß man *niederträchtige* und unanständige Bewegungsgründe hervor suchet, die sie verursachet haben sollen? Mit einem Worte, wo sind die Helden, aus welchen die Bosheit, oder vielleicht auch wohl die Wahrheit, nicht Menschen machet? I. Th. 189. S.

Es ist kein Prinz und kein Großer zu finden, dem nicht, seiner niederträchtigen Sitten und ausschweifenden Neigungen ungeachtet, eitle Schmeicheleyen die Ehre und die Unsterblichkeit versprechen, und welcher sich nicht auf den Beyfall der Nachkommen Rechnung machen sollte, auf die doch vielleicht nicht einmal sein Namen kömmt, oder denen er wenigstens nicht anders, als wegen seiner Laster bekannt seyn wird. Es ist zwar an dem, daß die Welt, welche diese Kothgötzen aufrichtet, dieselben auch des Tages darauf selbst wieder über einen Haufen wirft, und sich bey Gelegenheit in den folgenden Zeiten durch ihre freyen Urtheile und Tadelungen wegen ihrer gezwungenen und ungerechten Lobsprüche rächet. Sie wartet so gar nicht einmal so lange. Der öffentliche frohlockende Beyfall, den man den mehresten Großen bey ihren Lebzeiten ertheilet, wird fast allemal auch sogleich durch die heimlichen Urtheile und Gespräche widerleget. Ihre Lobreden erneuern

nur

nur das Andenken ihrer Mängel und Gebrechen. Kaum sind sie aus dem Munde desjenigen, der sie bekannt macht, gegangen, so ersterben sie, so zu sagen, in seinem Herzen, das sie nicht glaubt. I. Th. 124. 125. S.

Die herrlichsten Siege bedecken die schändlichsten Laster der Helden nicht. Man lobet die Thaten, und verachtet die Person. Man hat zu allen Zeiten wahrgenommen, daß der größte Ruhm an den Sitten des Helden gestrandet ist, und daß seine Lorbeern von seinen Schwachheiten sind geschändet worden. Die Welt, welche die Tugend zu verachten scheint, schätzet indessen doch nichts so hoch, und verehret nichts mehr, als sie. Sie richtet den großen Thaten der Weltbezwinger prächtige Denkmäler auf; sie erfüllet den Erdboden mit dem Schalle der Lobeserhebungen; eine erhabene Poesie besingt sie, und machet sie unsterblich; ein jeder Achilles hat seinen Homer. Die Beredtsamkeit erschöpfet sich, um ihnen Glanz und Ansehen zu geben. Die äußerliche Schale des Lobes, die mühsamen Lobreden gehören für die Gewohnheit und die Eitelkeit. Die geheime Bewunderung und das wahre und aufrichtige Lob wird nur der Tugend und Wahrheit gewidmet und beygeleget. I. Th. 196. S.

Dringet bis in die Bewegungsgründe der herrlichsten Thaten und der größten Begebenheiten ein; alles ist an denselben äußerlich schön und glänzend. Ihr sehet den Held. Aber gehet weiter, suchet den Menschen selbst: so werdet ihr nichts, als Staub und Asche antreffen. Der Ehrgeiz, die Eifersucht, die Verwägenheit, ja oftmals auch Furcht und Verzweifelung haben der Welt die größten Schauspiele und herrlichsten Begebenheiten verschaffet.

Es sind oftmals die allerschlechtesten Bewegungsgründe, die uns zur Ehre antreiben, ja die Wege, die uns zu derselben führen, entfernen uns fast allezeit selbst von ihr. I. Theil. 136. 137. S.

Ein tugendhafter Prinz, der seine Unterthanen weislich regieret, hat von den Reden der Menschen nichts zu befürchten. Seine Ehre hat vielleicht ganz allein Neider erwecken können: aber seine Tugend wird sie so gar ehrwürdig machen. Seine Unternehmungen werden vielleicht Tadler gefunden haben: aber seine Tugend wird sein Verhalten vertheidigen. Sein Glück kann die Eifersucht oder das Mistrauen seiner Nachbarn erreget haben: aber wegen seiner Tugend wird er die Zuflucht und der Schiedsrichter derselben werden. Sein Vornehmen wird niemals Verdacht erwecken, weil es allezeit von der Gerechtigkeit wird begleitet seyn. Man wird sich vor seiner Ehrbegierde niemals hüten dürfen, weil sie die Gränzen seiner Rechte niemals überschreiten wird. Sein Land wird die Plage des Krieges niemals empfinden, weil er es für ein Laster halten wird, fremde Länder ohne Ursache feindselig anzufallen. Er wird die Völker und die Könige mit einander vielmehr versöhnen, als daß er, um sie zu schwächen, Zwietracht unter ihnen stiften, und seine Macht auf ihren Trennungen und auf ihrer Schwäche aufrichten sollte. Seine Mäßigung wird der sicherste Wall seines Reiches seyn. Er wird keiner Wache an der Thüre seines Palastes bedürfen; die Herzen seiner Unterthanen werden seinen Thron umgeben, und anstatt der Schwerdter, die ihn beschützen, um denselben herum blinken. Er wird seine Macht und sein Ansehen nicht nöthig haben, sich Gehorsam zu verschaffen. Die Befehle werden am sichersten erfüllet,

let, wenn sie die Liebe vollstrecket; und man wird sich ohne Murren unterwerfen, weil man nicht dazu gezwungen ist. Alle seine Macht wird ihn kaum zum Herrn über seine Völker gemacht haben: aber vermöge seiner Tugend wird er so gar der Schiedsrichter der Monarchen werden. I. Th. 190. Seite.

Lasset uns hören, was diejenigen sagen, die sich ehemals um solche Menschen befunden, welche ihre glücklichen Unternehmungen berühmt gemacht hatten. Sie trafen bey ihnen oftmals weiter nichts großes, als den Namen an. Der Mensch verläugnete den Held. Ihr verlangtes Ansehen schämete sich ihrer niederträchtigen Sitten und Neigungen. Ihr vertrauter Umgang verrieth die Ehre ihrer Unternehmungen. Man muß nur an den Zeitpunct gedenken, in welchem sie ihre großen Thaten verrichtet haben, wenn man sich überreden will, daß sie diejenigen gewesen, die sie gethan hatten. Es verbergen also die so prächtigen Auszierungen, die uns blenden, und welche unsere Geschichte ausschmücken, oftmals die schlechtesten und geringsten Leute. Die Aufrichtigkeit des Herzens, die Wahrheit, die Herrschaft über die Leidenschaften, dieses ist die wahre Größe und die einzige wirkliche Ehre, die uns niemand streitig machen kann. Es könnte eine Regierung voller Wunder seyn; ein Prinz könnte die Ehre seines Namens bis an die äußersten Gränzen des Erdbodens ausbreiten; seine Tage könnten durch nichts, als durch seine Siege bezeichnet werden; er könnte die Kronen der Könige, seiner Vorfahren, mit neuen vermehren; die ganze Welt könnte von seinen Lobeserhebungen ertönen: Wenn aber vielmehr der Stolz, als die Ge-

rechtigkeit, die Seele seiner Unternehmungen wäre: so würde er kein großer König seyn. Seine Glückseligkeiten würden Laster, und seine Siege öffentliches Elend und Unglück seyn. Er würde das Schrecken seiner Nachbarn, aber nicht der Vater seines Volkes seyn. Seine Leidenschaften würden seine einzigen Tugenden seyn; ja diese würden, aller Lobeserhebungen ungeachtet, die ihm die Schmeicheley, die unsterbliche Gefährtinn der Könige, möchte beygeleget haben, in den Augen der Nachkommen, nichts anders, als wirkliche Laster bleiben. I. Theil, 137 = 139. Seite.

Von den Wohlthaten.

Man muß es so machen, daß die Menschen Vortheile von unserer Ehre haben, wenn wir wollen, daß sie unsterblich seyn soll. Wir können dieses aber nicht anders, als durch unsere Wohlthaten bewerkstelligen. Die großen Naturgaben und die Titel, welche uns über sie erheben, und nichts zu ihrem Glücke beytragen, blenden sie, ohne sie zu rühren, und werden viel eher ein Gegenstand des Neides, als der Liebe und öffentlichen Hochachtung. Die Lobsprüche, die wir andern beylegen, beziehen sich allezeit in gewisser Maaße auf uns selbst. Entweder der Eigennutz, oder die Eitelkeit, sind die geheimen Quellen derselben. Denn es sind alle Menschen eitel, und thun alles, was sie thun, fast nur allein um ihrentwillen; und gemeiniglich pflegen sie die Lobsprüche nicht umsonst wegzugeben, die sie erniedrigen, und welche gleichsam öffentliche Bekenntnisse von dem Vorzuge sind, den man vor ihnen hat. Aber die Erkenntlichkeit unterdrücket die Eitelkeit, und der Hochmuth läßt es willig zu, daß unsere Wohlthäter zugleicher Zeit unsere Obern und unsere Herren sind. I. Th. 114. S.

Was für ein Vergnügen muß man nicht empfinden, wenn man Elenden und Nothdürftigen zu Hülfe kömmt;

wenn man glückselige Menschen machet; wenn man über die Herzen herrschet, und sich den unschuldigen Zoll ihrer Lobeserhebungen und ihrer Danksagung erwirbt. Gesetzt wir hätten von unserer Mildthätigkeit weiter nichts, als das bloße Vergnügen; würde dieses für ein rechtschaffenes Herz nicht schon genug seyn? Und was ist so gar der Majestät, die auf dem Throne sitzt, lieber und angenehmer, als die Macht Gnade zu erzeigen? Würden wohl die Fürsten von ihrer Hoheit und Macht sehr gerühret werden, wenn sie dieselbe ganz allein genießen müßten? Lasset uns, wie es uns nur gefällt, unsere Reichthümer zu unsern Ergötzlichkeiten, zu unsern Verschwendungen, und zu unsern seltsamen Einfällen gebrauchen; wir werden sie doch niemals zu einem solchen Gebrauche anwenden können, der uns eine reinere, und dem Herzen anständigere Freude verschaffete, als wenn wir den Armen und Elenden damit aufhelfen. IV. Th. 202. S.

Man muß den Menschen nützlich seyn, wenn man in ihren Gedanken groß seyn will. Die Erkenntlichkeit trieb sie ehemals an, aus ihren Wohlthätern so gar Götter zu machen. Sie betheten die Erde an, die sie ernährte; die Sonne, die ihnen leuchtete; gutthätige Fürsten; einen Jupiter, der König in Creta, und einen Osiris, der König in Aegypten war, welche ihren Unterthanen weise Gesetze gegeben hatten, die Väter ihrer Völker gewesen waren, und sie binnen ihrer Regierung glücklich gemacht hatten. Die Liebe und die Ehrerbiethung, welche aus der Erkenntlichkeit entstehen, waren so lebhaft, daß sie so gar in einen Gottesdienst verwandelt wurden. I. Th. 113. S.

Wie können wohl die Großen ihren hohen Stand und ihren Ueberfluß auf eine angenehmere und schmeichelhaftere Art gebrauchen, als wenn sie die Menschen glücklich machen?

chen? Sich Ehrerbiethung zu wege zu bringen? Aber der Stolz wird ihrer selbst überdrüßig. Den Menschen zu befehlen, und ihnen Gesetze vorzuschreiben? Aber darum mögen sich die Macht und das Ansehen, keinesweges aber das Vergnügen bekümmern. Ihre Diener und Sclaven sich bis ins Unendliche um sich herum vermehren zu sehen? Aber dieses sind vielmehr Zeugen, die ihnen beschwerlich fallen, und einen Zwang auferlegen, als Dinge, die ihre Pracht vermehren. In kostbaren Palästen zu wohnen? Aber sie bauen sich Einöden, in welchen gar bald beschwerliche Sorgen und Verdrießlichkeiten bey ihnen einkehren. In denselben alle Ergötzlichkeiten zu genießen? Sie können zwar diese weitläuftigen Gebäude erfüllen, aber ihr Herz werden sie allezeit leer lassen. In ihrem Ueberflusse täglich neue Hülfsmittel, ihren Eigensinn zu befördern, zu finden? Die Mannichfaltigkeit der Hülfsmittel nimmt gar bald ab. Es ist alles gar bald erschöpfet. Man muß wieder auf das erste zurück kommen, und dasjenige unaufhörlich erneuern, was der Ueberdruß unschmackhaft, und der Müßiggang nothwendig gemacht hat. Sie mögen ihre Güter und ihre Macht, so lange sie wollen, zu allem, was nur der Stolz und das Vergnügen erdenken können, gebrauchen; sie werden zwar gesättiget werden, aber es wird ihnen keine Genüge thun. Alle diese Dinge werden ihnen zwar die Freude zeigen: aber sie werden sie nicht in ihrem Herzen zurücke lassen. Wenn sie sie hingegen anwenden, glückselige Menschen, und den Unglückseligen das Leben angenehmer und erträglicher zu machen, welche wegen ihres allzu großen Elendes vielleicht tausendmal gewünschet haben, daß der Tag ihrer Geburt auch sogleich die ewige Nacht ihres Grabes möchte gewesen seyn: so werden sie das Vergnügen, groß geboren zu seyn, empfinden.

Sie werden die rechte und wahre Süßigkeit ihres Standes schmecken. Dieses ist der einzige Vorzug, der ihn beneidungswürdig macht. Aller eitle Glanz, der sie umgiebt, ist für andere. Dieses Vergnügen aber gehöret für sie allein. Alles übrige hat seine Bitterkeiten. Dieses Vergnügen hingegen lindert sie ganz allein alle.

Die Freude, Gutes zu thun, ist auf eine ganz andere Art süße und rührend, als die Freude es zu empfangen. Genießet sie, so oft ihr wollet; es ist dieses ein Vergnügen, das nicht abnimmt. Je mehr man es schmecket, desto würdiger machet man sich, dasselbe zu genießen. Man wird seine eigene Glückseligkeit gewohnt, und gegen dieselbe nach und nach unempfindlich. Aber das Vergnügen der Urheber von der Glückseligkeit eines andern zu seyn, empfindet man zu allen Zeiten. Eine jedwede Wohlthat trägt unserer Seele diesen angenehmen und geheimen Zoll ab. Der lange Genuß der Ergötzlichkeiten, welcher das Herz gegen dieselben hart und unempfindlich machet, machet es hier alle Tage empfindlicher.

Leute von geringem Stande beneiden an den Großen nichts, als die Macht, Gnade erweisen, und zu der Glückseligkeit anderer etwas beytragen zu können. Man sieht ein, daß, wenn man sich an ihrer Stelle befände, man sich höchst glücklich schätzen würde, wenn man, durch Erweisung mancherley Wohlthaten, in dem Herzen anderer Menschen die Freude und das Vergnügen ausbreiten, und wenn man sich ihre beständige Liebe und Erkenntlichkeit zuwege bringen könnte. Wenn man bey einem mittelmäßigen Stande bisweilen groß und erhaben zu werden wünschet: so ist das erste, wozu man diese neue

Er-

Erhebung anzuwenden gedenket, dieses, daß man gutthätig seyn, und alle die, so um uns sind, an derselben Theil nehmen lassen wolle. Es ist dieses die erste Lehre der Natur, und die erste Regung, welche Leute von gemeinem Stande in sich empfinden. I. Theil, 97 = 99. Seite.

Von dem Gewissen.

Unsere Unruhen und Gewissensbisse bringen dem heiligen Gesetze, das wir übertreten, allenthalben Ehre. Allenthalben giebt uns der Verdruß und die Traurigkeit, die von dem Laster unzertrennlich sind, zu erkennen, daß die Ordnung und die Unschuld das einzige Glück sind, welches auf der Welt für uns bestimmt war. Wir mögen immerhin äußerlich mit einer eitlen Unerschrockenheit prahlen; das lasterhafte Gewissen verräth sich allezeit selbst. Eine grausame Furcht geht allenthalben vor uns her; die Einsamkeit beunruhiget uns, und die Finsterniß erschrecket uns. Wir glauben, wir sehen allenthalben Gespenster, welche uns die geheime Furcht unserer Seele vorrückten. Fürchterliche Träume stellen uns nichts, als traurige und betrübte Bilder vor; und das Laster, dem wir so begierig nachlaufen, verfolget uns alsdann wie ein grausamer Geyer, und hängt sich an uns, um uns das

Herz zu zerfressen, und uns für das Vergnügen, das es uns selbst verschaffet hat, zu bestrafen. V. Th. 131. S.

Die natürlichen Grundsätze der Billigkeit, Schamhaftigkeit und Redlichkeit befinden sich in unser aller Herzen. Die Regeln des Gesetzes sind uns, wenn wir geboren werden, in das Herz geschrieben. Ist die Tugend ja nicht unsere erste Neigung: so wissen wir doch wenigstens, daß sie unsere erste Pflicht ist. VIII. Th. 24. S.

Seit dem der Mensch ein Werk Gottes ist: so kann er nicht mehr anders, als dem Willen seines Schöpfers gemäß leben; und seit dem Gott den Menschen zu einem Werke seiner Hände, und zwar zu seinem vollkommensten Werke gemacht hat, so hat er ihn auf der Welt nicht auf ein ungewisses hinleben lassen können, ohne ihm seinen Willen zu offenbaren, das heißt, ohne ihm vorzuschreiben, was er seinem Schöpfer, seinem Nächsten, und sich selbst schuldig ist. Und als er ihn aus dem Staube hervorzog: so drückete er auch seinem Wesen ein lebhaftes Licht ein, welches seinem Herzen beständig vorgehalten wurde, und alle seine Pflichten in eine gewisse Ordnung brachte. V. Th. 141. Seite.

Vergeblich suchen uns bisweilen die Leidenschaften zu überreden, wir wären für die Ergötzlichkeiten geboren; und die Neigungen, welche die Natur in uns geleget hat, und die ein jeder in sich wahrnimmt, könnten keine Laster seyn. Eine solche seltsame Ueberredung kann eine lasterhafte Seele niemals zufrieden stellen. Sie ist weiter nichts, als ein Wunsch und ein Verlangen; denn man wollte gerne, daß alles dasjenige, was gefällt, recht wäre, aber es ist keine wirkliche Ueberzeugung. Es sind weiter nichts, als Worte: denn man macht sich eine Ehre daraus, wenn es scheint, als ob man sich über die gemeinen Grundsätze erhoben

hoben hätte: aber es ist keine wirkliche Empfindung. VIII. Theil, 24. S.

Wir sehen ein, daß die Ordnung verlangt, daß alle unsere Leidenschaften durch den Zaum des Gesetzes in eine gewisse Ordnung gebracht werden. Alle unsere Neigungen, die in ihrer Quelle verderbt sind, haben eine Regel nöthig, die sie verbessert und wiederum in Ordnung bringt. Wir ertheilen uns dieses Zeugniß selbst. Wir werden gewahr, daß sich unser Verderbniß eben so wohl auf die kleinsten, als auf die größten Dinge erstrecket; daß die Eigenliebe alle unsere Unternehmungen vergiftet, daß wir allenthalben unsere Schwäche gewahr werden, und allezeit der Ordnung und unserer Pflicht zuwider handeln. Wir sehen also, daß die Regel unsere Neigungen nirgends begünstigen, und uns allezeit als etwas strenges vorkommen soll, weil sie uns allezeit zuwider seyn soll; daß das Gesetz mit uns nicht übereinstimmen kann; daß alles, was unsern Neigungen schmeichelt, nicht das Mittel seyn könne, welches sie heilen und verbessern soll; daß alles, was unsere Begierden befördert, keinesweges der Zaum sey; der sie zurück halten soll; mit einem Worte, daß alles, was die Eigenliebe stärket, das Gesetz nicht ist, welches nur zu dem Ende gegeben worden, daß es sie zerstören und zernichten soll. Wir unterscheiden also, vermöge einer innerlichen und von unserem Wesen unzertrennlichen Empfindung, uns allezeit selbst von dem Gesetze; unsere Neigung von seinen Regeln, und unsere Ergötzlichkeiten von seinen Pflichten. Ja wir werden bey allen zweifelhaften Handlungen, wo wir uns für unsere Neigungen erklären, nur mehr, als zu deutlich gewahr, daß wir uns von dem göttlichen Gesetze entfernen, welches allezeit viel strenger ist, als wir selbst sind.

Wir haben, wenn wir, in Ansehung der mehresten von unsern Zweifeln, zu einer Gewißheit kommen wollen, nicht nöthig, deswegen geschickte Leute um Rath zu fragen, oder die Erläuterungen und Antworten außer uns zu suchen. Lasset uns nicht andere Leute fragen, wenn wir wissen wollen, was uns zu thun obliegt. Lasset uns die Aussprüche unseres eigenen Herzens anhören. Lasset uns der ersten Bewegung unseres Gewissens folgen: so werden wir uns allezeit zu derjenigen Parthey schlagen, welche mit dem göttlichen Gesetze auf das genaueste übereinstimmet. Der erste Eindruck des Herzens fällt allezeit für die Strenge der Regel wider die Milderung der Eigenliebe aus. Unser Gewissen wird allezeit weiter gehen, und allemal strenger seyn, als wir selbst sind. Und wenn wir *eine* Entscheidung nöthig haben: so werden wir sie vielmehr deswegen verlangen, daß sie die Strenge desselben mildern, als daß sie uns wegen seiner falschen Nachsicht eines bessern belehren soll. V. Th. 132. 138. S.

Dieses ist der Zustand eines unreinen und befleckten Gewissens. Der Sünder ist beständig sein eigener geheimer Ankläger. Er trägt allenthalben eine Quelle der Unruhe mit sich herum, die durch nichts kann gestillet werden. Er ist unglücklich, weil er seine unordentlichen Neigungen nicht überwinden kann, aber noch weit unglücklicher, weil er seine beschwerlichen Gewissensbisse nicht ersticken kann. Da er von seiner Schwachheit dahin gerissen, von seiner Einsicht aber wiederum auf den rechten Weg zurücke gebracht wird: so macht er sich das Laster, welches er ausübet, selbst *streitig*. Er wirft sich das unrechtmäßige Vergnügen auch so gar zu der Zeit, da er es genießet, vor. VIII. Th. 25. S.

Vergeblich suchen wir, nachdem wir uns von den Reizungen der Sinne haben dahin reißen lassen, das Joch der

heiligen Regeln abzuwerfen. Wir können unsere Ausschweifungen nicht einmal vor uns selbst rechtfertigen. Wir vertheidigen das Beste des Gesetzes allezeit ingeheim wider uns selbst. Wir treffen allemal die Vertheidigung der Regeln wider die Leidenschaften in uns selbst an. Wir können diesen innerlichen Zeugen der Wahrheit, welcher in uns für die Tugend streitet, durch nichts bestechen, oder auf andere Gedanken bringen. Wir werden allezeit ein heimliches Misverständniß zwischen unsern Neigungen und unserer Einsicht gewahr. Das Gesetz Gottes, welches in unserem Herzen ist geboren worden, empöret sich in demselben wider das Gesetz des Fleisches, das für den Menschen eine ganz fremde Sache ist. Es behauptet in demselben wider unsern Willen seine Wahrheit, wenn es sein Ansehen nicht behaupten kann. Es dienet uns anstatt eines Richters, wenn es uns nicht anstatt einer Regel dienen kann. Mit einem Worte, es machet uns unglücklich, wenn es uns nicht getreu machen kann. V. Th. 126. 127. S.

Wir haben beständig einen Richter in uns, der nicht kann bestochen werden; welcher die Tugend allezeit wider unsere liebsten Neigungen vertheidiget; der die unangenehmen Vorstellungen von unserer Pflicht und Schuldigkeit unter unsere stärksten Leidenschaften mischet; und welcher uns auch so gar, bey unsern Ergötzlichkeiten und bey unserem Ueberflusse unglücklich macht. VIII. Th. 24. S.

Von

Von der Unruhe und Unbeständigkeit des menschlichen Lebens.

Was ist das menschliche Leben sonst, als ein wildes und ungestümes Meer, auf welchem wir den Wellen beständig ausgesetzet sind, und wo unsere Umstände alle Augenblicke verändert, und wir in neue Unruhen versetzet werden? Was sind die Menschen selbst anders, als ein Ball ihrer thörichten Leidenschaften, und der unaufhörlichen Abwechselung der Begebenheiten? Da sie wegen ihres verderbten Herzens, an alle gegenwärtige Dinge gebunden sind: so befinden sie sich nebst ihnen in einer beständigen Bewegung. Sie gleichen den Bildern, welche von einem schnellen Rade herumgedrehet werden. Sie haben nirgends eine bleibende Stätte. Alle Augenblicke befinden sie sich in andern Umständen. Sie müssen sich nach der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge richten. Sie suchen bey der Creatur eine bleibende Stätte: sie sehen sich aber beständig genöthiget, sich von ihr los zu machen. Sie bilden sich immer ein, sie hätten nunmehr den Ort ihrer Ruhe gefunden: aber sie müssen ihren Lauf immer wieder vom neuen anfangen. Sie sind ihrer Unruhen

ruhen überdrüßig; sie werden aber doch immer von dem Wirbelwinde dahingerissen. Nichts verschaffet ihnen eine bleibende Stätte, nichts tröstet sie, nichts belohnt ihnen ihre Mühe, nichts lindert den Verdruß, den sie empfinden müssen; weder die Welt, die ihn verursachet; noch ihr Gewissen, das ihn noch größer machet. Sie trinken ihren bittern Kelch bis auf die Hefen aus. Sie mögen ihn immerhin aus einem Gefäße in das andere gießen; sie mögen sich immer wegen einer Leidenschaft mit einer neuen; wegen eines Verlustes mit einer neuen Eroberung; und wegen einer Ungnade mit einer neuen Hoffnung trösten: Es folget ihnen doch der Verdruß allenthalben auf dem Fuße nach. Sie verändern zwar ihre Umstände: aber sie verändern ihre Marter nicht. VI. Theil, 181. S.

Die Unbeständigkeit ist der wahre Character unseres Herzens. Wir werden fast alle Augenblicke, und fast bey einem jedweden Gegenstande gewahr, daß neue Eindrücke in uns entstehen. Wenn wir uns nur einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren: so kennen wir uns nicht mehr. Es entsteht in uns eine so unaufhörliche und so schnelle Folge von Begierden, Eifersuchten, Furcht, Hoffnung, Freude, Verdruß, Haß und Liebe, daß, wenn wir diesen verschiedenen und geheimen Wegen unserer Leidenschaften nicht beständig nachfolgen, wir weder den Anfang, noch den Fortgang derselben mehr erblicken. Sie verlieren sich, so zu sagen, in ihrer Vielheit und Menge; und unser Herz wird ein Abgrund, den wir nicht mehr ergründen können, und wovon wir niemals etwas mehr, als die Oberfläche wahrnehmen.

Die Menschen sind sich nicht einen Augenblick gleich. Sie gehen keinen gewissen und beständigen Weg, und ihre Unternehmungen widersprechen einander beständig. Alle

ihre Tage sind voll Veränderungen und Ungleichheiten, welche machen, daß wir sie aus den Augen verlieren. Ihr Gang gleichet dem Gange eines Unsinnigen, welcher geht, umkehret, und sich wieder wo anders hin wendet, ohne zu wissen, wohin ihn seine Schritte führen sollen. Sie ermüden und matten sich ab, und gelangen doch niemals zum Zwecke. Ihre Unbeständigkeit ist ihnen selbst beschwerlich, und sie können sie doch nicht auf etwas gewisses lenken. Sie wird eine Last, die sie drücket, derer sie sich aber doch nicht entledigen können. Sie macht ihren ganzen Fehler aus, gleichwie sie auch ihr ganzes Unglück, und ihre grausamste Strafe ist.

Umschreibung des 18 Psalms.

Die Unruhen wegen des Zukünftigen machen das bitterste Gift des menschlichen Lebens aus; und die Menschen sind nur deswegen unglückselig, weil sie sich nicht in die gegenwärtige Zeit einzuschränken wissen. Sie beschleunigen ihre Mühseligkeiten und ihre Sorgen; sie suchen in dem Zukünftigen etwas, das sie unglückselig machen kann, gleich als ob ihnen das Gegenwärtige nicht Unruhen genug erwecken könnte. Sie erdichten sich Hirngespinste, um sich dadurch in Furcht und Schrecken zu setzen, gleich als ob sie nicht wirklichen Verdruß genug hätten. Sie besitzen nur deswegen mehr Einsicht, als andere, damit sie sich desto mehr Unruhen erwecken mögen. Sie sehen nur deswegen weiter hinaus, damit sie ihr Unglück desto eher erblicken. Sie sind nur deswegen weiser, damit sie desto unruhiger und furchtsamer seyn mögen. Sie sehen eine Sache nur deswegen besser, als andere, voraus, damit sie sich in üblern Umständen befinden, und weit unruhiger seyn mögen, als die Thoren und Unverständigen.

Alles vergeht, alles verschwindet, alles zerfällt vor unsern Augen. Aus den Trümmern derjenigen Welt, die wir erblickten, als wir in dieselbe traten, entsteht unvermerkt eine neue. Ein neuer Hof hat die Stelle desjenigen eingenommen, den wir in unsern jüngern Jahren gesehen haben. Es sind neue Personen auf den Schauplatz getreten. Es geschehen in der Welt täglich neue Auftritte. Wir treffen uns fast ganz allein und als Fremdlinge mitten in der Welt, unter denjenigen an, die wir haben sehen geboren werden: aber von denen, mit welchen wir sonst umgiengen, sind wir getrennt. Alles verschwindet vor uns, alles flieht, alles läuft mit schnellen Schritten, um sich in das Nichts hinein zu stürzen. Wir hängen noch an den Trümmern einer Welt, die vor unsern Augen schon halb zu Grunde gegangen ist. Wir erinnern uns so gar desjenigen, was uns bereits davon verschwunden ist. Wir verschaffen dem, was nicht mehr ist, eine Art der Wirklichkeit. Unsere Jugendjahre beflecken noch unser Herz durch ein geiles und schändliches Andenken. Wir lassen unsere vergangenen Tage in Ansehung dessen, was sie strafbares an sich gehabt haben, beständig wiederum neu werden. Wir leben um des Lasters willen zweymal, da wir doch der Tugend wegen nicht einen Augenblick gelebet haben. Wir erblicken in dem Vergangenen nichts, als menschliche Veränderungen. Wir steigen nicht weiter hinauf, und leben, gleich als ob die Welt von einem Ungefähr regieret würde, und als ob man von dem, was geschieht, keine andere Ursache angeben könnte, als weil es geschieht.

Lasset uns beständig an alles dasjenige gedenken, was sich vor unsern Augen zugetragen hat, besonders an dem Hofe, welcher gleichsam der Schauplatz der menschlichen

Veränderungen ist; an so viele plötzliche Begebenheiten; an so schreckliche und so unvermuthete Todesfälle; an so betrübte Zufälle; an das Glück oder Unglück des Staates; an die Erhebung oder den Fall derer, welche die vornehmsten Ehrenstellen bekleideten; an so viele Veränderungen in Ansehung der Gunst, des Vermögens, des Ansehens, des Verfalles, oder der Erhebung der Familien. Wir werden darinnen die Weisheit Gottes erblicken, die beständig mit den menschlichen Leidenschaften spielet, und welche *in einem* Augenblicke entweder erhebt, oder stürzet, um uns die Nichtigkeit alles dessen, was vergänglich ist, zu erkennen zu geben, und uns zu belehren, daß alle menschliche Weisheit nicht vermögend sey, uns aus der geringsten Widerwärtigkeit heraus zu reißen, und daß wider den Rath Gottes kein Rath zu finden sey.

Wir erinnern uns der betrübten Begebenheiten unseres Lebens nicht anders, als mit einer gewissen Bitterkeit, welche das Andenken desselben vergiftet. Unser ehemals erlittener Verlust martert uns noch immer, weil wir unnütze Betrachtungen über die Maaßregeln anstellen, welche uns desselben hätten überheben können. Wir werfen uns beständig vor, wir wären selbst die Urheber unseres Unglücks gewesen. Wir sagen ohne Unterlaß zu uns, diese oder jene Vorsichtigkeit würde uns viel Thränen und manchen Verdruß ersparet haben. Wir vergrößern unser Unglück, indem wir es unserer Unvorsichtigkeit zuschreiben. Wir stellen uns hinten nach die Mittel vor, vermöge welcher wir es gar leichte hätten vermeiden können; damit wir den Verdruß, darein gefallen zu seyn, desto lebhafter empfinden mögen.

Es geschieht in dem Leben fast niemals etwas nach unserm Wunsche und Verlangen. Was wir lieben, ent

zieh-

zieht sich uns, was wir wünschen, flieht vor uns; was wir fürchten, begegnet uns. Wir sind niemals vollkommen glückselig. Lachet uns das Glück an: so fehlt es uns an der Gesundheit. Sind wir gesund: so mangelt uns das Glück. Erhebt uns die Gunst des Fürsten: so verkleinert uns der Neid der Hofleute. Haben wir von Seiten des Neides nichts zu befürchten, und können wir uns auf den allgemeinen Beyfall Rechnung machen: so werden wir von dem Fürsten nicht geachtet. Und es ist etwas betrübtes für den Menschen, daß ein einziger Verdruß einen weit größern Eindruck in ihn machet, als tausend Ergötzlichkeiten, und daß dasjenige, was ihm fehlet, allemal dasjenige, was er wirklich besitzt, vergiftet. VI. Th. 162-176. Seite.

Von den gefährlichen Gelegenheiten.

Die Unempfindlichkeit, die man bey den gefährlichsten Gelegenheiten an sich wahrnimmt, und vermöge welcher wir glauben, wir liefen keine Gefahr dabey, ist keinesweges ein Merkmaal, daß wir sie unschuldig verlassen, sondern daß wir weit verderbter gewesen sind, als wir uns in dieselben begeben haben. Weil die Gefährlichkeiten einen gar zu großen Eindruck in uns gemacht haben: so machen sie fast gar keinen empfindlichen mehr. Der lange Genuß der Ergötzlichkeiten hat ihnen, in Ansehung unser, die Kraft geraubet, uns lebhaft zu rühren, ohne ihnen die Kraft uns zu verderben zu rauben. Sie beflecken und vergiften uns, ohne daß wir es gewahr werden; wie ein Körper, der bereits durch den ersten giftigen Stich, den ihm eine Schlange versetzet hat, ist fühllos gemacht worden, hernach den andern bekömmt, ohne den Schmerz desselben zu empfinden. Das Uebel ist so groß nicht, wenn man noch einige Empfindung hat; weil dieses zu erkennen giebt, daß das Herz noch einiger maßen gesund sey. Die Unempfindlichkeit, bey welcher wir ruhig sind, ist also vielmehr eine Fühllosigkeit, die von dem

Ver-

Verderben herrühret, als eine Kraft, die aus der Tugend entsteht. Unsere ganze Unschuld besteht darinnen, daß wir der Ergötzlichkeiten überdrüßig sind. Die Eindrücke derselben sind um so viel gefährlicher, je unempfindlicher sie sind. Man setzet ein Mistrauen in die deutlichen und tiefen Empfindungen, die man nicht mehr vor sich verheelen kann: aber man schläfert sich in Ansehung derjenigen ein, die uns nur schwächen, das Herz weichlich machen, ungewisse Neigungen der Zärtlichkeit einflößen, das Gift unvermerkt beybringen, zu allen Leidenschaften vorbereiten, mit eitlen und nichtigen Bildern erfüllen, und unsern Verstand sich an verliebten und geilen Lehren ergötzen lassen. Es ist aber diese vermeynte Unschuld, welche bloß darinnen besteht, daß sie von keiner besondern Leidenschaft beflecket wird, oftmals weiter nichts, als ein weit gefährlicheres und allgemeineres Verderbniß des Herzens.

Wir beklagen uns oftmals über die Vorsehung, daß sie uns in gewisse Umstände gesetzet hat, wobey unsere Schwachheit ganz unvermeidliche Klippen antrifft. Wir tadeln sie, daß sie unser Schicksal so eingerichtet hat, daß es sich mit den Pflichten, die sie uns vorschreibt, gar nicht zusammen reimen läßt. Allein, die mehresten Gefährlichkeiten und Gelegenheiten, über welche wir uns beklagen, rühren mehr von unsern Leidenschaften, als von unsern Aemtern und Ehrenstellen her. Eben die Schwachheit, welche machet, daß wir in der Welt und am Hofe Steine des Anstoßes finden, würde auch so gar in der Einsamkeit selbst eine Versuchung für uns gewesen seyn. Wir tragen die Quelle unserer Laster und unseres Unglücks allenthalben mit uns herum; daß wir also unsere Sicherheit nicht von außen und von unsern Umständen, sondern einzig

und allein von der Wachsamkeit über uns selbst erwarten müssen. Unsere Einbildungskraft verspricht uns in den Umständen, in welche wir niemals kommen können, nur deswegen eine Sicherheit, damit sie uns wegen der Fehltritte, die wir in unserem gegenwärtigen Zustande thun, zu frieden stellen möge. Unsere Eigenliebe hintergeht uns beständig. Und damit sie unsere Ausschweifungen in unsern Augen verringern möge: so weiß sie es dahin zu bringen, daß wir sie unsern Umständen beymessen, um dadurch zu hindern, daß wir sie uns nicht selbst Schuld geben. VI. Theil, 144. 145. Seite.

Von den
Urtheilen der Menschen.

Wir mögen uns in einen Zustand versetzen, in welchen wir wollen; wir mögen reich, oder wollüstig seyn; wir mögen den Hof oder die Einsamkeit zum Orte unsers Aufenthaltes erwählen; wir mögen als Weltweise, oder als Freygeister leben: so werden wir es doch niemals dahin bringen, daß alle Menschen unsere Aufführung loben, und uns ihren Beyfall ertheilen werden. Hier nennet man uns einen ehrlichen und rechtschaffenen Mann, einen großmüthigen Freund, einen Kriegsmann, der seines gleichen nicht hat, einen aufrichtigen und uneigennützigen Hofmann, einen großen und erhabenen Geist; dort giebt man uns Treulosigkeit Schuld; man wirft uns vor, wir hätten nicht redlich gehandelt; man vermindert den Glanz und die Verdienste unserer Geschicklichkeit und unserer Thaten; man setzet uns unter die gemeinen Geister; man giebt uns heimliche Verbindungen und Schwachheiten Schuld, die unserer Ehre nachtheilig sind. Lasset es uns auf alle Art und Weise versuchen, und zusehen, ob wir es jemals werden dahin bringen können, daß uns alle Menschen loben und unser Verhalten billigen. Der Eifer und die Nachsicht, der Umgang mit den Leuten und die Einsamkeit, die Vermeidung der Ehrenstellen, und die Ehrenstellen selbst, alles findet seine Tadler. Las-

set es uns einmal, wenn wir können, dahin bringen, daß alle Menschen, in Ansehung unser, einerley Meynung sind: so wird man es uns alsdenn gar gerne verstatten, daß wir ihre eitelen und nichtigen Meynungen zur Regel und Richtschnur unseres Verhaltens machen. Es wird allezeit geschehen, daß den einen dasjenige an uns misfällt, was den andern wohlgefallen hat. Es ist unmöglich, daß alle Menschen auf einerley Art denken und urtheilen sollten, weil die Leidenschaften die Regel ihrer Urtheile sind, bey allen Menschen aber nicht einerley Leidenschaften angetroffen werden. III. Th. 136. 138. Seite.

Ein gutes Herz, ein redliches einfältiges und aufrichtiges Herz, kann fast nicht begreifen, daß es Betrüger auf der Welt giebt. Es trifft die Vertheidigung aller andern Menschen in sich selbst an, und beurtheilet es nach sich selbst, wie theuer es andern zu stehen kommen würde, wenn sie nicht aufrichtig handelten. Untersuchet nur einmal diejenigen, welche einen abscheulichen und verwegenen Verdacht wider rechtschaffene Leute hegen: so werdet ihr wahrnehmen, daß es gemeiniglich lasterhafte und verderbte Menschen sind, welche sich bey ihren Ausschweifungen so gar damit zu beruhigen suchen, daß sie voraus setzen, es hätten alle Menschen die Schwachheit an sich, die sie an sich haben; diejenigen, welche die tugendhaftesten zu seyn schienen, hätten vor ihnen weiter nichts voraus, als daß sie dieselben geschickter, als sie, verbergen könnten; und wenn man sie genau betrachtete, so würde man gewahr werden, daß sie nicht besser, als andere Leute wären. Mit diesen ungerechten Gedanken suchen sie sich bey ihrem unordentlichen Lebenswandel zu trösten; sie verhärten sich darinnen, indem sie ihm alle diejenigen beygesellen, welche die Leichtgläubigkeit der Menschen redliche und rechtschaffene

Leu-

Leute nennet. Sie machen sich eine schreckliche Vorstellung von dem menschlichen Geschlechte, damit sie über derjenigen, die sie sich von sich selbst machen müssen, desto weniger erschrecken dürfen; und sie suchen sich zu überreden, es sey keine Tugend mehr anzutreffen, damit ihnen das Laster, welches viel gemeiner ist, als eine Sache vorkommen möge, die desto mehr Entschuldigung verdiente. IV. Th. 301. Seite.

Die allezeit unergründliche Welt hat zu allen Zeiten so wohl dem Laster, als der Tugend einen Schandfleck angehängt. Sie machet einen rechtschaffenen Mann lächerlich; sie versetzet aber auch einem lüderlichen und nichtswürdigen Menschen unzähliche Stiche. Die Leidenschaften geben ihr, wie die heiligsten Werke, Stoff zu ihrer Spötterey und Tadelsucht; und sie hat durch eine Narrheit, die durch nichts, als durch ihren Eigensinn kann gerechtfertiget werden, das Geheimniß gefunden, zu gleicher Zeit das Laster verächtlich, und die Tugend lächerlich zu machen. I. Th. 4. S.

Man mag die Menschen immerhin verachten; man will doch auch so gar von denen, die man verachtet, hochgeschätzet werden. Man mag immerhin über andere erhoben seyn; die Erhebung macht, daß wir den Betrachtungen und Reden des Volkes nur desto mehr ausgesetzt sind, und die Tadelungen derer, von welchen wir nichts als Ehrerbiethung erwarteten, machen einen desto stärkern Eindruck in uns. Man mag immerhin einen allgemeinen Beyfall erhalten; die Verachtung schmerzet uns um so viel desto mehr, je seltener sie ist. Man mag sich immerhin wegen des Tadels durch einen weit lebhaftern und beißendern Tadel rächen; die Rache setzet allemal eine Empfindung und einen Schmerz voraus: und über dieses macht

das Vergnügen, welches man empfindet, wenn man andere wiederum verachtet, keinen solchen Eindruck in uns, als der Verdruß, daß man von ihnen ist verachtet worden, in uns gemacht hat. VIII. Th. 17. S.

Unter allen Irrthümern, welche heute zu Tage in der Welt im Schwange gehen, ist keiner so schädlich, als derjenige, welcher die Ehre mit dem Laster, und die Schande mit der Tugend verbindet. Die Bosheit hat, aller Ausschweifungen des menschlichen Herzens ungeachtet, bey uns noch keinen öffentlichen Schutz finden können. Man sieht nirgends einige von den verzweifelten Seelen, welche sich ihrer Sünden rühmen, und in ihrer Schande ihre Ehre suchen. Das Laster hat allemal etwas niederträchtiges bey sich, welches man nicht gerne will sehen lassen; und ich weiß nicht, aus was für einem Ueberreste der Gerechtigkeit und Billigkeit die Welt selbst nicht umhin kann, dasjenige öffentlich zu verdammen, was sie ihr Verderbniß ingeheim rechtfertigen und billigen heißt. VII. Th. 285. S.

Die Menschen machen uns fast allezeit dasjenige streitig, was uns entweder die Wahrheit oder die Eitelkeit beymisset. Haben wir einen großen Namen: so macht man ihn unsern Vorfahren streitig. Sind wir in einer Sache unglücklich: so schreibt man es unserer wenigen Geschicklichkeit zu. Geht uns etwas glücklich von statten: so eignet man die Ehre davon einem ungefähren Zufalle, oder den Geschicklichkeiten unserer Untergebenen zu. Stehen wir in einem allgemeinen Ansehen: so berufet man sich von dem Irrthume der Unverständigen auf das Urtheil derer, die klüger sind. Besitzen wir alle Eigenschaften zu gefallen: so spricht man, wir hätten uns dieselben zu nuße zu machen gewußt, und wir hätten nur gar zu sehr gefallen. Weiß man an unserm Verhalten nichts zu tadeln: so suchet

man uns auf eine beißende Art lächerlich zu machen. Mit einem Worte, wir mögen seyn, wer wir wollen, Hohe oder Niedrige, Regenten oder Unterthanen, das Beste, so wir für unsere Eitelkeit wünschen können, besteht darinnen, daß wir nicht wissen, was die Welt von uns denket. Eben die Leidenschaften, die uns vereinigen, trennen uns auch. Der Neid hängt unsern lobenswürdigsten Eigenschaften einen Schandfleck an; und unsere Ergötzlichkeiten werden auch so gar von denen getadelt, welche sie eben so, wie wir, genießen. VIII. Th. 18. S.

Wenn wir Achtung darauf haben: so werden wir gewahr, daß wir uns aus den Urtheilen der Menschen sehr viel machen. Wir leben beynahe nur um andrer Leute willen. Was wir in unsern Augen sind, das rühret uns wenig. Es scheint, als ob wir nur von dem, was wir in den Augen der Menschen sind, gerührt und eingenommen würden; und unsre ganze Sorge besteht darinnen, wie wir die seltsame Vorstellung, die wir uns von uns selbst machen, und welche andere Leute von uns hegen, recht ausschmücken wollen. Es geschieht auch nicht leicht, daß wir uns fragen, was wir wirklich sind; sondern wir fragen uns nur ohn Unterlaß, was man von uns hält. Es besteht also unser ganzes Leben in der Einbildung. So gar der Irrthum, vermöge welches wir uns für dasjenige halten, was wir doch nicht sind, schmeichelt unserem Stolze. Wir werden von Lobreden gerühret, welchen unser Herz widerspricht. Wir machen uns eine Ehre aus der öffentlichen Verachtung; und der Irrthum, welcher uns falsche Tugenden beyleget, schmeichelt uns weit mehr, als uns die Wahrheit, die uns unsere Gebrechen und unser wirkliches Elend zu erkennen giebt, demüthiget. VI. Th. 235. Seite.

Es giebt Laster, die nicht so verhaßt sind; Ausschweifungen, die weit glücklicher; und Verbrechen, die, wenn ich so sagen darf, weit artiger sind, welche die Welt auf eine ehrbare Weise unter die Tugenden setzet; und die, ob sie gleich eben von außen nicht so gar böse aussehen, dennoch alle Bosheit des Lasters an sich haben, ohne die Schande und die Abscheulichkeit desselben bey sich zu führen. Nun rühret es aber von dem falschen Begriffe, den man mit diesen vermeynten Tugenden verbindet, welche nur mehr als zu wirkliche Laster sind, her, daß wir so viel Handlungen unternehmen, obgleich unser Gewissen ingeheim dawider schreyt; hingegen aber so viele andere, derer Nothwendigkeit wir einsehen, unterlassen, und zwar alles dieses um deswillen, damit wir bey der Welt nicht verstoßen mögen. Ach! war es noch nicht genug, daß unser schwaches und verderbtes Herz uns die Tugend beschwerlich und ekelhaft machte? mußte denn eine verkehrte Urtheilskraft auch noch Schande und Verachtung damit verknüpfen? VII. Theil, 286. S.

Die Welt, welche alles dasjenige rechtfertiget, was zur Unordnung verleitet, beleget die Unordnung selbst mit Schimpf und Schande. Sie billiget und rechtfertiget die Grundsätze, die Gewohnheiten und die Ergötzlichkeiten, welche das Herz verderben; und sie will doch haben, daß man einen unschuldigen und ordentlichen Lebenswandel mit dem verderbten Herzen verbinden soll. Sie erreget alle Leidenschaften; und tadelt doch allezeit die Folgen derselben. Sie will haben, man soll sich gefällig zu machen suchen; und dennoch verachtet sie uns, wenn wir unsern Zweck erreichet haben. Ihre geilen Schaubühnen ertönen von thörichten Lobeserhebungen einer sündlichen Liebe; und dennoch sind ihre Gespräche nichts anders, als beißende Satiren

auf

auf diejenigen, welche sich dieser unglückseligen Neigung ergeben. Sie lobet die Annehmlichkeiten, die Reizungen, und die unglückseligen Naturgaben, welche unreine Flammen entzünden; und dennoch bedecket sie diejenigen mit ewigem Schimpfe und Schande, welche davon entbrannt zu seyn scheinen. V. Th. 334. S.

Die Menschen, welchen die Leidenschaften das Herz verderbet haben, sind fähig, alle Falschheit und Niederträchtigkeit auszuüben. Da bey ihnen nichts redliches, edles und aufrichtiges anzutreffen ist: so machen sie gar leicht den Schluß, ihr Nächster wäre eben so beschaffen, wie sie sind. Sie können sich nicht einbilden, daß auf der Welt noch einfältige, aufrichtige und edelmüthige Herzen anzutreffen wären. Sie glauben, allenthalben dasjenige wahrzunehmen, was sie in sich selbst verspüren. Sie können nicht begreifen, daß die Ehre, die Treue, die Aufrichtigkeit, und so viele andere Tugenden, die in ihrem Herzen allezeit falsch sind, in dem Herzen anderer Menschen etwas gegründeteres und wirklicheres wären. Es ist dieses vornehmlich das Unglück der Höfe. Da man an denselben ist geboren worden, und allda in der Falschheit lebet: so glaubet man, sie bey der Tugend eben so wohl, als bey dem Laster anzutreffen. Da sie ein Schauplatz sind, auf welchem ein jeder eine fremde Person spielet: so bildet man sich ein, der Fromme thue weiter nichts, als daß er die Person eines Tugendhaften vorstelle. Die Aufrichtigkeit, welche entweder etwas seltenes, oder unnützes ist, scheint allda allezeit unmöglich zu seyn. IV. Th. 300. Seite.

Von den Oberherren.

Ein Prinz ist nicht für sich allein geboren: sondern er ist sich seinen Unterthanen schuldig. Die Völker haben ihm, bey seiner Erhebung, die Macht und das Ansehen anvertrauet, und sich dagegen seine Sorgfalt, seine Zeit, und seine Wachsamkeit vorbehalten. Sie haben ihn zu keinem Götzen machen wollen, den man anbethet: sondern sie haben ihn als einen Wächter und Oberaufseher über sich gesetzet, der sie beschützen und vertheidigen soll. Sie gehören nicht unter jene unnütze Gottheiten, welche Augen haben, und nicht sehen, eine Zunge und nicht reden; Hände, und nicht greifen: sondern sie gehören unter jene Götter, welche vor ihnen hergehen, daß sie sie leiten und beschützen. Die Völker haben sie, auf Gottes Befehl, dazu gemacht, was sie sind; und sie müssen das, was sie sind, nur um der Völker willen seyn. Ja, die Wahl des Volkes gab anfänglich ihren Vorfahren das Zepter in die Hände; es setzete sie über seine Kriegsheere, und machete sie zu Monarchen. Das Königreich wurde hernach ein Erbtheil ihrer Nachfolger; ursprünglicher Weise aber hatten sie es der freyen Wahl und Uebereinstimmung der Unterthanen zu danken. Ihre bloße Geburt setzete sie nachmals in den Besitz des Thrones; anfangs aber verknüpften die öffentlichen Wahlstimmen dieses Recht und diesen Vorzug mit ihrer Geburt. Mit einem Worte, da der erste Ursprung ihrer Macht und ihres Ansehens von

uns

uns herkömmt: so sollen sie die Könige auch nur zu unserem Besten gebrauchen. Die Schmeichler werden ihnen zwar unaufhörlich vorsagen, sie wären die Oberherren, und hätten niemanden von ihren Handlungen Rede und Antwort zu geben. Es ist wahr, es ist niemand berechtiget von ihnen deshalben Rechenschaft zu fodern: aber sie sind sie sich selbst zu geben schuldig. Sie sind die Herren ihrer Unterthanen: aber sie werden es nur dem Namen nach seyn, wenn sie nicht die Tugenden derselben besitzen. Es ist ihnen alles erlaubt: aber diese Freyheit ist die Klippe der Macht, und nicht ein Vorrecht, vermöge dessen, was man will, zu thun frey steht. Sie können die Sorgfalt für das Königreich hindansetzen, und sich wenig um solches bekümmern: sie werden aber auch, wie jene faulen Könige, die in unsern Geschichten so wenig Ehre für sich haben, weiter nichts, als den leeren Namen eines Königes führen, so bald sie die höchst wichtigen und erhabenen Geschäffte desselben nicht verwalten und besorgen. I. Th. 145. Seite.

Der größte Ruhm eines Prinzen besteht darinnen, daß er gütig ist; und die Lobeserhebungen, welche sich die Gütigkeit zueignet, sind einzig und allein diejenigen, welche das Herz ertheilet. Die Tapferkeit allein bringt sonst nichts, als den Ruhm und die Ehre des Regenten zuwege: aber die Gütigkeit macht seine Unterthanen glücklich. Die Siege verschaffen ihm Ehrfurcht: aber die Gütigkeit macht ihm die Herzen eigen. Er ist ein Weltbezwinger für sich, aber gütig für uns: Und der Ruhm, den man sich durch die Waffen erwirbt, dauert nicht lange, wenn ihn die Liebe der Völker nicht unsterblich macht. IX. Th. 161. Seite.

Ein Prinz, der die Menschen regieren soll, muß dieselben auch kennen. Das ist die erste Quelle der allgemeinen Wohlfahrt, wenn man die Unterthanen wohl von einander zu unterscheiden, und eine gute Wahl unter ihnen zu treffen weiß. Sollen sie aber ausgesucht werden: so muß man sie kennen. In einem Staate, in welchem ein Fürst nicht selbst urtheilet: befindet sich nichts an seinem rechten Orte. Die Verdienste werden nicht geachtet, weil sie entweder viel zu bescheiden sind, als daß sie sich eifrig um etwas bewerben sollten, oder viel zu edelmüthig, als daß sie ihre Erhebung ängstlichem Bitten und einem niederträchtigen Betragen zu danken haben sollten. Hinterlistige Ränke legen den größten Gaben Fallstricke; schlechte Leute, die sich aber bücken und schmiegen können, werden zu den höchsten Ehrenstellen erhoben, und die besten Unterthanen bleiben zurückgesetzet und unfruchtbar. I. Theil, 146. Seite.

Das heilige Salböl, welches über die Könige ausgegossen wird, heiliget zwar ihren Charakter, aber nicht allezeit ihre Person. Der weitläuftige Umfang ihrer Pflichten, kömmt mit dem weitläuftigen Umfange ihrer Macht überein; und das Zepter ist vielmehr ein Zeichen ihrer Sorgen und ihrer Dienstbarkeit, als ihrer Macht. Sie sind nur deswegen Könige, damit sie Väter und Hirten der Völker seyn können. Sie sind nicht bloß um ihrentwillen geboren, und die Privattugenden, welche die Wohlfahrt der Unterthanen ganz alleine befördern, würden in Ansehung des Regenten, zu Lastern werden. X. Th. 23. S.

Nichts ist an einem Monarchen größer, als daß er, sich eines bessern belehren zu lassen, den guten Willen, und das Herz habe, von dem Irrthume zu sich selbst zu kommen. Es ist ein böser Stolz, wenn man glaubet, man

kön-

könne nicht Unrecht haben. Es ist eine Schwachheit, wenn man merket, daß man einen falschen Tritt zu thun sich hat verleiten lassen, und zurück zu gehen nicht Muth genug hat. Die Veränderungen, die uns zu dem, was wahr ist, zurück führen, befestigen vielmehr die Macht und das Ansehen, als daß sie es schwächen sollten. Das heißt nicht, sich widersprechen, wenn man seinen Irrthum erkennet, und davon abläßt. Man zeiget den Völkern dadurch nicht, daß man in seinem Regimente unbeständig sey: sondern man leget ihnen die Billigkeit, und die Gerechtigkeit desselben vor die Augen. Man hat nicht Ursache zu befürchten, daß die Völker diejenige Macht weniger verehren werden, welche ihr Unrecht bekennet, und sich selbst richtet. Ihre Ehrfurcht vermindert sich nur gegen die, welche ihr Unrecht entweder nicht erkennet, oder es noch rechtfertiget. Es ist noch weit rühmlicher seinen Irrthum zu erkennen und zu gestehen, als daß man gar nicht ist hintergangen worden. Nichts ist bey einem Monarchen, der von niemanden abhängt, schöner, als stets von der Wahrheit abhängen wollen. I. Th. 161. S.

Was ist das nicht für ein Unglück, wenn der Regent es nicht dabey bewenden läßt, daß er für sich unordentlich lebet, sondern auch noch dazu die Ausschweifung durch die Gnadenbezeigungen zu heiligen scheint, mit welchen er sie in solchen ehret, so entweder Nachfolger, oder schändliche Diener und Werkzeuge derselben sind! Was für eine Schande für ein Reich! Welche Unanständigkeit für die Majestät des Regimentes! Wie sehr wird nicht ein Volk, ja wie sehr werden nicht geschickte und tugendhafte Unterthanen niedergeschlagen, denen das Laster die Gnadenbelohnungen entzieht, die für ihre Gaben und Dienste bestimmet sind! Wie übel ist nicht ein solcher Fürst an fremden

Höfen ausgeschrien, und wie wenig machet man sich an denselben aus ihm! Was für eine ungeheure Menge von Uebeln entstehen nicht daher unter dem Volke! Die Aemter und Ehrenstellen bekleiden gottlose Leute. Die Laster, so allezeit mit Verachtung zu bestrafen sind, werden der Weg zu Ruhm und Ehre. Ansehen und Gewalt, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung und Heiligkeit der Gesetze aufgerichtet sind, werden durch die äußerste Uebertretung derselben verdienet. Die Sitten sind in ihrer Quelle vergiftet. Die Sterne, so uns zu Wegweisern dienen sollten, werden zu Irrlichtern, die uns verführen. So gar der öffentliche Wohlstand, gegen welchen das Laster alezeit eifersüchtig ist, wird als eine altväterische Sache zu der ehemaligen Ernsthaftigkeit unserer Vorältern verwiesen. Der unordentliche Lebenswandel entlediget sich so gar alles Zwanges der Behutsamkeit; und die Mäßigung bey der Ausübung des Lasters wird fast eben so lächerlich, als die Tugend selbst. I. Th. 9. S.

Es ist nicht nöthig, daß sich die Monarchen in eine Menge unnützer Sorgen und Weitläuftigkeiten stürzen. Sie glauben bisweilen, sie wären verbunden, alles mit ihren Augen zu sehen, und mit ihren Händen zu greifen. Sie sind oftmals bey den wichtigsten Geschäfften unempfindlich, da hingegen die geringsten Gegenstände ihre Aufmerksamkeit und ihren Eifer erwecken. Sie sorgen, wie eine Privatperson: aber nicht wie ein Mann, der in öffentlichen Ehrenämtern steht. Unterdessen dürfen sie doch das Regimentsruder nicht verlassen, und sich mit düstern Verrichtungen beschäfftigen, welche mit der öffentlichen Sicherheit keine Verwandtschaft haben. Ihre Hände sind vor allen Dingen bestimmt, die vornehmsten Triebfedern des Staates zu regieren, welche die ganze Maschiue in Bewegung

setzen; und bey dem Verhalten der Großen muß alles groß seyn. I. Th. 151. S.

Die Bildsäulen und Innschriften machen die Prinzen nicht unsterblich; sie werden über kurz oder über lang ein trauriges Spiel der Zeiten und der Abwechselung der menschlichen Dinge. Rom und Griechenland hatten ehemals die Bilder ihrer Könige und Kaiser vergeblich bis ins Unendliche vermehret, und alle Wissenschaften der Kunst erschöpfet, um sie für die folgenden Zeiten desto kostbarer zu machen; von allen diesen prächtigen Denkmälern ist kaum ein einziges bis auf unsere Zeiten gekommen. Was nur auf Marmor und Erzt geschrieben ist, verlischt gar bald: Was aber in die Herzen geschrieben ist, dauert beständig. I. Th. 116. Seite.

Was für eine Quelle des Segens ist es nicht für die Unterthanen, wenn die Gerechtigkeit bey dem Monarchen die Stelle der Leidenschaften einnimmt! Die Tugend theilet die Gnade und die Belohnungen aus, und empfängt sie auch. Die Ehre suchet den weisen Mann, der sie verdienet, und flieht; hingegen flieht sie vor einem zum Bösen verkauften Menschen, der ihr nachläuft. Die öffentlichen Aemter werden nur denen anvertrauet, die sich dem gemeinen Besten widmen. Das äußerliche gute Ansehen, und die listigen Betrügereyen richten nichts aus. Die Verdienste und Dienstleistungen haben weiter nichts nöthig, als sich selbst. Der Regent richtet sich bey der Austheilung seiner Geschenke nicht nach seinem Geschmacke. Nichts scheint ihm an seinen Unterthanen der Belohnungen würdig, als Eigenschaften und Gaben, die dem Vaterlande nützlich sind. Die Gunstbezeigungen sind allemal Zeugnisse der Verdienste, oder folgen ihnen auf dem Fuße nach. Niemand ist in dem Staate misvergnügt, als die faulen

und unnützen Leute. Nur die, so träge sind, oder nicht viel gelernet haben, murren wider die Billigkeit und Weisheit einer guten Wahl. Die Gaben thun sich durch die Belohnungen hervor, welche auf sie warten. Ein jeder bestrebet sich dem gemeinen Wesen nützlich zu werden; und der Ehrgeiz wendet alle seine Geschicklichkeit nur dazu an, daß er sich der Ehrenstellen, nach denen er trachtet, würdig machen möge. Wenn auch die Begierde zu gefallen, Heuchler machen kann: so wird ihnen nicht nur über kurz oder über lang die Larve abgenommen, und die Heucheley verräth sich auf diese oder jene Art selbst: sondern es ist auch wenigstens eine Ehrenbezeigung des Lasters gegen die Tugend, wenn jenes sich so gar mit dieser ihrem Scheine schmücket. I. Th. 110. S.

Ein Prinz, der seine Ehre nur in der Glückseligkeit seiner Unterthanen gesuchet, der den Frieden und die Ruhe, welche sie allein glücklich machen können, den Siegen vorgezogen hat, die nur für ihn allein würden gewesen seyn, und weiter zu nichts gedienet haben, als seiner Eitelkeit zu schmeicheln; ein Prinz, der sich nicht anders angesehen hat, als den Mann seines Volkes; welcher geglaubet hat, seine kostbarsten Schätze wären die Herzen seiner Unterthanen; ein Prinz, der durch seine weisen Gesetze und durch seine Beyspiele die Unordnungen aus seinen Ländern verbannet, die Misbräuche verbessert, die Wohlanständigkeit der öffentlichen Sitten beybehalten, einen jeden bey seinem Stande erhalten, die Schwelgerey und Frechheit, welche den Reichen allezeit weit schädlicher sind, als die traurigsten Kriege und die größten Widerwärtigkeiten, unterdrücket, dem Gottesdienste und der Religion seiner Väter das Ansehen, den Glanz, die Majestät, und die Einförmigkeit wieder verschaffet hat, welche die Ehr-

erbie-

erbiethung gegen dieselben unter den Völkern verewigen; der seine Unterthanen als seine Kinder, sein Reich, als seine Familie angesehen, und seine Macht nur zur Glückseligkeit derer angewendet hat, die ihm dieselbe anvertrauet hatten; ein Prinz von dieser Art wird allezeit groß seyn, weil er in dem Herzen der Völker groß ist. Die Väter werden ihren Kindern das Glück erzählen, das sie bey ihren Lebzeiten unter einem so guten Herrn genossen haben; diese werden es ihren Enkeln wieder sagen; und indem dieses Andenken in einer jedweden Familie von einer Zeit zur andern erhalten wird: so wird es gleichsam ein häusliches Denkmaal werden, das innerhalb der väterlichen Mauern aufgerichtet worden ist, und das Andenken eines so guten Königes zu allen Zeiten verewiget wird. I. Theil, 115. S.

Der Charakter unsers Volkes hat allezeit darinnen bestanden, daß es seine Herren geliebet hat. Es hält einen einzigen von ihren Blicken für eine Wohlthat; und es darf auch so gar bey seinen betrübtesten Umständen, nur die Augen zu dem Regenten aufheben, um den Schmerz seiner Wunden nicht mehr zu empfinden, und sein Elend nebst seinen Widerwärtigkeiten so gleich zu vergessen. IX. Th. 164. S.

Wenn man sich von der wahren Größe der Regenten einen rechten Begriff machen will: so muß man sie in den Zeiten, die nach ihnen gekommen sind, suchen. Ja, je weiter sie sich von uns entfernen, desto mehr wächst ihre Ehre, und desto dauerhafter wird sie, wenn sie aus der Liebe der Völker entsprungen ist. Man machet noch heute zu Tage einem unserer tapfersten Könige, die prächtigen Lobsprüche streitig, die man ihm zu seinen Zeiten um die Wette beygeleget hat; und man zweifelt, aller Ehre des Marignan ungeachtet, ob er, wegen seiner Tapferkeit,

unter die großen Könige zu rechnen sey, welche zwar nicht so viele von den glänzenden Eigenschaften, welche die Helden machen, aber doch mehrere von den friedfertigen Tugenden, welche die guten Könige machen, an sich gehabt haben. Sein Vorfahrer wird in unsern Geschichten allezeit groß seyn, weil er dem Volke, dessen Vater er war, allezeit lieb und angenehm seyn wird. Man machet aus den Lobsprüchen, die den Regenten zur Zeit ihrer Regierung beygeleget werden, nichts, wenn sie nicht unter den folgenden Regierungen wiederhohlet werden. Hier berauben sie entweder die allezeit billigen Nachkommen einer Ehre, die sie nur ihrer Macht und ihrem hohen Stande zu danken hatten, oder sie erhalten sie bey dem Vorzuge, zu welchem sie ihre Tugend weit mehr, als ihre Macht erhoben hatte. I. Theil, 118. S.

Was für eine Glückseligkeit ist es nicht für einen Regenten, wenn er sein Reich wie seine Familie, und seine Unterthanen als seine Kinder ansehen; wenn er sich die gewisse Rechnung machen kann, daß ihm ihre Herzen weit mehr angehören, als ihre Güter und ihre Personen; und wenn er, so zu sagen, alle Tage die erste Wahl des Volkes billigen und bestätigen sieht, welches seine Vorfahren auf den Thron setzete! Ist wohl in der Ehre der Eroberungen und der Siege etwas zu finden, das diesem Vergnügen gliche? Ach! wenn sich die Menschen Oberherren geben sollten: so würden sie weder die edelsten, noch die tapfersten erwählen; sondern die zärtlichsten und leutseligsten Herren, welche zu gleicher Zeit ihre Väter seyn würden. I. Th. 101. 102. S.

Ein Prinz, der nur kriegerische Tugenden gehabt hat, ist nicht gewiß versichert, daß er bey den Nachkommen groß seyn werde. Er hat nur für sich gearbeitet, aber für

seine

seine Unterthanen nichts gethan; und dennoch sind es diese, welche die Ehre und Größe des Monarchen befestigen. Er wird für einen großen Weltbezwinger können gehalten werden: aber man wird ihn niemals für einen großen König ansehen. Er wird Schlachten, aber nicht das Herz seiner Unterthanen gewinnen; fremde Provinzen erobert, aber die seinen erschöpfet haben; mit einem Worte, er wird die Kriegsheere geschickt geführet, aber seine Unterthanen schlecht regieret haben. I. Th. 114. S.

Das heißt nicht regieren, wenn man nur für sich selbst lebet. Die Könige sind nur die Führer der Völker. Sie haben zwar diesen Namen und dieses Recht wegen ihrer Geburt: aber sie verdienen es nur wegen ihres Fleißes und wegen ihrer Sorgfalt. Die müßigen Regierungen machen in unsern Jahrbüchern nichts anders, als dunkele und leere Stellen aus. Man hat es nicht einmal der Mühe werth zu seyn erachtet, die Lebensjahre der Könige zu zählen, die nichts gethan haben. Da sie nicht selbst regieret haben: so scheint es, als ob sie nicht gelebet hätten. Sie sind ein Chaos, das noch heute zu Tage aufzuklären viele Mühe kostet. Weit gefehlt, daß sie unsere Geschichte zieren sollten: sie verdunkeln und verwirren sie nur; und sind mehr wegen der großen Männer, die unter ihrer Regierung gelebet haben, als durch sich selbst, bekannt. I. Th. 69. S.

Nicht der hohe Stand, nicht die Titel, nicht die Macht und Gewalt machen die Regenten liebenswürdig. Es bewundert auch die Welt nicht einmal die herrlichen Naturgaben. Die Tapferkeit, die Vorzüglichkeit des Verstandes, die Kunst die Gemüther zu lenken, und die Völker zu regieren; diese großen Gaben machen sie bey ihren Unterthanen nur in so fern liebenswürdig, als sie dieselben leutselig und gutthätig machen. Man ist nur in so fern groß, als

man ihnen lieb ist. Die Liebe der Völker ist zu allen Zeiten die gegründeteste und am wenigsten zweydeutige Ehre der Regenten gewesen; und die Völker lieben an ihren Regenten fast weiter nichts, als die Tugenden, die ihr Regiment glückselig machen. I. Th. 100. S.

Die Gesinnungen der Natur verlieren oftmals in dem Herzen der Prinzen ihre Rechte. Da sie weit über uns erhaben sind: so kömmt es ihnen viel zu gemein vor, so, wie wir, zu denken. Da sie die Herren der Menschen sind: so wollen sie ihnen auch nicht einmal in Ansehung der Menschlichkeit gleichen. Und ob sie gleich, vermöge ihrer Geburt, die Väter der Völker sind: so schämen sie sich doch bisweilen dieses angenehmen Titels auch so gar in Ansehung ihrer Kinder. X. Th. 58. S.

Ist wohl für die Fürsten eine reinere und rührendere Ehre zu finden, als die Ehre über die Herzen zu herrschen? Die Ehre, die ihnen aus den Eroberungen der Länder zuwächst, ist allemal mit Blute besudelt. Es führet uns nichts, als Mord und Todtschlag zu derselben; und man muß Unglückselige machen, wenn man sich derselben versichern will. Alles, was sie umgiebt, ist traurig und betrübt; und wenn der Sieger ein menschliches Herz in seinem Leibe hat, so sieht er sich oftmals selbst genöthiget, seiner Siege wegen Thränen zu vergiessen. Aber die Ehre, seinem Volke lieb zu seyn, und dasselbe glücklich zu machen, ist von nichts, als Freude und Ueberflusse umgeben. Man hat nicht nöthig, prächtige Bild- und Ehrensäulen aufzurichten, um sie unsterblich zu machen; sie richtet sich selbst in dem Herzen eines jedweden Unterthanen ein Denkmaal auf, das weit dauerhafter, als Erzt und Marmor ist, weil die Liebe, derer Werk es ist, viel stärker ist, als der Tod. Der Titel eines Weltbezwingers ist nur auf Marmor geschrieben: aber der Titel eines Vaters des Volkes ist in die Herzen geschrieben. I. Th. 100. S.

Von dem Hofe.

Der Hof ist ein Aufenthalt, wo alle Leidenschaften zusammen kommen, um sich, wie es scheint, aneinander zu reiben und zu stürzen. Der Haß und die Freundschaften verändern sich allda mit dem Eigennutze unaufhörlich. Nichts ist beständig und dauerhaft, als das Verlangen, einander zu schaden. Auch so gar die Bande der Blutsfreundschaft lösen sich auf, wenn sie nicht durch gemeinschaftliche Vortheile geknüpfet sind. Es scheint, als ob man unter einander eins geworden wäre, die Redlichkeit für keine Tugend zu halten, und die Freundschaft für nichts mehr, als für einen Wohlstand anzusehen. Die Kunst, Fallstricke zu legen, gereichet daselbst nur alsdenn zur Schande, wenn die Sache nicht wohl abläuft. Man hat sich allda so gar vor der Tugend selbst, welche oftmals falsch ist, weit mehr, als vor dem Laster zu fürchten. Die Religion muß oftmals den äußerlichen Schein hergeben, welcher die Fallstricke, die man uns leget, verbirgt. Man nimmt bisweilen den Schein der Gottesfurcht an sich, damit man das Herz desto sicherer einer bittern Eifersucht, und den unersättlichen Begierden des Glücks überlassen könne. Es ist, wie ehemals in jenem babylonischen Tempel. Aeußerlich scheint alles für die Gottheit zu seyn: ingeheim aber, und durch unterirdische Wege nimmt man alles für sich selbst. IX. Th. 164. S.

Die

Die Höfe sind unruhig. Die Vortheile sind an denselben allemal die Richtschnur der Neigungen. Und gleichwie sich die Vortheile an denselben beständig ändern: also wissen auch die Neigungen fast nichts von einiger Dauer. Alles erreget Wolken. Die Tage sind allda einander niemals gleich. Eben die Wellen, die euch in die Höhe heben, öffnen euch auch den Augenblick den Abgrund wieder; und die unaufhörliche Abwechselung der Begebenheiten ist gleichsam die einzige Begebenheit, und das einzige, so man beständig allda wahrnimmt. X. Theil, 69. S.

Was ist das Hofleben anders, als eine unaufhörliche Beunruhigung wegen des Zukünftigen, und eine ermüdende Abwechselung von Furcht, Vorsichtigkeit und Hoffnung? Von Furcht. Alle Begebenheiten erregen in uns bey nahe ein neues Schrecken. Die Erhebung eines Nebenbuhlers setzet uns wegen unserer Ungnade in Sorgen. Die Gunstbezeigung, die einem Feinde erwiesen wird, zeiget uns unsern Untergang gleichsam als eine gewisse Sache vom weiten. Ein nicht gar zu gnädiger Blick des Fürsten läßt uns unsere Vergessenheit und unsern Fall bereits voraus sehen. Von Vorsichtigkeit. Wir geben uns beständig Mühe, entweder eine Gnade zu erhalten, die wir doch niemals erlangen; oder einen Ekel und Verdruß, welche gewiß kommen, zu verhüten. Endlich, von Hoffnung. Wir schmeicheln uns beständig mit einem prächtigen Zukünftigen. Wenn wir aber darzu gelangen wollen: so müssen wir die Ruhe und alle Annehmlichkeiten des Gegenwärtigen aufopfern. Die Glückseligkeit besteht niemals in etwas andern, als in der Vorstellung, welche sich dieselbe verspricht: Aber die Unterwerfungen und die Beschwerlichkeiten sind in dem Herzen, welches sie empfindet und in sich frißt. VI. Th. 163. S.

Von den Prinzen.

Die Geburt führet die Prinzen nur deswegen näher zu dem Throne, damit sie dieselben mit dem Regenten auf eine weit unzertrennlichere Art verbinden möge. Der Ungehorsam ist bey den gemeinen Unterthanen ein Staatsverbrechen, bey den Prinzen aber ein Schimpf, den sie sich selbst anthun. Die Prinzen sind nur deswegen auf der Welt, daß sie die Wohlfahrt ihres Vaterlandes befördern sollen. Da der Staat zu allen Zeiten das Erbtheil ihrer Vorfahren gewesen ist: so sollen sie die Ruhe in demselben eben so wohl, als in ihren eigenen Familien zu erhalten suchen. Und da die ersten Blicke des Thrones auf sie gerichtet sind: so sollen sie auch ihre Augen zuerst vor seinem Glanze verschließen, und dem übrigen Volke die ersten Beyspiele der Unterthänigkeit geben. IX. Theil, 109. Seite.

Die Prinzen haben mehr Pflichten zu beobachten, als die übrigen Menschen. Je größer sie sind, desto größere Beyspiele sind sie zu geben schuldig. Sie sind so wohl der Gesichtspunct, als der Gegenstand der Verehrung der Menschen. Die vornehmsten Pflichten, wozu sie ihr hoher Stand verbindet, sind der Ei-

ser für den Staat, dessen vornehmste Unterthanen sie ausmachen, und dessen Herren sie werden können; der Wohlstand in den öffentlichen Sitten, wovon sie allezeit das Muster sind; und die Treue in Beobachtung der Pflichten der Religion, die ihre Vorfahren auf den Thron gesetzet haben. X. Th. 67. S.

Daß ein Prinz, der von unsern Königen abstammet, tapfer ist, solches ist vielmehr ein Vorrecht der Geburt, als ein Verdienst, woraus man der Tugend eine Ehre machen soll. Der Muth und die Unerschrockenheit sind bey ihnen, wie die Zepter und Kronen, erblich. Und gleichwie man sie nicht deswegen lobet, daß sie als Prinzen geboren werden: also soll man sie auch nicht loben, daß sie von Natur tapfer sind. Allein dieses ist für sie ein besonderer Ruhm, daß sie bey einem ruhigen und eingezogenen Leben, wodurch gemeiniglich die größte Ehre verdunkelt wird, noch weit mehrere schätzbare Tugenden von sich blicken lassen. Es ist, wenn wir sie täglich sehen, nicht anders, als ob sie uns alle Tage immer größer vorkämen. IX. Theil, 91. 108. Seite.

Die Prinzen sind weit mehrern Gefährlichkeiten unterworfen, als die übrigen Menschen. Und was vermögen wohl die glücklichsten und lobenswürdigsten Neigungen wider alles dasjenige, womit sie umgeben sind? Unsere Fälle werden von unserem schlechten und geringen Stande zugedeckt. Was würde aber wohl unser Leben den Augen der Menschen zeigen, wenn es eben so frey und öffentlich, als das ihrige, könnte gesehen werden? Ach! es ist ein Unglück für ihren Stand, daß, ob sie gleich oftmals weit unschuldiger, als wir sind, bey

ihnen

ihnen dennoch nicht, wie bey uns, auch nur ein einziges von ihren Lastern ungestraft bleibt. IX. Th. 174. S.

Bey den Großen ist nichts seltener, als die häuslichen Tugenden. Das Privatleben ist fast allemal derjenige Gesichtspunct, der für ihre Ehre am wenigsten vortheilhaft ist. Von außen setzen sie der hohe Stand, die Ehrenbezeigungen, und die allgemeinen Blicke, wovon sie umgeben sind, so zu sagen, vor sich selbst in Sicherheit. Da die Augen der Menschen beständig auf sie gerichtet sind: so stellen sie eine fremde Person vor, und zeigen sich niemals in ihrer wahren Gestalt. Befinden sie sich aber in ihren Pallästen, wo sie ihren natürlichen Neigungen und ihrem Eigensinne den Zügel schießen lassen: so legen sie die fremde Person ab, der Mensch tritt an seine Stelle, und fängt an sich zu zeigen. X. Th. 62. S.

Von

Von der Geburt.

Eine hohe Geburt ist ein besonderer Vorzug, mit welchem die Uebereinstimmung der Völker zu allen Zeiten Hochachtung und Ehre verbunden hat. Aber sie ist nur ein Titel, und keinesweges eine Tugend. Sie ist nur eine Verbindlichkeit zur Ehre, aber nicht dasjenige, was sie verschaffet. Sie ist eine häusliche Lehre, und ein rühmlicher Bewegungsgrund zur Größe, aber nicht dasjenige, was uns groß macht. Sie ist eine Fortsetzung der Ehre und des Verdienstes, die uns aber mangelt, und in uns verlischt, so bald wir nur den Namen, aber nicht die Tugenden erben, die ihn berühmt gemacht haben. Wir fangen so zu sagen, ein neues Geschlecht an; wir werden neue Menschen; der Adel ist nur für unsern Namen, aber die pöbelhafte Aufführung für unsere Person. I. Th. 107. S.

Die Großen mögen sich immerhin rühmen, daß sie Fürsten und Könige unter ihren Vorfahren zählen. Wenn sie keinen andern Ruhm, als den Ruhm ihrer Voraltern haben; wenn ihre ganze Größe in ihren Namen besteht; wenn ihre Titel ihre einzigen Tugenden sind; wenn man in die vergangenen Zeiten zurück gehen muß, um sie unserer Ehrerbiethung würdig zu machen; wenn ihre ganze Grösse in ihrem Namen besteht: so setzet sie ihre Geburt herunter,

unter, und beschimpfet sie, auch so gar nach dem Urtheile der Welt. Man setzet ihren Namen unaufhörlich ihrer Person entgegen. Das Andenken ihrer Vorfahren gereichet ihnen zur Schande. Die Geschichte, in welchen die großen Thaten ihrer Väter aufgezeichnet stehen, sind nichts, als Zeugen wider sie. Man suchet diese ruhmvollen Vorfahren in ihren unwürdigen Nachkommen. Man fodert von ihren Namen die Tugenden wieder, welche ehemals dem Vaterlande Ehre macheten; und der Haufen Ehre, den sie geerbet haben, ist weiter nichts, als eine Last Schande, die sie beschimpfet und zu Boden drücket.

Unterdessen finden sich viele, die den Stolz ihres Ursprunges an ihrer Stirne tragen. Sie rechnen die Grade ihrer Größe nach Jahrhunderten, welche verflossen sind; nach Ehrenstellen, die sie nicht mehr besitzen; nach Thaten und Handlungen, die sie nicht verrichtet haben; nach Vorfahren, von welchen nur noch ein schlechter Staub übrig ist; nach Denkmälern, welche die Zeit zernichtet hat; und glauben, sie wären besser, als andere Menschen, weil ihnen die Flüchtigkeit der Zeit mehr häusliche Trümmer übrig gelassen hat, und weil sie mehr Beweise von der Eitelkeit der menschlichen Dinge aufweisen können, als andere. I. Th. 106. S.

Von
der Auferziehung.

Man kann die Eitelkeit gewisser Personen von vornehmen Stande nicht gnugsam beklagen, welche sich einbilden, sie beschimpften ihre Vorfahren, wenn sie sich selbst die Mühe gäben, ihnen eine würdige Nachkommenschaft zu verschaffen; welche die Sorge für die Auferziehung, ohne welche ein edles Blut verderbet und verdicket wird, für eine niederträchtige Verrichtung halten; die Bildung häuslicher Tugenden fremden Händen anvertrauen; es mit dem Schicksale ihrer Kinder auf ein Gerathewohl ankommen lassen; und, weil sie gar zu sehr an ihre Hoheit gedenken, Nachkommen hinter sich lassen, die nicht genug daran gedenken. IX. Theil. 8. Seite.

Was wird nicht dazu erfodert, die Jugend regierender Herren zu bilden; in diese für den Thron bestimmten Seelen den ersten Saamen von der Glückseligkeit der Völker und Reiche auszustreuen; die Leidenschaften, die keinen andern Zaum, als die Macht und das Ansehen haben werden, bey guter Zeit wohl einzurichten; Lastern zu vorzukommen, oder den Grund zu Tugenden zu legen, wel-

che, so zu sagen, die allgemeinen Laster und Tugenden seyn sollten; ihnen die Quelle ihrer Größe in der Leutseligkeit zu zeigen; sie zu gewöhnen, daß sie der Wahrheit den Zutritt zu sich gestatten, den sich die Schmeicheley an ihrer Statt allezeit anmaßet; ihnen zu erkennen zu geben, daß sie groß sind, und sie es doch auch vergessen lehren; ihnen hohe Gedanken beyzubringen, indem man ihr Herz sanftmüthig und gütig macht; sie durch die Mäßigung zur Ehre zu führen; Neigungen, welche alles mit dem Gifte der Laster anstecken will, auf die Gottesfurcht zu lenken; mit einem Worte, Herren und Väter aus ihnen zu machen? IX. Th. 147. S.

Man ist gar sehr geneigt, den Kindern gute und tugendhafte Lehrer zu geben. Man machet sich so gar eine Ehre daraus, ihnen die strengsten und erhabensten Grundsätze der Weisheit bekannt zu machen. Allein das Verhalten zu Hause unterstützet diese stolzen und eitlen Lehren gar schlecht. Man hält ihnen die Tugenden ihrer Vorfahren vor: aber man schwächet, indem man ihnen durch einen entgegen gesetzten Lebenswandel widerspricht, den Eindruck, den das Andenken dieser alten Muster hätte machen können. Anstatt also, daß wir ihnen durch dergleichen Lehren, welche durch unsere Beyspiele widerlegt werden, die Tugend einflößen: so bringen wir ihnen bey Zeiten die Gedanken bey, die Tugend sey nur ein bloßer Name; die Grundsätze, die man uns davon beyzubringen suchet, wären nur eine gewisse Sprache und Art zu reden, die von den Vätern auf die Kinder fortgepflanzet würde; der aber die Erfahrung allezeit widersprochen hätte; und endlich wären diejenigen, die zu allen Zeiten die eifrigsten Vertheidi-

ger zu seyn geschienen hätten, im Grunde allemal den übrigen Menschen gleich gewesen.

Man saget oftmals frey, die Könige müßten in ihrer Jugend die Zeit mit weit edlern Dingen zubringen, als daß sie sich täglich mit allerley Uebungen der Andacht und Gottesfurcht beschäfftigten. Unter dem Vorwande, ihre Unschuld zu bewahren, mache man sie weichlich, und benähme ihnen den Muth. Man müsse den Neigungen mehrere Freyheit verstatten, weil, wenn sie hernach in der höchsten Macht und Gewalt keinen Zaum und Zügel mehr anträfen, sie hernach um so viel weiter gehen würden, je mehr man sie hätte zwingen wollen. Eine so strenge und so genaue Tugend könne zwar wohl gute Einsiedler hervor bringen; sie hätte aber niemals grosse Prinzen hervorgebracht. So rechtfertiget man täglich die Misbräuche einer weltlichen und sündlichen Auferziehung. Man bittet zwar diejenigen, welchen man seine Kinder zur Auferziehung anvertrauet, sie sollten ihnen bey guter Zeit die Grundregeln der Tugend und Weisheit einflößen: allein, es sind dieses die einzigen Eindrücke, in Ansehung welcher man befürchtet, sie möchten zu weit getrieben werden. Die Liebe zur Ehre, das Verlangen, sich empor zu schwingen, und die Kunst zu gefallen, sind die ernsthaftesten und wichtigsten Lehren, welche denen in der Jugend vorgetragen werden, die wegen ihrer Geburt zu hohen Ehrenstellen bestimmt sind. Man freuet sich, wenn man in diesem zarten Alter den ersten Schimmer von allen diesen gefährlichen Leidenschaften hervor leuchten sieht. Man nennet den ersten Grund zu großen Lastern eine große Hoffnung, da man hingegen die guten und stillen Nei-

gun-

gungen eines zur Tugend geneigten Naturells für nicht gar zu gute Vorbedeutungen ansieht. Man befürchtet alles von einem Kinde, welches die Lehren der Eitelkeit nicht so geschwind fasset. Man suchet die Leidenschaften, welche die Natur, wie es schien, selbst eingeschärfet hatte, durch vielfältige Kunstgriffe wieder aufzuwecken; und es trägt sich oftmals zu, daß diese fremden Eindrücke die Oberhand erhalten, und daß diejenigen Kinder, in Ansehung welcher man befürchtet hatte, sie möchten gar zu weise und tugendhaft werden, so gar für die Welt selbst allzu frech werden. X. Th. 255. 223. Seite.

Von der Jugend.

Was ist wohl, besonders bey Leuten von einem gewissen Stande, die Jugend? Sie ist eine gefährliche Zeit, in welcher die Leidenschaften durch den Wohlstand der Größe und Hoheit noch nicht eingeschränkt, sondern vielmehr durch ihr Ansehen erleichtert werden. Sie ist ein unglücklicher Zustand, in welchem das Laster weder etwas beschwerliches, noch etwas schändliches an sich hat; wo die Ergötzlichkeiten durch die Gewohnheit gerechtfertiget; die Gewohnheit durch Beyspiele, welche die Stelle des Gesetzes vertreten, unterstützet; die Beyspiele durch die Macht erleuchtert werden; und die Macht von der Hitze des Alters, und der ganzen Lebhaftigkeit des Herzens angewendet und gebrauchet wird. Wenn man auch auf außerordentliche Männer Lobreden hält: so sieht man sich mehrentheils genöthiget, einen Vorhang vor die ersten Jahre ihres Lebens zu ziehen. Man übergiebt eine Zeit, in welcher sie sich selbst vergessen haben, einer klugen Vergessenheit. Man giebt ihnen weder Kindheit noch Jugend. Man fängt ihre Geschichte nur da an, wo man ihre Lobreden anfangen kann. Man stellet sie auf einmal auf den Schauplatz der Welt, fast eben so, wie Gott den Adam auf denselben führete; ich will sagen, in der Vollkommenheit des Alters und der Vernunft. IX. Th. 51. 52. S.

Von

Von den Gesetzen.

Nicht der Monarch, sondern das Gesetz soll über die Völker herrschen. Der Fürst ist nur der Diener und oberste Aufbewahrer desselben. Das Gesetz muß den Gebrauch der Macht anordnen und einrichten; und vermöge desselben ist die Macht kein Joch mehr für die Unterthanen, sondern eine Regel und Richtschnur, welche sie leitet und führet; ein Beystand, der sie beschützet; eine väterliche Wachsamkeit, die sich ihrer Unterthänigkeit nur deswegen versichert, weil sie sich ihrer Liebe versichert. Die Menschen halten sich für freye Leute, wenn sie nur nach den Gesetzen regieret werden. Ihre Unterwerfung machet alsdann ihr ganzes Glück aus, weil sie ihre Ruhe und ihr Vertrauen befördert. Die Leidenschaften, das ungerechte Verlangen, die ausschweifenden und stolzen Begierden, welche die Fürsten unter den Gebrauch der Macht und Gewalt mischen, schwächen dieselben vielmehr, anstatt daß sie solche vermehren sollten. Sie werden weit weniger mächtig, so bald sie mächtiger seyn wollen, als es die Gesetze verstatten. Sie verlieren, indem sie zu gewinnen vermeynen. Alles, was die Macht ungerecht und verhaßt machet, entkräftet und vergeringert sie. Die Quelle ihrer Gewalt ist in dem Herzen ihrer Unterthanen. Und wenn sie auch gleich noch so unumschränkt zu seyn scheinen: so

kann man doch sagen, daß sie ihre wahre Macht verlieren, so bald sie die Liebe derer, die ihnen dienen, verlieren. I. Theil, 112. Seite.

Die Religion leidet allemal, wenn die Gesetze geschwächet werden, und die Kirche darf sich in einem Reiche, in welchem das Regiment nicht nach sichern und gewissen Regeln verwaltet wird, auf nichts Rechnung machen. Es sind auch die Staaten, in welchen das Volk herrschet, und diejenigen, in welchen es die Macht mit dem obersten Regenten theilet, unaufhörlichen Empörungen ausgesetzt, und sie weichen eben so leicht von den Gesetzen, als von dem Gottesdienste ihrer Väter ab. Die Empörungen werden in denselben eben so wenig, als die Irrthümer bestrafet; und die Ketzerey hat allda ihre erste Freystadt gefunden. Sie nimmt bey der Verwirrung der Gesetze und der Schwäche der Gewalt zu. Sie hat ihre Geburt und ihren Anwuchs allezeit den öffentlichen Verwirrungen und Uneinigkeiten zu danken. Die schwächsten und unruhigsten Regierungen haben bey uns, wie an allen andern Orten, allemal ihren Fortgang und ihre Macht befördert. Und so bald die bürgerliche Einigkeit fällt: so fängt auch die ganze Religion selbst an zu wanken. I. Th. 149. S.

Die Völker können nicht anders, als bey der Ordnung und der Unterthänigkeit glücklich seyn. Wenn sie sich nur ein wenig von dem eigentlichen Puncte des Gehorsams entfernen: so ist bey dem Regimente keine Regel und Richtschnur mehr anzutreffen. Ein jeder will sich selbst sein Gesetz seyn. Die Unordnung, die Verwirrungen, die Uneinigkeiten, die Frevelthaten und das Verlangen, ungestrafet zu leben, entstehen gar bald, wenn man sein eigener Herr, und niemanden unterworfen seyn will; und

die Regenten können ihre Unterthanen nicht glücklich machen, als wenn sie dieselben bey der Unterwürfigkeit erhalten, und ihnen dieselbe zu gleicher Zeit angenehm und beliebt machen. I. Th. 111. S.

Die Menschen sind viel zu leichtsinnig, viel zu unbeständig, und viel zu schwach, als daß sie sich selbst ganz allein leiten und führen könnten. Man hat ihnen müssen Gesetze geben, damit sie wissen möchten, wornach sie sich in der Gesellschaft zu richten hätten; ja man mußte ihnen auch Gesetze geben, damit sie wissen möchten, was sie in Ansehung ihrer selbst zu beobachten hätten. Dasjenige, was wir für die größte Glückseligkeit halten, jene Freyheit und Unabhängigkeit, die wir so sehr rühmen, ist gerade die Quelle des Verdrusses, der alle unsere Ergötzlichkeiten vergiftet. Es ist eine unaufhörliche Strafe ohne Regeln und auf ein gerathewohl dahin zu leben; nur den Geschmack und eine ungleiche Einbildungskraft zu Rathe ziehen; unmöglich einmal wie das andere leben können; einen Wandel führen, der sich niemals selbst gleich ist; wo ein jedweder Tag neue Reizungen und neue Beschäfftigungen herbeybringt; wo fast niemals etwas an seinem rechten Orte ist; wo man sich selbst allenthalben hinträgt, und allenthalben sich selbst zur Last ist; ein Lebenswandel, der bey seinen Unruhen ungewiß, ungleich und müßig ist; ein Lebenswandel, den man frey nennet, in welchem aber eine solche Freyheit herrschet, die uns drücket, und beunruhiget, aus welcher wir oftmals nicht wissen, was wir machen sollen; und wobey man alles versuchet, aber auch alles überdrüßig wird. IX. Th. 265. 266. S.

Die Freyheit, welche die Fürsten ihren Völkern schuldig sind, ist die Freyheit der Gesetze. Sie sind Herren über das Leben und Glück ihrer Unterthanen; aber sie kön-

nen mit denselben nicht anders, als nach den Gesetzen verfahren. Sie kennen niemanden, als Gott allein, der über ihnen ist: aber die Gesetze müssen mehr Macht und Ansehen, als sie selbst haben. Unsere Könige gebieten über keine Sclaven. Sie herrschen über ein freyes und kriegerisches Volk, das wegen seiner Freyheit eben so eifersüchtig ist, als wegen seiner Treue; und von dessen Unterthänigkeit man um so viel gewisser versichert seyn kann, weil sie sich auf die Liebe, die es gegen seine Herren heget, gründet. Seine Könige vermögen alles über dasselbe, weil seine Zärtlichkeit und Treue seinem Gehorsame keine Gränzen setzen. Es müssen aber auch seine Könige ihre Macht und Gewalt selbst einschränken; und je mehr seine Liebe von keinem andern Gesetze, als von einer blinden Unterwerfung weiß, desto mehr müssen seine Könige von seiner Unterwerfung weiter nichts fordern, als was sie nach den Gesetzen von ihm fordern können; sonst sind sie nicht mehr Väter und Beschützer ihrer Völker, sondern Feinde und Unterdrücker derselben; sie herrschen nicht über ihre Unterthanen, sondern machen sie zu Sclaven. I. Th. 111. S.

Die Reiche können durch nichts bestehen, als durch die Billigkeit eben der Gesetze, durch welche sie entstanden sind; und die Ungerechtigkeit hat wohl die Regenten stürzen, aber ihren Thron niemals befestigen können. Die Diener, welche die Macht der Könige erweitert, haben sie allezeit geschwächet. Sie haben ihre Herren nur auf den Trümmern ihrer Länder erhoben; und ihr Eifer ist ihnen nur in so fern nützlich gewesen, als sie die Gesetze des Reichs beobachtet und in Ehren gehalten haben. I. Th. 177. S.

Von

Von der Zeit.

Die Quelle aller Unordnungen, die unter den Menschen herrschen, ist der unrechte Gebrauch der Zeit. Einige bringen ihr ganzes Leben im Müssiggange und in der Trägheit zu, und sind weder dem Vaterlande, noch ihren Mitbürgern, noch auch sich selbst etwas nütze. Andere hingegen befinden sich in einer beständigen Unruhe, welche ihnen die menschlichen Händel und Geschäffte, worein sie verwickelt sind, verursachen. Die einen scheinen nur deswegen auf der Welt zu seyn, damit sie auf derselben eine unanständige Ruhe genießen, und sich durch das mannichfaltige Vergnügen, so sie sich machen, des Verdrusses entschlagen mögen, der sie eben so sehr verfolgt, als sie vor ihm fliehen. Die andern aber befinden sich nur deswegen auf derselben, damit sie in den Sorgen und Geschäfften dieser Welt beständig Unruhen suchen mögen, welche sie sich selbst entziehen. Die Zeit ist, wie es scheint, ein allgemeiner Feind, wider welchen sich alle Menschen verschworen haben. Ihr ganzes Leben ist nichts anders, als eine beklagungswürdige Sorgfalt sich derselben zu entledigen. Diejenigen sind die glückseligsten, welche die Last ihrer Dauer am wenigsten empfinden; und das Angenehmste besteht so wohl bey den nichtigen Ergötzlichkeiten, als auch bey den ernsthaften Beschäfftigungen darinnen,

innen, daß sie die Länge der Tage und der Stunden verkürzen, und uns davon befreyen, ohne daß wir es kaum merken, daß sie vergangen sind. V. Th. 195. S.

Wo sind unsere ersten Jahre? Was lassen sie in unsern Gedanken wirkliches zurück? Weiter nichts, als was ein Traum zurücke läßt. Wir erinnern uns, daß wir gelebet haben; und dieses ist es alles, was uns davon übrig geblieben ist. Die ganze Zeit, welche seit unserer Geburt bis auf die gegenwärtige Stunde verflossen, ist weiter nichts, als ein schneller Vorübergang, den wir kaum haben vorbeystreichen sehen. Gesetzt auch, wir hätten seit der Erschaffung der Welt gelebet: so würde uns doch das Vergangene weder länger, noch als etwas wirklicheres vorkommen. Wir würden alle die Jahrhunderte, die bis auf diese Stunde verflossen sind, als flüchtige Augenblicke ansehen. Alle Völker, die auf dem Erdboden erschienen, und wiederum verschwunden sind; alle Veränderungen der Königreiche und Länder; ja alle die großen und wichtigen Begebenheiten, welche unsere Geschichtbücher ausschmücken, würden in Ansehung unser, weiter nichts, als verschiedene Auftritte eines Schauspieles seyn, welches wir in einem Tage hätten sehen zu Ende gehen. Lasset uns nur einmal der Siege, der Eroberungen, der ruhmvollen Unterhandlungen und Friedensschlüsse, der Pracht, und merkwürdigen Begebenheiten erinnern, welche unter der letzten Regierung vorfielen. Sie sind nicht so gar weit von uns entfernet; die mehresten von uns haben sie mit angesehen; sie werden in unsern Jahrbüchern bis auf unsere spätesten Nachkommen fortgepflanzet werden. Aber in Ansehung unserer sind sie weiter nichts, als ein Traum, und ein Bliz,

der verschwunden ist, und welcher bey uns täglich in eine größere Vergessenheit geräth. V. Th. 15. S.

Die Zeit, dieser kostbare Schatz, den man uns anvertrauet hat, ist in Ansehung unserer eine Last geworden, die uns drücket und ermüdet. Wir befürchten, sie möchte uns auf immer und ewig entzogen werden, und sehen dieses als das größte Unglück an; wir halten es aber auch fast für ein gleiches Unglück, daß wir den Verdruß und die Dauer derselben ertragen und erdulden müssen. Sie ist ein Schatz, den wir gern ewig behalten möchten, den wir aber auch nicht in unsern Händen leiden können. Unser ganzes Leben ist nichts anders, als eine unaufhörliche Kunst sie zu verderben. Und ob wir uns gleich alle Mühe geben sie durchzubringen: so bleibt uns dennoch allezeit noch genug davon übrig, daß wir nicht wissen, was wir damit anfangen sollen. V. Th. 196. 200. S.

Die Jahre kommen uns lang vor, wenn sie noch weit von uns entfernt sind. Sind sie aber herbeygekommen: so vergehen sie, und verschwinden uns in einem Augenblicke; und wir haben uns kaum umgesehen, so befinden wir uns, gleichsam als durch eine Bezauberung, an dem Ende welches noch so weit von uns entfernt zu seyn schien, und nach unserer Meynung, niemals herbey kommen würde. Lasset uns einmal die Welt betrachten, die wir in unserer Jugend gesehen haben, und welche wir anitzo erblicken. Auf den Hof, den wir in unsern jungen Jahren sahen, ist ein anderer gekommen. Es sind andere Personen auf den Schauplatz getreten. Die großen Rollen werden von andern gespielet. Es sind neue Begebenheiten, neue verwirrte

Händel, neue Leidenschaften, neue Helden in der Tugend, wie in dem Laster, welche öffentlich gelobet, verspottet und getadelt werden. Es ist unvermerkt, und ohne daß wir es wahrgenommen haben, aus der vorhergehenden Welt eine neue entstanden. V. Th. 16. S.

Unsere Zeit ist dasjenige, woraus wir uns am wenigsten machen. Unsere Dienste sparen wir für unsere Freunde; unsere Wohlthaten für unsere Creaturen; unser Vermögen für unsere Anverwandten und Kinder; unser Ansehen und unsere Gunst für uns selbst, und unsere Lobeserhebungen für diejenigen, welche uns derselben würdig zu seyn scheinen: Aber unsere Zeit schenken wir der ganzen Welt; wir geben sie, so zu sagen, jedermann Preis. Man machet uns so gar ein Vergnügen, wenn man uns dieselbe entzieht. Sie ist gleichsam eine schwere Last, die wir mitten in die Welt hineintragen, und dabey beständig jemanden suchen, der uns davon befreyen soll. Sie macht die ganze Unruhe, den ganzen Verdruß, und die schwerste Bürde unseres Lebens aus. V. Th. 200. S.

Alles vergeht mit uns, und eben so, wie wir. Ein schneller Strom, den nichts aufhält, reißt alles mit sich fort, und versenket es in die Abgründe der Ewigkeit. Unsere Vorfahren bahneten uns gestern den Weg; und wir werden ihn morgen denen zeigen, die nach uns kommen werden. Die Alter verneuern sich. Die Lebendigen nehmen die Stellen der Todten ein, und folgen einander unaufhörlich nach. Nichts bleibt beständig; alles verändert sich, alles vergeht, und wird zu nichte. Wir eilen, uns die zurückgelassenen Trümmer

mer zu Nutze zu machen. Wir sind wie die thörichten Soldaten, welche zu der Zeit, da es in dem Treffen am hitzigsten zugeht, und da bald dieser, bald jener von ihren Cameraden neben ihnen zu Boden fällt, sich mit ihren Kleidern beladen. Kaum aber haben sie sich derselben bemächtiget: so kömmt ein tödtlicher Streich, und raubet ihnen, nebst den thörichten Zierrathen, womit sie sich geschmücket haben, das Leben. Anstatt, daß uns das Beyspiel derer, die wir verschwinden sehen, klug machen sollte: so steigt so gar aus ihrer Asche ein schädlicher Funke auf, der alle unsere Lüste, und alle unsere Neigungen zur Welt vom neuen entzündet. V. Theil, 16-18. Seite.

Von den
alten Weltweisen.

Die heidnische Weltweisheit zerstörete die Laster nicht anders, als durch das Laster. Sie lehrete nur deswegen die Welt auf eine stolze Art verachten, damit sie von der Welt möchte gerühmet werden. Sie suchete mehr die Ehre der Weisheit, als die Weisheit selbst. Wenn sie die übrigen Leidenschaften zernichtete: so setzete sie allezeit eine weit gefährlichere an ihre Stelle, ich will sagen, den Stolz: Eben so wie es jener babylonische Fürst machete, welcher die Altäre der heydnischen Götter nur deswegen zerstörete, damit er seine gottlose Bildsäule, und den ungeheuren Coloß des Stolzes, den der ganze Erdboden anbethen sollte, auf den Trümmern derselben aufrichten möchte.

Plato, welcher der Wahrheit so nahe gekommen war, zernichtete nichts destoweniger die heilige Einsetzung des Ehestandes. Und indem er eine viehische Vermischung unter den Menschen zuließ: so zernichtete er die väterlichen Namen und Rechte, welche die Natur auch so gar unter den Thieren, allezeit in Ehren gehalten hat, und ließ Menschen zur Welt geboren werden, die insgesammt von ihrem Ursprunge nichts gewisses wußten, und, so zu sagen, ohne Aeltern auf die Welt kamen; und deswegen weder von Banden der Natur, noch von Liebe, weder

von

von Neigung, noch von Menschlichkeit etwas wußten, und insgesammt fähig waren Blutschänder, Vater- und Muttermörder, ohne es zu wissen, zu werden. II. Th. 90. 101. Seite.

Es war nicht zu verwundern, wenn die Sittenlehre in den Schulen der Heyden, die dem Stolze und den Veränderungen des menschlichen Verstandes ausgesetzet waren, auf keinem gewissen Grunde beruhete. Nicht die Wahrheit, sondern die Eitelkeit brachte die Weltweisen hervor. Die Regeln änderten sich mit den Zeiten. Neue Zeiten führeten neue Gesetze ein. Mit einem Worte, die Lehre änderte nicht die Sitten; sondern die Veränderung der Sitten zog allezeit die Veränderung der Lehre nach sich. Da sie ihre Einsichten nur aus ihrem verderbten Herzen, und ihren eitlen Gedanken schöpften: so nenneten sie etwas gut und böse, nachdem es ihnen gefiel, und die Namen der Tugenden und der Laster waren unter ihnen beynahe willkührliche Benennungen. V. Theil, 166. 167. Seite.

Es hat Weltweise gegeben, welche die Menschen zu bereden sucheten, die Wollust wäre das höchste Gut; und der erste Urheber dieser Secte mag eine Absicht gehabt haben, welche er will: so ist doch gewiß, daß seine Schüler keine andere Glückseligkeit, als die Glückseligkeit der Thiere sucheten. Die schändlichsten Ausschweifungen wurden Grundsätze und Lehren der Weltweisheit. Rom, Athen und Corinth mußten Ausschweifungen mit ansehen, bey welchen man den Menschen in den Menschen selbst suchete. Doch dieses heißt noch wenig gesaget. Es wurden daselbst die abscheulichsten Laster geheiliget. Man bauete ihnen Tempel und Altä-

re auf. Die Unverschämtheit, die Blutschande, die Grausamkeit, die Treulosigkeit, und noch viel schändlichere Laster wurden zu Gottheiten gemachet. Der Gottesdienst wurde eine öffentliche Ausschweifung und Unzucht, und so schändliche Götter wurden nicht anders, als durch schandbare und lasterhafte Thaten geehret, II. Theil, 102. Seite.

Es haben so gar die Heyden die Nothwendigkeit einer Weltweisheit, ich will sagen, eines Lichtes erkannt, das höher als die Sinne ist, welches den Gebrauch derselben lehrete, und die Vernunft zu einem Zaume der menschlichen Leidenschaften machete. Die Natur führete sie ganz allein zu dieser Wahrheit, und lehrete sie, daß der blinde Trieb nicht der einzige Führer der menschlichen Handlungen seyn solle. Es muß also dieser Trieb entweder nicht von der ersten Einsetzung der Natur herrühren, oder er muß eine Unordnung derselben seyn; weil alle Gesetze, die in der Welt zum Vorscheine gekommen, in keiner andern Absicht, als ihn zu mäßigen, sind gegeben worden, weil alle die, so jemals den Ruhm weiser und tugendhafter Männer gehabt, den Eindrücken desselben nicht gefolget sind; weil man zu allen Zeiten und unter allen Völkern diejenigen als Ungeheuer, und Schandflecke des menschlichen Geschlechtes angesehen hat, welche sich dem viehischen sinnlichen Triebe ohne den geringsten Einhalt, und ohne sich zu schämen, überliessen; und weil, wenn man diesen Grundsatz einmal annimmt, daß nämlich unsere Neigungen und Begierden keine Laster seyn könnten, die Gesellschaft nicht mehr bestehen kann; und die Menschen, um in Sicherheit zu seyn, sich aus einander begeben, in die Wälder flüch-

ten,

ten, und, wie das Vieh, allein leben müssen. II. Th. 210. Seite.

Was für nichtige Streitigkeiten, was für unaufhörliche Fragen, wie viel verschiedene Meynungen haben ehemals die Schulen der heydnischen Weltweisheit von einander abgesondert! Die einen zweifelten an allem, die andern glaubeten, sie wüßten alles. Die einen wollten gar keinen Gott haben; die andern gaben uns einen nach ihrer Art, das heißt, einige, einen faulen, der bey den menschlichen Dingen ein müßiger Zuschauer war, und welcher die Aufsicht über sein eigenes Werk ganz ruhig einem blinden Ungefähr überließ, gleich als ob die Sorge für dasselbe seiner Größe und Hoheit unanständig wäre, und sich mit seiner Ruhe nicht zusammen reimen ließe; andere, einen, der ein Sclave von den Schicksalen, und gewissen Gesetzen unterworfen war, die er sich nicht selbst auferleget hatte; noch andere, einen, der dem ganzen Weltgebäude einverleibet, und die Seele von diesem ungeheuren Körper war, und gleichsam einen Theil von einer Welt ausmachte, die ganz und gar sein Werk ist. So viel Schulen, so vielerley Meynungen von einem so wesentlichen Puncte. So viel Jahrhunderte, so viel neue Ausschweifungen in Absicht auf die Unsterblichkeit und Natur der Seele. Bald war sie ein Zusammenfluß von unheilbaren Dingen, bald ein subtiles Feuer, bald eine dünne Luft; und wiederum in einer andern Schule, ein Theilchen der Gottheit. Die einen ließen sie zugleich mit dem Leibe sterben; andere ließen sie eher, als den Körper leben; noch andere ließen sie aus einem Körper in den andern, z. E. aus einem Menschen in ein Pferd, übergehen, und aus dem Zustande einer vernünftigen Natur, in den Zustand un-

vernünftiger Thiere versetzet werden. Einige lehreten, die wahre Glückseligkeit des Menschen bestünde in den Sinnen, andere setzeten sie in die Vernunft, noch andere fanden sie nirgends, als in der Ehre und in dem Ansehen; viele in der Trägheit und Unempfindlichkeit. Und alle diese, in Absicht auf die Bestimmung des Menschen, so wesentlichen Puncte waren Streitfragen geworden, die auf beyden Seiten zu nichts anderem dieneten, als in den Schulen die Zeit damit hinzubringen, und die Eitelkeit der Sophisten zu belustigen; es waren müßige Fragen, bey welchen man sich nicht um die Wahrheit der Sache, sondern nur darum bekümmerte, damit man die Ehre haben möchte, den Sieg davon zu tragen. II. Theil, 103. Seite.

Von der Unsterblichkeit der Seele.

Lasset uns bis zu der Erschaffung der Welt zurücke gehen; lasset uns die Geschichte der Königreiche und Kaiserthümer lesen; lasset uns hören, was diejenigen erzählen, die aus den entferntesten Inseln zurücke kommen: so werden wir vernehmen, daß die Unsterblichkeit der Seele allezeit gewesen ist, und noch heute zu Tage von allen Völkern geglaubet wird. Das Erkenntniß eines einigen Gottes hat auf dem Erdboden können vertilget werden; seine Herrlichkeit, Macht und Unermeßlichkeit haben, so zu sagen, aus dem Herzen und aus dem Verstande der Menschen können ausgerottet werden; es können noch itzo ganze und wilde Völker ohne Gottesdienst, ohne Religion, und ohne Gott in der Welt leben! Aber sie erwarten insgesammt ein Zukünftiges. Der Gedanke von der Unsterblichkeit der Seele hat nicht aus ihrem Herzen können ausgerottet werden. Sie stellen sich insgesammt eine Gegend vor, die unsere Seelen nach unserem Tode bewohnen werden. Und ob sie gleich Gottes vergessen haben: so haben sie doch nicht umhin gekonnt, sich selbst zu fühlen.

Wenn mit dem Leibe alles stirbt, wer hat denn alle Menschen, zu allen Zeiten, und an allen Orten, überreden können, daß ihre Seele unsterblich wäre? Wie hat das menschliche Geschlecht auf den seltsamen Gedanken von der Unsterblichkeit verfallen können? Hätte wohl ein Gedanke, der von der Natur des Menschen so weit entfernet ist, auf der Welt den Vorzug erhalten können, wenn der Mensch nur für die Sinne geboren wäre? Denn wenn er, wie das Vieh, nur allein für die Zeit erschaffen ist: so muß ihm nichts unbegreiflicher vorkommen, als der Begriff von der Unsterblichkeit. Hätten wohl aus Staube gemachte Maschinen, die um keiner andern Ursache willen leben, und keine andere, als eine sinnliche Glückseligkeit haben sollten, jemals auf so edle Gedanken, und so erhabene Begriffe verfallen, oder sie aus sich selbst hervorbringen können? Unterdessen wird dieser so außerordentliche Gedanke bey allen Menschen angetroffen. Dieser Begriff, der so gar den Sinnen so sehr zuwider ist, weil der Mensch, wie das Vieh, ganz und gar vor unsern Augen stirbt, hat sich über den ganzen Erdboden ausgebreitet. Diese Meynung, welche in der Welt nicht einmal einen Erfinder hätte antreffen sollen, hat unter allen Völkern eine allgemeine Gelehrigkeit angetroffen. Es haben sie die wildesten, wie die gesittetsten; die höflichsten, wie die gröbsten; und die ungläubigsten, wie die gläubigsten angenommen.

Die allgemeine Gesellschaft der Menschen, die Gesetze, die uns unter einander verbinden, die heiligsten und unverletzlichsten Pflichten des bürgerlichen Lebens, alles dieses beruhet auf der Gewißheit eines Zukünftigen. Wenn nun alles mit dem Leibe stirbt: so müssen in der ganzen Welt andere Gesetze andere Sitten, und andere Gebräuche eingeführet werden; ja es muß sich alles auf dem Erdbo-

den andern. Wenn alles mit dem Körper zu Grunde geht: so sind die Grundsätze der Billigkeit, der Freundschaft, der Ehre, der Redlichkeit und der Erkenntlichkeit weiter nichts, als Irrthümer des gemeinen Volkes, weil wir solchen Menschen, die in Ansehung unserer nichts sind, mit welchen uns kein gemeinschaftliches Band des Gottesdienstes und der Hoffnung verbindet, die morgen wiederum in ihr Nichts fallen, ja welche schon itzo nichts mehr sind, nichts schuldig sind. Wenn alles mit uns stirbt: so sind die süßen Namen eines Kindes, eines Vaters, eines Freundes, eines Ehegatten, nichts bedeutende Namen, und eitle Titel, die uns verführen; weil auch so gar die Freundschaft, die aus der Tugend entsteht, kein dauerhaftes Band mehr ist. Unsere Väter, die vor uns gewesen, sind nicht mehr; unsere Kinder werden nicht unsere Nachfolger seyn: Denn ein solches Nichts, als wir dermaleinst seyn werden, hat keine Folgen. Die eheliche Gesellschaft ist weiter nichts, als eine viehische Vermischung, aus welcher, vermöge einer seltsamen und ungefähren Verbindung, Wesen hervorkommen, die uns gleichen, welche aber weiter nichts mit uns gemein haben, als daß sie, wie wir, nichts sind.

Woher kömmt es denn, daß Leute, die in Ansehung der Gemüthsbeschaffenheit, des Gottesdienstes, des Ortes ihres Aufenthaltes, der Denkungsart, der Vortheile, ja so gar der äußerlichen Gestalt, von einander so unterschieden sind, und kaum von einerley Art zu seyn scheinen, dennoch insgesammt, was die Unsterblichkeit der Seele anbetrifft, mit einander übereinkommen, und alle unsterblich seyn wollen? Es ist dieses nicht etwan eine abgeredete Sache. Denn wie hätten wohl die Menschen, die in allen Ländern und zu allen Zeiten jemals gelebet haben, zusam-

sammen kommen, und sich mit einander besprechen können? Es ist kein Vorurtheil der Auferziehung. Denn die Sitten, die Gebräuche und Gewohnheiten, der Gottesdienst, welches gemeiniglich die Folgen der Vorurtheile sind, sind nicht unter allen Völkern einerley: aber der Gedanke von der Unsterblichkeit wird bey allen angetroffen. Es ist keine Secte. Denn außer dem, daß dieses die allgemeine Religion der Welt ist, so hat dieser Lehrsatz weder ein Oberhaupt, noch einen Beschützer gehabt. Die Menschen haben sich selbst davon überredet; oder vielmehr es hat sie die Natur, ohne Beyhülfe eines Lehrmeisters, davon unterrichtet; und er ist allein, seit der Erschaffung der Welt, von den Vätern auf die Kinder fortgepflanzet worden, und hat sich zu allen Zeiten auf der Welt erhalten.

Wenn alles mit uns stirbt: so sind unsere Geschlechtsregister, und die Folge von unsern Voraltern weiter nichts, als Hirngespinnste, weil wir weder Voraltern haben, noch auch Nachkommen haben werden. Es sind also die Sorgen für die Erhaltung seines Namens und die Nachkommenschaft nichtig und vergeblich. Die Ehre, die man dem Andenken vornehmer Männer erzeiget, ist ein kindischer Irrthum, weil es lächerlich ist, diejenigen zu ehren, die nicht mehr vorhanden sind. Die Verehrung der Gräber ist ein gemeiner Betrug. Die Asche unserer Väter und Freunde ist ein nichtswürdiger Staub, den man in die Luft werfen muß, und der niemanden angehöret. Und der letzte, und auch unter den barbarischesten Völkern so heilige Wille der Sterbenden, ist der letzte Hauch einer Maschine, die zerfällt. Mit einem Worte, wenn alles mit uns stirbt: so sind die Gesetze eine thörichte Knechtschaft. Die Könige und die Monarchen sind Gespenster, welche von der Schwachheit der Völker herrühren. Die Gerechtigkeit

keit ist ein Eingriff in die Freyheit der Menschen; das Gesetz des Ehestandes, ein nichtiger Zweifel; die Schamhaftigkeit, ein Vorurtheil; die Ehre und Redlichkeit, Hirngespinnste; Blutschande, Mord, Todtschlag und Meyneid, sind Spiele der Natur und Namen, welche die Staatskunst der Gesetzgeber erfunden hat.

O! was für ein Ungeheuer von einer Gottheit, wenn mit dem Menschen alles aus ist, und wenn keine andern Uebel und Güter zu hoffen sind, als die Uebel und Güter dieser Welt! Ist sie denn also die Beschützerinn des Ehebruchs, der Gotteslästerung, und der schrecklichsten Laster; hingegen aber die Verfolgerinn der Unschuld, der Schamhaftigkeit, der Gottesfurcht, und der allerreinsten Tugenden? Es sind also ihre Gunstbezeugungen der Sold des Lasters, und ihre Züchtigungen die einzige Belohnung der Tugend! O! was für einen Gott der Finsternisse, der Schwachheit, der Verwirrung, und der Bosheit erdichtet sich nicht der Gottlose! Wie! es sollte mit seiner Größe übereinstimmen, die Welt die er erschaffen hat, in einer so allgemeinen Unordnung zu lassen; zu sehen, daß der Gottlose fast allezeit den Vorzug vor dem Frommen hat; daß der Unschuldige von dem unrechtmäßigen Besitzer vom Throne gestoßen; der Vater das Opfer des Ehrgeizes eines aus der Art geschlagenen Sohnes; und der Mann von einer barbarischen und ungetreuen Ehegattinn ermordet wird? Gott sollte bey seiner Hoheit und Größe an dergleichen traurigen Begebenheiten ein Vergnügen finden, ohne an denselben Theil zu nehmen? Weil er groß ist: so würde er entweder schwach, oder ungerecht, oder grausam seyn. Und weil die Menschen schwach sind: so würde es ihnen frey stehen, entweder lüderlich zu leben, ohne ein Laster zu

begehen; oder tugendhaft zu seyn, ohne deswegen eine Belohnung zu hoffen zu haben!

Wenn kein Zukünftiges ist, was hätte Gott, als er die Menschen geschaffen, für eine seiner Weisheit anständige Absicht haben können? Wie! er hätte bey ihrer Schöpfung keine andere Absicht gehabt, als die er bey der Erschaffung der unvernünftigen Thiere hatte? Der Mensch, dieses so edle Geschöpfe, das so hohe Gedanken, so weitläuftige Begierden, so hohe Meynungen in sich antrifft: welches der Liebe der Wahrheit, und der Gerechtigkeit fähig ist; der Mensch, der unter allen Geschöpfen allein zu einer ernsthaften Bestimmung geschickt, und fähig ist, den Urheber seines Seyns zu erkennen und zu lieben; dieser Mensch sollte nur für die Erde gemachet seyn, daß er auf derselben einige wenige Tage, wie das Vieh, in eitlen Beschäfftigungen, oder in sinnlichen Ergötzlichkeiten zubringen möchte? Er sollte seinem Schicksale Genüge thun, indem er eine so verächtliche Rolle spielete? Er hätte den Schauplatz der Welt nur deswegen betreten, daß er auf demselben eine so lächerliche und so mitleidenswerthe Person vorstellen möchte? und hierauf sollte er wieder in das Nichts zurück fallen, ohne den großen Geist, und die erhabene Seele, die ihm der Urheber seines Seyns gegeben hatte, auch nur im geringsten gebrauchet zu haben? Wo würde hier die Weisheit des Schöpfers bleiben, wenn er ein so großes Werk nur auf eine kurze Zeit gemachet, und der Welt nur in der Absicht Menschen gezeiget hätte, daß er von seiner Macht einen scherzhaften Versuch machen, und sich durch dieses mannichfaltige Schauspiel die lange Zeit verkürzen möchte! Es ist also der Gott der Gottlosen aus keiner andern Ursache groß, als weil er ungerechter, eigensinniger, und verächtlicher, als der Mensch, ist?

Räu-

Räumet den Gottlosen ihre Grundsätze von der Unsterblichkeit der Seele ein: so wird die Welt so gleich wiederum in ein schreckliches Chaos zurücke fallen. Es wird sich auf derselben alles in einer Verwirrung befinden. Alle Begriffe, die man von der Tugend und dem Laster hat, werden zernichtet seyn. Die heiligsten Gesetze der Gesellschaft werden verschwinden. Die Zucht der Sitten geht zu Grunde. Die Länder und Reiche werden nach keiner Regel mehr regieret. Die ganze Eintracht des politischen Körpers fällt dahin; und das menschliche Geschlecht ist weiter nichts, als eine Versammlung thörichter, Barbarischer, Unzüchtiger, Rasender, Betrüger, und Unmenschen, die von keinem andern Gesetze, als der Macht; von keinem andern Zäume, als ihren Leidenschaften, und der Furcht vor der allerhöchsten Gewalt; von keinen andern Banden, als der Gottlosigkeit und Ununterwürfigkeit; und von keinem andern Gott, als von sich selbst wissen. Sehet, so sieht die Welt, in welcher sich nichts, als Gottlose befinden, aus. Und wem dieser schreckliche Entwurf von einer Republik gefällt, der ist würdig in derselben eine Stelle einzunehmen. II. Th. 199-207. S.

Von

Von
dem Priesterthume.

Was ist die Ehre des Heiligthums? Es ist ein ehrenvoller Dienst, welcher, indem er uns über alle setzet, uns allen verbindlich macht. Es ist eine beschwerliche und allgemeine Sorgfalt, welche uns die Leidenschaften, die Bedürfnisse, die Schwachheiten, und das ganze Elend der Menschen anvertrauet. Es ist eine schwere Last, vermöge welcher wir ein ganzes Volk in unserem Schooße tragen müssen, wie eine Säugamme ihr Kind trägt. Wir müssen, vermöge derselben, seine Unruhen und seinen Eigensinn erdulden, ohne darüber verdrüßlich zu werden; wir müssen seine Undankbarkeit und sein Murren ertragen, ohne es zu verlassen; wir müssen den unendlichen Unterschied der Gemüthsneigungen, der Geister, der Vortheile, der Geschicklichkeiten und Umstände, welche bey ihm angetroffen werden, zur Pflicht und Beobachtung der Gesetze zu bringen suchen; und unsere Bemühungen verdoppeln, je mehr es dieselben zu vereiteln bemühet ist. Es ist eine beschwerliche Erhebung, welche uns aller Augen bloß stellet. Es ist eine mühselige Aufsicht, welche desto beschwerlicher und gefährlicher wird, je verderbter die Sitten der Menschen werden; welche, indem sie uns die Regeln anvertrauet, uns eine Macht ertheilet, die sich fast allezeit mehr durch das Weigern, als durch die

Gnade und Güte zu erkennen giebt, und uns so gar den Haß derer, die wir erretten und selig machen wollen, zuzieht. Ich will sagen, es ist ein Stand, dessen Sorgen, und Bemühungen unzählig und mit Undanke verknüpfet sind; dessen einzige Vorzüge in den Beyspielen bestehen, die zu einem Muster dienen können, und dessen ganze Macht und klügster Gebrauch des Eifers dahinaus läuft, daß er Murrende und Misvergnügte erreget. XI. Theil, 88. Seite.

Was stellet wohl den mehresten die Erwählung des heiligen Standes, wofür sie sich erkläret haben, vor die Augen? Die einen, welche durch die Umstände ihrer Geburt von dem zeitlichen Segen und den Vorzügen des Erstgebornen ausgeschlossen sind, und sich vielleicht, wie Esau, darüber betrüben, daß sie keine Ansprüche mehr darauf machen können, trösten sich damit, daß der Hausvater mehr als einen Segen hat, und halten den heiligsten und höchsten unter allen Ständen für den geringern Theil, für ein unvermeidliches Schicksal, für einen Wohlstand, den ihnen die Welt selbst auferleget, und für eine Achtung, die sie ihrem Namen, den Vortheilen ihres Hauses, und sich selbst schuldig sind. Die andern, welche von ihrer zarten Kindheit an zu hohen Dingen bestimmt, und durch die Reden, welche sie in dem Hause ihrer Aeltern öfters gehöret, gewöhnet worden sind, sich die fürchterliche Last des Priesterthums nur allein unter den angenehmen Bildern der Ehre und des Ansehens vorzustellen, laufen ihnen als ganz gewissen Gütern und Ehrenstellen nach. Weil sie dem gottlosen Heliodorus gleichen: so kommen sie aus keiner andern Ursache in den Tempel, als weil sie gehöret haben, sie würden in demselben unermeßliche Schätze antreffen, ob sie gleich darinnen sonst nichts finden sollen, als hei-

heilige niedergelegte Güter, welche nicht zur Beförderung ihres Stolzes und ihrer Weichlichkeit, sondern zum Unterhalte der Witwen und Waisen bestimmt sind. XI. Theil, 3. Seite.

Oftmals sucht man die geistlichen Aemter nur allein um der Belohnungen willen, die damit verbunden sind. Nach denen, welche am mehresten eintragen, läuft man am meisten; wenige aber bewerben sich um die, bey welchen es nur auf die Beförderung der Ehre Gottes und der Wohlfahrt des Nächsten ankömmt. Ein Mensch, der von einem niederträchtigen Geize eingenommen ist, begiebt sich zu den allerheiligsten Verrichtungen. Man schätzet die hohen Verrichtungen des Priesterthums, wie geringe und mechanische Werke, und sieht mehr darauf, was sie einbringen, als auf den Nutzen, den sie schaffen können. Man macht also den Altar, unter dem Vorwande, daß es erlaubt sey, von dem Altare zu leben, gleichsam zu einem Handwerke, das seinen Meister ernähret; und gewöhnet das Volk, daß es zwischen dem Solde eines Dieners des Allerhöchsten, und dem Tagelohne eines Weingärtners und Ackermannes, der das Feld bauet, keinen Unterschied macht. XI. Theil, 104. S.

Es giebt Personen, die eine ganz heilige Erhebung schändlichen Niederträchtigkeiten zu danken haben, die auf den priesterlichen Thron hinauf gekrochen sind, die nur deswegen in dem Heiligthume des lebendigen Gottes sitzen, weil sie in den Vorgemächern der Großen lange Zeit haben stehen müssen, und welche niemals über das Haupt der Menschen würden seyn gesetzet worden, wenn sie nicht unzähligemal auf eine niederträchtige Weise zu ihren Füßen gelegen hätten. IX. Th. 72. S.

Die

Die Erlangung der priesterlichen Würde ist für die mehresten der unglückselige Zeitpunct, da ihr Studieren aufhöret. Man hatte sich vorgesetzt, nicht mehr zu lernen, als erfordert würde, die geringen Prüfungen der Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit auszustehen, denen man sich unterwerfen muß, wenn man in dem Heiligen will aufgenommen werden. Hat man aber den heiligen und letzten Charakter einmal erhalten: so freuet man sich, daß man den Menschen von seiner Unwissenheit oder Geschicklichkeit keine Rechenschaft mehr geben darf. Die Bücher sind ein unnützer Hausrath geworden; oftmals hat man gar keine; und es ist schon viel, wenn man in einer Pfarre eine Bibel antrifft. XIII. Th. 172. 173. S.

Der heilige Charakter, welcher den Priester macht, ändert nichts an demjenigen, welcher den Menschen gebildet hat. Und wenn ein Priester, der von Natur verdrießlich, hitzig, unhöflich und eigensinnig ist, sieht, daß er nun eine Pfarre erhalten hat: so fehlet so viel, daß er in seinem neuen Stande eines Vaters und Hirten einen Zaum für seine natürliche Gemüthsbeschaffenheit, und neue Bewegungsgründe zur Sanftmuth und Liebe antreffen sollte, daß er vielmehr in demselben fast allezeit sonst nichts, als neue Gelegenheiten zur Unhöflichkeit, zum Eigensinne, und zu einer ausschweifenden Hitze antrifft. So lange man sich in einem niedrigen Stande, in welchem man unter andern stund, befand, war man ein sanftmüthiger und friedlicher Mensch. Das Verlangen, ein Ehrenamt zu erhalten, war weit stärker, als die natürliche Gemüthsbeschaffenheit, und überwand dieselbe. Man gehorchete willig und gerne. Kaum aber hat man ein Ehrenamt erhalten: so befiehlt man auf eine harte und unhöfliche Weise; und man zwingt sich nicht mehr, nachdem man in einen

nen neuen Stand gekommen ist, der uns sehr viele Bewegungsgründe, unsere natürliche Gemüthsneigung zu besänftigen, und ihr Einhalt zu thun, hätte an die Hand geben sollen. Es beklagt sich aber nicht etwan nur das gemeine Volk, die Herren von den Pfarren, welche geglaubet hatten, bey ihrem Pfarrer einen liebreichen und erbaulichen Umgang, bey ihren Unruhen und Bekümmernissen einen guten Rath, bey ihren Widerwärtigkeiten einen Trost, und bey der Entfernung, in welcher sie von den Städten, und von allem übrigen Beystande der Religion und Gesellschaft leben, einen wahren und christlichen Freund zu finden, treffen oftmals in demselben sonst nichts, als einen grausamen und wilden Mann an, der sich selbst gelassen ist, seinem hitzigen und mürrischen Kopfe folget, mit dem man keinen Umgang pflegen kann, der von keiner Höflichkeit etwas weiß, und sonst auf nichts aufmerksam ist, als daß er dem vornehmsten unter seinen Pfarrkindern keine Aufmerksamkeit erweiset; der ihm immer Verdruß macht, ihm widerspricht, und ihn auf diese Art so wohl gegen den Diener der Religion, als gegen die Religion selbst aufbringt. XIII. Th. 146. S.

Eine heilige Würde ist ein Amt, bey dem es eine wesentliche Pflicht für uns ist, mitten unter den Sorgen und Beschäfftigungen ein Vergnügen an der Einsamkeit und Andacht zu haben; bey den Leidenschaften und geheimen Schwachheiten, die wir mit ansehen, und welche uns bekannt gemacht werden, einen guten Namen und die priesterliche Unschuld und Schamhaftigkeit zu erhalten; ein Amt, vermöge welches wir mit den Menschen umgehen, und uns bisweilen auch so gar in die Paläste der Könige begeben, dennoch aber alle Einfalt, alle Ernsthaftig-

tigkeit und alle Kreuzigung der Wüsteneyen mit dahin nehmen, und allda durch unser Beyspiel die Weichlichkeit und den Stolz derer, so darinnen wohnen, verdammen müssen. Es ist ein Amt der Wachsamkeit, wo wir die geistlichen Waffen einer heiligen Ritterschaft, das Schwerdt des Wortes und den Schild des Glaubens und der Lehre beständig in den Händen haben müssen, damit wir wider Fleisch und Blut, wider die unsichtbaren Mächte, wider die Irrthümer, welche den uns anvertrauten heiligen Schatz verfälschen; oder wider die Vorurtheile und Grundsätze der Welt, welche die Regeln verderben, streiten können, weil die Misbräuche, die entweder wir dulden, oder nicht verbessern, unsere eigenen Fehler werden, und wo man uns die öffentlichen Ausschweifungen als unsere besondern Laster anrechnet. Ist wohl auf der Welt ein gefährlicherer Stand, als dieser, zu finden? Denn in diesem Stande werden uns, bey der fast allgemeinen Schwächung der Regeln und des Gesetzes, die öffentlichen Misbräuche aufgebürdet, und unsere eigene Unschuld wird als die geringste von unsern Pflichten angesehen. XI. Th. 90. S.

Einige, welche die Nichtigkeit der Ergötzlichkeiten, und das ungerechte Verfahren der Welt, die sie nicht achtet, einsehen, und so gar der Leidenschaften, bloß wegen des Leeren und der Bitterkeiten, die sie mit sich führen, überdrüßig sind, legen die Schande des weltlichen Kleides ab, und begeben sich nur darum in den geistlichen Stand, weil sie ihn für einen Weg halten, auf dem sie viel gewisser selig werden könnten, und wo sie der Wohlstand vor den Gelegenheiten zum fallen, die sie in der

Welt angetroffen hätten, bewahrete; und sehen einen hohen und göttlichen Stand, als eine Verbesserung ihrer vorhin begangenen Sünden und Laster an, da doch ehemals auch so gar die Bußfertigen von demselben ausgeschlossen waren, und er nur allein der Unschuld offen stund. Ein jeder betrachtet das Priesterthum nur allein in Absicht auf sich: niemand aber sieht es als einen Stand an, der etwas auf sich habe, und welcher unser Schicksal mit dem Schicksale der Völker verbindet, gleich als ob wir nur allein um unsert willen Priester wären. XI. Th. 4. S.

Wenn die Ehrenstellen der Kirche noch itzo, wie ehemals, arme und mühselige Dienste, ohne Glanz, ohne Pracht, und dem Hunger, der Blöße, den Verfolgungen und dem Tode ausgesetzet wären; würde man wohl so begierig darnach trachten? Wenn man sonst nichts thun dürfte, als bethen und lehren, und des Tages Last und Hitze tragen; wenn die Ehrenstellen des Heiligthums nichts angenehmers, als diese beyden Pflichten zeigeten; würde man wohl den Theil der Apostel sehr beneiden? Ach! man würde gar bald sehen, daß unser Eifer erkaltete. Unser Anhalten würde sich gar bald in Furcht und Schrecken, in Widerstreben, und in nichtige Entschuldigungen, die wir von unserer Unwürdigkeit und Schwachheit hernehmen würden, verwandeln. Mit einem Worte, wenn wir nur Menschenfischer werden sollten: so würden wir uns um die Führung des Schiffes eben nicht gar zu sehr bewerben. Aber wir wissen, daß das Meer, auf welches wir uns begeben wollen, Schätze in sich fasset; daß die Netze Petri die Kraft haben, auch so gar in dem Eingeweide eines Fisches eine Summe

me Geld zu finden; und in dieser Hoffnung wollen wir das Schiff führen, und ihm in seinem Amte nachfolgen. XI. Th. 108. 109. S.

Es verhält sich mit den Ehrenstellen des Heiligthums nicht so, wie mit den weltlichen Ehrenämtern. Diese, welche sich auf die Furcht, auf einen für die Leidenschaften der Menschen nöthigen Zaum, und auf ein äußerliches Ansehen, welches reden, und die Augen und Sinne hintergehen soll, gründen, haben zu ihrer Erhaltung eine gewisse äußerliche Pracht von nöthen. Die Majestät der Gesetze hat fast alle ihre Kraft und Macht von der Majestät des Regenten und seiner Diener. Es wird ein gewisser äußerlicher und in die Augen fallender Aufputz erfordert, um den Titeln, welche unter den Menschen die einen über die andern erheben, Ehrerbiethung zu verschaffen. Die Macht der Regenten rühret einzig und allein von Gott her: aber der Stolz hat hernach die mehresten geringern Titel erfunden, welche einen so großen Unterschied unter ihren Unterthanen machen. Es muß also auch der Stolz dasjenige unterstützen, was er ganz allein erfunden hat. Er muß nichtigen Titeln einen Glanz verschaffen, damit er das Leere und Nichts derselben verbergen, und ihnen eine Art der Wirklichkeit verschaffen möge. Aber den Glanz der Ehrenstellen des Heiligthums machen die Unschuld, die Heiligkeit, die Gerechtigkeit, die Ehrbarkeit, die Armuth, der Eifer und die Arbeit aus. Sie gründen sich nur allein auf die Verachtung der Welt, und alles dessen, was nur in den Augen der Sinne glänzet, weil sie nur deswegen eingeführet sind, damit sie den Gläubigen ein Beyspiel

davon geben, und ihnen dasselbe einflößen mögen. Die Pracht ist keinesweges der Zustand der Kirche auf der Welt. Sie ist allhier ein Fremdling, über die Abwesenheit ihres Bräutigams bekümmert, und wegen der Aergernisse, die sie beschimpfen, der Verfolgungen, die sie beunruhigen, der Spaltungen, die sie zerrütten, und der häuslichen Wunden, die sie mit einem Schmerzensschwerdte durchboren, betrübt. Es sollen also *ihre* Diener zu einer Zeit, da sie trauert und Schmerzen empfindet, nicht kommen, und ihrer durch eine so übel angewendete Pracht, die von ihrem Geiste so weit entfernet ist, spotten. XI. Th. 271. S.

Was führet man wohl heute zu Tage *als eine Ursache* an, die uns ein Recht zu den Ehrenstellen und dem wichtigen Amte des Tempels giebt? Den Namen und die Geburt. Gleich als ob der nichtige Glanz eines Namens, welcher vielleicht nur durch die Laster und den Ehrgeiz unserer Vorfahren berühmt geworden ist, uns nebst ihrem Geblüte, die Demuth, die Schamhaftigkeit, den Eifer, die Unschuld und die Heiligkeit, die sie doch niemals selbst gehabt hatten, verschaffen könnte; und gleich als ob ein bloß menschlicher Vorzug, welcher den Stolz, die Weichlichkeit, die Pracht, die Verschwendung, und einen Lebenswandel, der dem Geiste unsers Amtes allezeit zuwider ist, nach sich zieht, uns selbst dazu tüchtig machen sollte. Der Adel, der zu unsern erhabenen Verrichtungen erfordert wird, ist ein Adel der Seele, ein heldenmüthiges Herz, und ein priesterlicher Muth, der bey den Drohungen und der Ungnade der Welt eben so unbeweglich ist, als bey ihrer Gunst und bey ihren Verheis-

sungen. Das einzige, was unsern Stand beschimpfet, ist ein befleckter Lebenswandel, schändliche Sitten, weltliche Neigungen, ein niederträchtiges Herz, das die Regeln und Pflichten der Gunst der Menschen aufopfert. Seit dem die Kaiser und Beherrscher der Welt sich unter das Joch des Glaubens gedemüthiget haben, hat die Kirche äußerlichen Glanz genug. Sie hat nicht nöthig, denselben von ihren Dienern zu entlehnen. Der Schutz der Regenten befestiget ihre Ruhe, und machet, daß ihr die Völker Ehrfurcht und Gehorsam erweisen. Sehet, wozu ihr die Mächtigen der Welt nütze sind. Aber der Adel und die menschliche Hoheit ihrer Diener sind ihr zur Last. Güter, welche zu einem heiligen Gebrauche gewiedmet und bestimmt sind, den wahrhaftig Elenden und Armen beyzuspringen, müssen zur Ausschmückung des Gespenstes des Namens und der Geburt angewendet werden. Es wurden auch ihre Stifter und ihre berühmtesten Hirten und Lehrer anfänglich aus dem gemeinen Volke genommen. Die Zeiten ihres Ruhms und ihrer Ehre waren diejenigen, in welchen ihre Diener nur das Auskehrig der Welt waren. Sie hat aber angefangen, aus der Art zu schlagen, seit dem sich die Mächtigen der Welt auf den priesterlichen Thron gesetzet haben, und die weltliche Pracht nebst ihnen in den Tempel gekommen ist. XI. Theil, 109 = 111. S.

Sobald wir zu Priestern sind gesalbet worden, hören wir in einem gewissen Verstande auf, Bürger und Glieder der Republik zu seyn. Ob wir gleich, vermöge der öffentlichen Pflichten, welche uns mit dem Staate verbinden, mit den übrigen Menschen vereiniget sind: so

machen wir doch ein besonderes Volk, ein heiliges Geschlechte, ein königliches Priesterthum aus. Wir fangen an unter andern Gesetzen zu leben, neue Verhältnisse zu haben, und weit heiligere Verbindungen einzugehen. Wir hören nicht auf Glieder des Staates, von Seiten des Gehorsams und der Unterthänigkeit zu seyn, die wir der von Gott gesetzten Obrigkeit schuldig sind. Wir sind so gar verbunden den übrigen Gläubigen in diesem Stücke zu einem Muster zu dienen, und dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Wir hören nur auf Glieder der Republik zu seyn, in Ansehung der öffentlichen Verrichtungen, die sie von ihren Gliedern fordert. Die heiligen Geheimnisse werden unsere einzigen Beschäfftigungen; die Tempel unsere Häuser; die heiligen Altäre unsere Ehrenstellen; die Werke der Gottseligkeit und der Liebe, unsere Steuern und öffentlichen Anlagen; und die Lieder und Gesänge unserer öffentlichen Ergötzlichkeiten. Um dieser Ursache willen machen die Gesetze bey den gemeinen Diensten und Bedürfnissen des Staates gar keine Rechnung auf uns. Sie zählen uns nicht mit unter die Glieder der Gesellschaft. Sie sehen uns als Leute an, die von den übrigen Bürgern abgesondert, und von den Pflichten und dem Zwange des bürgerlichen Lebens befreyet sind. Sie begeben sich, so zu sagen, des Rechtes, welches sie über uns hatten, und überlassen uns ganz und gar weit heiligern Diensten und Verrichtungen. Sie verehren die große Andacht, welche unsere Verrichtungen erfordern, und gönnen uns eine heilige Ruhe, damit wir die Dienste, welche wir der Republik nicht erweisen, durch unsere Gebethe und Opfer ersetzen können. Die ganze Person eines Priesters ist gleichsam ein heiliges

Schau-

Schauspiel, das allezeit mit Ehrerbiethung, Ernsthaftigkeit und Wohlanständigkeit umgeben seyn soll, und welches man nicht anders, als mit einer gewissen Verehrung betrachten sollte. XI. Th. 42. S.

Obgleich die Welt ganz verderbt ist: so tadelt sie doch ingeheim an den Geistlichen und Kirchendienern die Pracht und die Verschwendung, woraus sie ihnen eine Ehre zu machen scheint. Sie ist der erste und strengste Tadler eines Misbrauches, der doch ihr Werk ist. So blind und ungerecht, als sie auch immer ist: so heget sie doch gegen die Majestät der Religion noch Ehrerbiethung genug, daß sie einsieht und begreift, ihre Diener sollten sie vielmehr durch ihren heiligen Lebenswandel, als durch die Pracht, die man an ihnen erblicket, ehren. Sie sieht ein, wie lächerlich und unanständig eine Pracht ist, die mit einem heiligen Stande, und mit dem Gebrauche eines Gutes verbunden ist, welches man der Gottseligkeit und Barmherzigkeit gewiedmet hat. Die weltlichgesinntesten Menschen sind selbst unwillig, und ärgern sich, wenn sie sehen, daß Reichthümer, die man von dem Altare weggenommen hat, zur Schwelgerey, Wollust, Unmäßsigkeit, und zu aller weltlichen Pracht angewendet werden. Sie spotten ihrer gottseligen Vorfahren, daß sie so einfältig gewesen, und den Kirchen so beträchtliche Güter hinterlassen, die Weichlichkeit, Eitelkeit und Pracht ihrer Diener zu unterhalten; und daß sie die Güter und das Erbe ihrer Häuser nur zu dem Ende vermindert haben, damit sie die Misbräuche und die Aergernisse der Kirche vermehren möchten. Sie sagen, diese aus ihren Häusern hergeflossenen Güter würden weit besser seyn ange-

gewendet worden, ihre Kinder zu erziehen, und sie in den Stand zu setzen, dem Vaterlande zu dienen, als die Pracht und Faulheit eines Geistlichen zu unterhalten, der weder der Kirche noch dem Staate etwas nütze ist. Sie beklagen sich, die Geistlichen lebten ganz allein im Ueberflusse, da indessen alle übrige Stände Mangel litten, und alle übrige Einwohner die elenden Zeiten empfinden müßten. Als die Ketzerey in dem vergangenen Jahrhunderte die Güter, die der Kirche gewidmet waren, misbrauchte: so bediente sie sich dabey keines andern Vorwandes, als eben dieses. Die weltlichen Dinge, wozu die mehresten Kirchendiener die Schätze des Heiligthums anwendeten, gaben ihnen Gelegenheit, sie dem Altare zu entreißen, und der Welt Güter wieder zu geben, welche die Geistlichen nur allein für die Welt anwendeten. XI. Th. 277. S.

Man führet die Wunden und Dienste seiner Anverwandten als Dinge an, die ein unstreitiges Recht zu den Würden und Ehrenstellen der Kirche verschaffen. Die Unschuld, Sanftmuth und Ruhe des Heiligthums soll eine Belohnung des Raubens und Mordens, Sengens und Brennens werden. Die Kirche, die einen so großen Abscheu vor dem Blute hat, soll, so zu sagen, ihre Würden und Ehrenstellen damit beflecken. Die Kriege und Verheerungen, worüber sie seufzet, sollen mit einer Ehrenstelle und mit einem Amte des Friedens und der Versöhnung belohnet werden. Wunden, welche dem Vaterlande haben Ehre bringen können, sollen ein Recht haben, der Kirche eine schändliche Wunde zu versetzen; und die Tapferkeit im Kriege soll den

Gläu-

Gläubigen Diener der Liebe und Demuth verschaffen. Die Kriegsdienste können uns zwar unter den Kriegern der Welt, aber nicht unter den Streitern Jesu Christi Ehrenstellen zuwege bringen. Sie können den Kriegsheeren Anführer, und den Provinzen Befehlshaber, aber den Kirchen keine Hirten und Lehrer geben. Man kann die Tapferkeit mit den äußerlichen Ehrenzeichen, die unsere Könige tragen, aber nicht mit dem Orden und den Ehrenzeichen des Priesterthums zieren. Sind wohl die Kriege, in welchen sich unsere Anverwandten hervorgethan haben, für uns Merkmaale des Berufs zu einem Stande geworden, dessen vornehmste Verrichtung darinnen besteht, daß er der Welt den Frieden verkündiget? Was haben die Ehrenstellen des Krieges mit der Unschuld des Heiligthums, und die Siege, die man mit einem Schwerdte des Todes und der Wuth über die Menschen ersicht, mit den Siegen, die man mit dem Schwerdte des Wortes des Lebens und der Seligkeit über die Sünder erfechten soll, mit einander gemein? XI. Th. 112. S.

Kann sich wohl ein Priester, ein Hirte und Lehrer, auf seinen Namen und seine Geburt berufen, und mit denselben seine Pracht und seine Verschwendungen entschuldigen? Allein, würde er wohl von dem hinterlassenen Vermögen seiner Aeltern so viel bekommen haben, als zur Unterstützung seines eitlen Namens erfordert wird, dessen unvermeidliche Verschwendungen und Ausgaben er so hoch hinauf steigen läßt? Da er vielleicht der letzte von einer zahlreichen Familie ist, oder doch wenigstens an den Rechten und Vorzügen der Erst-

geburt keinen Theil hat: so würde er in der Welt mit einem gar mittelmäßigen Vermögen, und mit dem Theile des Jüngsten, welcher auch in den alleraltesten Häusern allemal gar klein ist, haben vorlieb nehmen müssen. Wie! die Kirche sollte verbunden seyn, denen Pracht und Ueberfluß zu verschaffen, welche die Welt in ehrbare mittelmäßige Umstände würde versetzet haben? Sie wollten von dem Erbtheile der Armen besser und gemächlicher leben, als sie von dem Erbtheile ihrer Vorfahren würden gelebet haben? Ihr Name würde in der Welt bey ihrem schlechten Glücke, und bey ihrem mittelmäßigen Vermögen keinen Schaden gelitten haben; aber in der Kirche würde ihnen ihre Mäßigkeit und Ehrbarkeit nachtheilig gewesen seyn? Wie! die *Welt*, *welche* das Gespenste der Eitelkeit, des Namens und der Geburt hervorgebracht, würde ihr Werk an ihnen nicht unterstützet und befördert haben; und die Kirche sollte verbunden seyn, es zu thun, da sie doch diese Eitelkeit verdammet und bestreitet? Es sollte dem Wohlstande der Welt nicht nachtheilig seyn, wenn ihr Glück nicht mit ihren Namen übereinstimmete; aber wider den Wohlstand der Kirche sollte es laufen, wenn ihr unschuldiger, einfältiger, mässiger und gottesfürchtiger Lebenswandel mit ihrem heiligen Charakter übereinstimmete? XI. Th. 288 291. S.

Von

Von
den Predigern.

Die Prediger sehen sich genöthiget gegen unsern Verdruß und Ekel Achtung zu haben, und bisweilen unter die Wahrheit menschliche Zierrathen zu mischen, die sie allemal schwächen. Es scheint, als ob sie kämen, ihrentwegen mit uns zu reden; und als ob wir sie als Unverschämte anhöreten, die uns um eine Gnade bitten wollten.

Man freuet sich bisweilen, daß man gegen die Wahrheiten, die man anhöret, unempfindlich ist. Man suchet eine gewisse Stärke und Eitelkeit darinnen, wenn man sie, ohne gerührt zu werden, anhören kann. Man sieht es vielleicht als eine Wohlanständigkeit und einen großen Verstand an, daß das, was alle andere rühret, uns ganz allein in Ruhe läßt. Man prahlet vielleicht mit seiner Unempfindlichkeit. Es scheint, als wäre es in Ansehung unser eine Schwachheit, wenn wir gegen Wahrheiten empfindlich wären, welche ehemals Weltweise und Kaiser besiegeten. Allein, es ist das sicherste Kennzeichen eines eiteln und leichtsinnigen Geistes, einer

mittelmäßigen und kleinen Vernunft, eines schlechten und keiner Größe und Hoheit fähigen Herzens, wenn man nirgends etwas antrifft, das uns rühret, das uns in Erstaunen setzet, das uns genug thut, und uns bey so weisen und erhabenen Wahrheiten unserer Sittenlehre einnimmt.

Wenn wir uns bey einem weltlichen Schauspiele befinden: so bedauern wir die Augenblicke nicht, die wir auf so nichtige Ergötzlichkeiten verwenden. Wir gedenken weder an unsere Geschäffte, noch an unser Glück, noch an unsere Familiensachen. Und wenn wir alles übrige vergessen haben: so ergötzet sich der Geist, der für weit ernsthaftere Dinge geboren ist, *begierig* an erdichteten Begebenheiten. Von diesen Orten geht man allezeit ganz satt, eingenommen und außer sich von den geilen Dingen hinweg, die man auf einer sündlichen Schaubühne abgesungen hat. Man wiederhohlet die Stellen, welche weit gefährlichere Eindrücke in das Herz gemachet haben; ja man bringt das Andenken derselben so gar bis vor die Altäre. Diese für die Unschuld so gefährlichen Bilder können nicht wieder ausgerottet werden; und wenn man von der Anhörung des göttlichen Wortes hinweggeht: so besteht vielleicht alles, was man davon behalten hat, in den Fehlern desjenigen, der es vorgetragen hat.

Wie viele von denen, die sich weise zu seyn dünken, und Einsicht und Vernunft zu besitzen vermeynen, hören die Prediger mit einem vorbereiteten Geiste, und als solche an, die wider alles Schrecken des heiligen

Wor-

Wortes auf ihrer Hut sind! Sie machen sich zwar keine Ehre daraus, gegen alle und jede Wahrheit unempfindlich zu seyn: sie sehen aber doch das heilige Predigtamt als eine Vergrößerungskunst an. Die heiligsten Bewegungen des Eifers sind in ihren Augen nichts anders, als ausstudirte Wendungen einer menschlichen Kunst; die schrecklichsten Drohungen sind Einfälle einer eitlen Beredtsamkeit; die unstreitigsten Grundsätze, Reden, bey welchen sich mehr Gewohnheit, als Wahrheit befindet; und die Aussprüche, welche vor andern vermögend sind die Gewissen in Unruhe zu setzen, Redensarten, wovon ein jeder so viel glauben kann, als er will. Man setzet der Wahrheit unaufhörlich ingeheim die Grundsätze der Welt entgegen, die ihr widersprechen. Man kömmt die Wahrheit zu bestreiten, nicht aber ihrer Stärke und ihrem Lichte nachzugeben; und ein heimlicher Verfechter der Welt und der Leidenschaften auch sogar an dem heiligen Orte zu seyn, wo sie verdammet und bestritten werden sollen.

Ein jeder betrachtet sich täglich von gewissen guten Seiten, welche ihn hindern, daß er sich nicht als denjenigen ansieht, der er wirklich ist. Wir mögen, so zu sagen, immerhin mit Fingern auf ihn weisen; er findet allemal etwas an sich, welches hindert, daß er keine Aehnlichkeit erblicket. Man saget ingeheim zu sich selbst: Ich bin der Mensch nicht. Und zu eben der Zeit, da vielleicht alle Menschen die Wahrheiten, die uns so ähnlich sind, auf uns deuten, sind wir die einzigen, die sich an denselben nicht erkennen, und vielleicht weiter nichts, als die Mängel und Gebrechen unserer

Brüder wahrnehmen. Wir suchen zu unseren eigenen Bildnissen fremde Aehnlichkeiten. Wir sind scharfsinnig den Streich andere treffen zu lassen, den die Wahrheit uns hatte versetzen wollen. Die boshafte Anwendung ist der einzige Nutzen, den wir von der Abschilderung haben, welche auf der Kanzel von unsern Lastern gemachet wird, und wir richten unsere Brüder auf eine verwegene Weise, da wir doch uns selbst hätten richten sollen.

Die Prediger schonen vielleicht unsere Schwachheit nur gar zu sehr. Sie haben vielleicht zu viel Hochachtung gegen Gewohnheiten, die ein langer Gebrauch geheiliget hat; weil sie befürchten, es möchte scheinen, als ob sie die großen Beyspiele bestraften, die jene rechtfertigen. Sie unterstehen sich fast nicht, von gewissen Unordnungen zu reden, aus Furcht, es möchte das Ansehen haben, als ob ihre Bestrafungen mehr gegen die Personen, als gegen das Laster gerichtet wären. Sie lassen es dabey bewenden, daß sie uns gewisse Wahrheiten von weitem zeigen, die sie uns doch nahe vor die Augen legen sollten. Sie ertheilen oftmals aus Schwachheit Lobsprüche, wo sie aus Eifer strafen und verfluchen sollten. Sie lassen sich, wie die Welt, durch Namen und Titel blenden. Und weil sie uns Hochachtung schuldig sind: so geschieht es oftmals, daß sie uns die Wahrheit vorenthalten, vor welcher sie noch weit mehr Ehrerbiethung haben sollten.

Unter allen denen, die eine Predigt anhören, werden heute zu Tage sehr wenige gefunden, die sich nicht zu Richtern und Beurtheilern des heiligen Wortes aufwerfen.

sen. Man kömmt aus keiner andern Absicht dahin, als von der Geschicklichkeit derer, die es vortragen, zu urtheilen; thörichte Vergleichungen anzustellen; und von dem Unterschiede der Tage und des Vortrages zu reden. Man machet sich eine Ehre daraus, daß man ein Herz hat, welches nicht ohne viele Mühe kann gerühret werden. Man geht unvermerkt über die wichtigsten Wahrheiten hin, die einen sehr großen Nutzen schaffen würden; ja der ganze Nutzen, den man von einer geistlichen Rede hat, besteht darinnen, daß man die Fehler derselben besser, als ein anderer, wahrgenommen hat. II. Th. 155-176. Seite.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Massillon, Jean Baptiste,

Johann Baptist Massillon, Königl. Hofpredigers und Bischofs zu Clermont, Gedanken über verschiedene Materien der Sittenlehre aus desselben gesammten Schriften gezogen, und aus dem Französischen übersetzt

Dresden 1759

Hom. 963-14/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10460652-5
VD18 80412033